INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHOTHERAPIE
PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

14. JAHRGANG 1936



SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1968

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHO-THERAPIE, PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ALFRED ADLER

PROFESSOR AM LONG ISLAND MEDICAL COLLEGE, NEW YORK

14. JAHRGANG 1936

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1968

Nachgedruckt mit Genehmigung des Vereins für Individualpsychologie, Wien.

Inhalt des XIV. Jahrganges.

I. Artikel



Das Todesproblem in der Neurose.

Von Prof. Dr. ALFRED ADLER (New York).

Es ist wenig darüber bekannt, wie die Erfahrung des Todes auf das Kind im frühen Alter wirkt. Sicherlich läßt sich eine einheitliche Antwort nicht finden. Unseren Befunden gemäß ist es sicher, daß die Fertigstellung des Lebensstils etwa im 3. Lebensjahr einen entscheidenden Unterschied ausmacht. Vor dieser Zeit scheint der Eindruck oder die Haftung einer solchen Erfahrung kaum anders zu sein als das Verschwinden einer mehr oder weniger bekannten Person oder Sache, eine recht häufige Begebenheit im Leben des Kindes, Eindruck machen kann. Vielleicht wirkt sich ein solcher Eindruck derart aus, daß das Kind sich auf die Tatsache des Verschwindens nach seinem eigenen Gutdünken einstellt. Es dürfte mit der Tatsache, daß Personen und Dinge verschwinden können, rechnen lernen.

Anders, wenn es nach dem 3. Jahre etwa in den Hauptlinien seines Lebensstils zu den Problemen der Außenwelt Stellung genommen hat. Da wird eine solche Erfahrung oder der Anblick eines Toten nach diesen Hauptlinien gemessen, perzipiert, assimiliert, verdaut und beantwortet. Der höhere oder geringere Grad des Fertigwerdens mit erledigten Tatsachen wirkt sich dabei wohl aus. So auch bei Erwachsenen. Daß dabei der verzärtelte Lebensstil mit seinem „Alles-oder-Nichts"-Komplex, mit seiner Ichbezogenheit, mit seinem Leiden bei unerfüllten Wünschen und mit seinen aufgepeitschten Gefühlen deutlicher hervortritt, in tausend Varianten, ist individualpsychologisch leicht festzustellen. Daß dieser „verzärtelte Lebensstil" als ihre eigene Schöpfung fast häufiger bei vernachlässigten oder sich vernachlässigt fühlenden Kindern zustande kommt, habe ich stets betont. Da spielt dann die größere oder geringere Verbundenheit des Kindes mit der verstorbenen Person die Hauptrolle. Es kommt nicht selten vor, daß ungeliebte oder die Verbundenheit des Kindes mit einer anderen Person störende Personen durch ihren Tod keinerlei traurige Empfindung auslösen, gelegentlich sogar Genugtuung. Was das Kind dabei denkt, ein Verschwundensein auf ewig oder eine zeitliche Begrenztheit, ist sicherlich auch in Betracht zu ziehen. Ebenso seine Auffassung von der Größe des Unglücks, das die verstorbene Person und die Umgebung betroffen hat.

Die Allgemeinheit der Tatsache des Sterbens wirkt sich wieder in verschiedener Weise aus, sicherlich immer auch in der Beziehung auf die eigene Person. Zu der Tatsache, daß das Leben beschränkt ist, nimmt jeder in seiner ganzen Haltung zum Leben Stellung. Alle seelischen und automatischen Ausdrucksformen nehmen teil daran. Selbstmord und verschleierte Formen desselben, wie Wahnsinn und Süchtigkeit, sind mehr

oder weniger aktive Stellungnahmen gegen vermeintliche Verhinderungen, den Gesetzen des Lebens weiter folgen zu können.

Kein Widerspruch wird sich finden lassen gegen die individualpsychologische Auffassung, daß in der sich mit evolutionärer Kraft durchsetzenden Struktur des Lebens drei Hauptlinien zu erkennen sind. Die eine nach Verewigung menschlichen Lebens strebend, die andere nach erfolgreicher Überwindung äußerer Schwierigkeiten, die dritte nach Stellungnahme zu den Aufgaben des gesellschaftlichen Lebens. Alle drei Strebungen sind Teile eines untrennbaren Ganzen, der Funktion des Lebens. Die Bedrohung einer derselben, die Blockade einer derselben im Gefühl des Lebenden infolge fehlerhafter Richtung, eines fehlerhaften Endziels, eines fehlerhaften Lebensstils, bedrohen das Ganze, erscheinen als Gefahr für das Leben. Die dabei entstehenden Schockresultate werden im besten Falle überwunden, sonst aber durch die drohende Gefahr einer entscheidenden Niederlage als erleichternde Alibis fixiert (Neurose) oder bei größerer Aktivität durch aktive Fehlschläge (Delinquenz etc.) zum scheinbar erfolgversprechenden Abweg weitergeführt. Der Schock manifestiert sich immer im Ausdruck der Unfähigkeit, ein vorliegendes, notwendiges soziales Problem zu lösen (Minderwertigkeitskomplex), aus dem sich dann in der Ergriffenheit des Körpers und der Psyche der Rückzug vom Problem oder der Aufstieg ergibt, im Falle unterwertigen Gemeinschaftsgefühls der aktive Fehlschlag.

Diese Phase der Erschütterung liegt immer auf dem Wege der Todesfurcht, da die Linie zur erfolgreichen Lösung des vorliegenden Problems vorerst abgeschnitten zu sein scheint. Die erfolgreiche Problemlösung aber ist ein Bestandteil der Lebensmöglichkeit.

Ein 5jähriger Junge erhielt von seiner Tante eine Ohrfeige. Laut weinend rief er aus: „Wie kann ich weiterleben, nachdem du mich so erniedrigt hast?“ In späteren Jahren entwickelte er eine Melancholie, in der er stets den Tod und Selbstmord im Sinne hatte.

Wie wenig andererseits der Tod Kinder berührt, die den verzärtelten Lebensstil besitzen und zugleich — eine der tausend Nuancen — daran gewöhnt sind, daß ihnen die betreuende Person Personen und Sachen entzieht, zeigt der Fall eines 6jährigen Jungen, dem man den Tod seines Vaters mitteilte, worauf er sich an seine Gouvernante wandte und sie fragte: „Kann ich jetzt spielen gehen?“ Ich traf ihn 30 Jahre später, als er finanziell zugrunde ging. Er trug es mit der gleichen Unberührtheit, wie den Tod seines Vaters.

Bei Neurotikern, die, wie ich gezeigt habe, alle den verzärtelten Lebensstil besitzen, wenig Gemeinschaftsgefühl in der Kindheit entwickelt haben und ebensowenig Aktivität, fällt schwer ins Gewicht, sobald sie vor einer Niederlage zu stehen glauben, die ihre Eitelkeit, ihr Prestige zu erschüttern droht, daß sie in ihrem Gefühlsüberschwang einen so schweren Schock erleiden, der ihnen wie der Tod zu Gemüte kommt. Einen Schritt weiter, und sie sehen im Tod die einzige Hoffnung, einen eminenten Prestigeverlust zu vermeiden, wie im Selbstmord oder im Spiel mit einem Todeswunsch. *Freud* hat schon lange vorher diesen Todeswunsch in den Träumen seiner Patienten nachgewiesen, ihn aber gemäß seiner Auffas-

sung von der Sexuallibido und von dem angeborenen Destruktionstrieb mißverstanden. Er hat trotz meiner Hinweise bisher übersehen, daß der von Kindheit an „potentielle“ Neurotiker zu viel an sich denkt („Warum soll ich meinen Nächsten lieben?“), wegen seines der Wirklichkeit entfremdeten Weltbildes wie in Feindesland lebt, überempfindlich, ungeduldig, überhitzt in seinen Gefühlen und in der Überschätzung seiner eigenen Person unweigerlich zu dem künstlichen Erziehungsfehler des „passiven“ Ressentiments kommt, wie ich im „Aggressionstrieb in der Neurose“, 1908, und in „Über den nervösen Charakter“, 1912, auseinandergesetzt habe. Die mangelhafte Entwicklung seines Gemeinschaftsgefühls und seiner Aktivität macht aus ihm den Erwartungstyp (siehe auch *Kräpelin*), der das Gemeinschaftsgefühl der andern voraussetzt und ausbeutet, im Gegensatz zum Delinquenten, der den andern als Gegner und Beute betrachtet.

Stets anläßlich eines „exogenen Fakts“, einer sozial zu lösenden Aufgabe, der sich der potentielle Neurotiker nicht gewachsen glaubt und die sein hoch gesteigertes Prestigeverlangen zu vernichten droht, erfolgt der Schock, der körperliche und seelische Irritationen, Symptome, hervorruft. Nun erfolgt die Rettung vor endgültigem Prestigeverlust ähnlich wie in der Kindheit, wenn ein Erfolg verweigert war. Das ganze Interesse des Neurotikers wendet sich den Schockresultaten, den Symptomen, zu. Die mit Prestigeverlust drohende Aufgabe ist nahezu vergessen, der Patient erklärt sich „wegen der Symptome und nur wegen dieser“ unfähig, seine Aufgabe zu lösen, und erwartet deren Lösung von den andern, oder zumindest die Enthebung von allen Forderungen, nicht selten auch nur „mildernde Umstände“. Er hat sein erleichterndes „Alibi“ und fühlt sein Prestige gewahrt. Die dem Lebensprozeß eingebettete Erfolgslinie kann weiter unter Zahlung der Unkosten frei von Unterbrechung bleiben. Das so wichtige Prinzip des Lebens, Streben nach erfolgreicher Lösung eines Problems, ist nicht mehr bedroht, das Todesproblem rückt in die Ferne. Kann aber mehr oder weniger deutlich im Auge behalten werden, je nach dem Lebensstil des Betroffenen, das eine Mal deutlicher, das andre Mal undeutlich, — *Freud* würde sagen: unterdrückt im Unbewußten. Das Leiden des Patienten ist real, meist zum Schutze vor Prestigeverlust übertrieben. Es ist ein allgemeiner Mißbrauch in der psychiatrischen Literatur, als ob der Patient in die Neurose flüchte, als ob er in seine Symptome verliebt wäre, als ob er seine Symptome nicht aufgeben wollte. Im Gegenteil: er gäbe sie gerne auf, wenn er nicht das scheinbar schwerere Übel riskieren würde: die Todesgefahr im Prestigeverlust.

Törichte Anfänger im Verständnis der Individualpsychologie ziehen den Schluß, als ob wir den Neurotiker verantwortlich machen wollten für sein Leiden. Dies Mißverständnis rührt wohl aus einer Unkenntnis der Unzulänglichkeit unserer Sprache her. Indem wir es begreiflich machen, schließen sie, als ob auch der Patient begreifen könnte. Er ist erst verantwortlich, nachdem er begriffen hat. So auch der Kritiker.

Die Erfassung des obigen Problems eröffnet eine weite Perspektive. Der faktische Tod bedeutet ja gleichfalls das Ende des Strebens nach erfolgreicher Lösung der Lebensprobleme. Die vielfachen Strebungen, den leiblichen Tod in seiner Geltung zu verringern, sind bekannt. Der geistige

Tod, wie er besonders dem Neurotiker vorschwebt, hat nicht weniger schreckende Kraft.

Hier ein Beispiel aus der klinischen Praxis:

Eine 30jährige Lehrerin, seit 6 Monaten verheiratet, hat in dem ökonomischen Sturm der letzten Jahre ihre Stellung verloren. Auch ihr Mann wurde stellungslos, und so entschloß sie sich, sehr gegen ihren Willen, eine Stelle als Schreibkraft anzunehmen. Täglich fuhr sie in einer Untergrundbahn zu ihrer Arbeit, als eines Tages sie der Gedanke überfiel, *wenn sie nicht sofort von ihrem Stuhl aufstünde, so müßte sie sterben.* Sie wurde von Kollegen nach Hause gebracht, wo sie sich von ihrem Schrecken erholte. Aber nun überfiel sie derselbe schreckliche Gedanke an einen plötzlichen Tod jedesmal, wenn sie die Untergrundbahn benützte, so daß eine Weiterarbeit gänzlich ausgeschlossen war.

Die generelle Einsicht in den Fall war nicht schwer. Die Individualpsychologie legt mehr als andere Schulen Gewicht auf die Art der Bewegung und rechnet dieselbe gleich wie die Bewegung des Sprechens zu den deutbaren Ausdruckformen des Individuums. Auch das gedankliche und aussprechbare Material ist durchsetzt von unverstandenen Regungen, wie ich gezeigt habe. Das gleiche gilt für alle andern Arten der Bewegung, die sich im Zusammenhang mit der Außenwelt zeigen. Das Untersuchungsfeld der Individualpsychologie ist, im Gegensatz zum Untersuchungsmaterial anderer Schulen, die in Akten vollzogene Beziehung eines eigenartig stilisierten Individuums zu Fragen der Außenwelt. Die Inhalte und Einzelfunktionen des Seelenlebens (Perzeption, Gedächtnis, Denk- und Fühlsphäre, Instinkte, Libido, Triebe, Reflexe, Ganzheiten etc.) nehmen das Interesse anderer Schulen mehr in Anspruch. Wir sind dankbar für jede Erweiterung unseres Wissens in dieser Richtung, sind aber weit entfernt anzunehmen, daß aus selbst erkannten Inhalten das Rätsel einer einmaligen Persönlichkeit verstanden werden kann. Deshalb befassen wir uns mit dem nahezu Meßbaren, der Bezogenheit des einmaligen Individuums zu den Lebensproblemen. Wer diese Unterschiede im untersuchten Material nicht kennt, wird leicht geneigt sein, jede andere als seine Schule als „unwissenschaftlich", als „nicht tief genug" etc. zu verwerfen.

Sehen wir also in unserem Falle vom gedanklichen Inhalt der angstvollen Vorstellung der Patientin ab, der ihr den Tod als drohend vor Augen führt, so finden wir eine Bewegung, die nach unserer Voraussetzung als für die Patientin erfolgreich anzusehen ist. Sie bewegt sich demnach von einem als Niederlage empfundenen Platz zu einer andern Stelle, die irgendwie Schutz verspricht vor der befürchteten Niederlage. Setzen wir nun die Inhalte ein, so muß der Sitz auf jedem Stuhle, und offenbar was damit zusammenhängt, die Arbeit an dieser Stelle, als erniedrigend, als völlige Niederlage ihr erschienen sein. Daraus allein läßt sich vieles über den Lebensstil und das Weltbild dieser Patientin sagen. Sie muß große Eitelkeit besitzen, Eigendünkel, ein wahrscheinlich übertriebenes Selbstbewußtsein, muß einen Mangel an Gemeinschaftsgefühl aufweisen und einen Mangel an Aktivität, eine spezielle Nuance des „verzärtelten Lebensstils". Es müßten schon starke Argumente ins Treffen zu führen sein, um diese Schlußfolgerungen aufzuheben.

Aber, so sehr wir selbst von unseren Schlüssen überzeugt sein mögen, wir haben die Pflicht, die Patientin zu überzeugen und Lernende zu unterrichten. Daher haben wir aus ihrer genauen Biographie Bestätigungen zu erbringen, auch auf die Gefahr hin, uns selbst korrigieren zu müssen. Aus ihrer Kindheit entnehmen wir, daß sie die zweite Schwester unter drei Kindern war. Das dritte Kind war ein Knabe. Ich habe gezeigt, daß der Zweitgeborene leicht eine Erfolgsmöglichkeit dahin ausarbeitet, dem ersten über den Kopf zu wachsen. So war es auch hier. Die Patientin erzählte, daß ihre Schwester bei dem mürrischen Vater nie etwas durchsetzen konnte, sie immer, und zwar zumeist durch Weinen. Diese als „Wasserkraft" zu bezeichnende Beziehung zum andern ist die Waffe des Schwachen, des weniger aktiven Menschen, und verspricht Erfolg durch Erweichung des andern. Mit demselben Mittel erreichte sie es auch, jeden Vorteil ihrer Schwester auch für sich in Anspruch zu nehmen. Als erstere anläßlich eines Schlußexamens einen Ring von der Mutter bekam, ließ Patientin mit Bitten und Tränen nicht ab, bis sie denselben Ring erhielt. Der jüngere Bruder war ihr ein starker Rivale. Er war des Vaters Liebling, der sich wenig um Frau und um die Mädchen kümmerte. Auch war die Ehe der Eltern nichts weniger als glücklich, was die Auffassung der Patientin über die Zuverlässigkeit der Männer seit jeher erschüttert hatte. Auf die Frage, ob sie in ihrer Ehe glücklich sei, begann sie heftig zu weinen und erklärte, sie sei die glücklichste Frau. Gefragt, warum sie dann weine, antwortete sie, sie fürchte immer, es könne nicht so bleiben. Alle wirklichen und möglichen Niederlagen erschütterten sie aufs heftigste. Das Endziel, dem sie offensichtlich zustrebte, war, ihre Überlegenheit und Sicherheit dadurch zu festigen, daß sie gewohnheitsmäßig, freilich ohne den Zusammenhang zu verstehen, das Bild einer leicht erschütterbaren Person bot, die auf die Weichheit und Nachgiebigkeit ihrer Umgebung rechnete, demnach, wie alle Neurotiker, dem vorhin geschilderten Typus angehörte, der wenig Interesse am andern hat, ihn eher als Ausbeutungsobjekt betrachtet und wenig Aktivität zeigt.

Zwischen sich und die als erniedrigend empfundene Stelle schob sie das sichernde Todesproblem ein. D. h. es stellte sich von selbst ein, als Patientin sich jeder Erfolgsmöglichkeit beraubt glaubte. In dieser Richtung sind auch ihre Träume von Interesse, in denen stets Bilder von Gestorbenen auftauchten. Wer die individualpsychologische Traumlehre kennt, wird davon nicht überrascht sein, hätte sogar ihre Trauminhalte erraten können. Ihr Lebensstil mußte diese Auswahl treffen, um den Gedanken des Todes nicht verschwinden zu lassen. So kam sie zu Verstärkungen ihrer schreckenden Vorstellung vom Tode, indem sie ein verstärkendes Training im Traume durchführte. Man kann ihre Haltung in der Neurose einfach und kurz dahin ausdrücken, als ob sie sagen wollte: lieber sterben als diese Stelle behalten. Was letzten Endes ja nicht sterben bedeutet, sondern die Stelle aufgeben.

Was ihr in ihrem Falle bekannt war, waren zusammenhangslose Einzelheiten. Was ihr nicht bekannt war, ist der Zusammenhang, der sich aus ihrer Lebensform, ihrem Weltbild und den äußeren Faktoren zusam-

mensetzte. Manche nennen diesen unverstandenen Zusammenhang das Unbewußte. Dann aber ist er auch im Unbewußten aller derer, die diesen Zusammenhang nicht verstehen.

Daß das in der Neurose auftauchende Todesproblem auch weitere Komplikationen zuläßt, und zwar nicht selten und in mannigfachen Übergängen, will ich an folgendem Falle erörtern.

Ein etwa 50jähriger Mann klagte über ein zwangshaft auftretendes Symptom, sich aus dem Fenster zu stürzen, sobald er sich in einem höheren Stockwerk befand. Dieses Symptom habe ihn seit seiner Pubertät stets erschreckt, besonders auch deshalb, weil er in seinem mit großem Erfolg tätigen Beruf gezwungen war, auch Personen in höheren Stockwerken zu besuchen.

Der erste Gedanke, der in mir auftauchte, war, daß dieser Mann doch lebendig vor mir steht. Das heißt wohl, daß er den Todeswunsch siegreich überwunden hatte und noch überwindet. Es schien mir eines jener vielen Spiele zu sein, wie sie Kinder oft heimlich spielen, nicht auf eine Spalte zwischen den Steinen zu treten etc. Auch eine Ähnlichkeit mit gewissen abergläubischen Regungen war nicht von der Hand zu weisen. Er erschien als der Sieger über eine schwere Bedrückung.

Aus seiner Biographie ging hervor, daß er der Jüngste einer kinderreichen Familie war, der verzärtelte Liebling seiner Mutter, und daß er alle die von mir geschilderten Charaktere eines verzärtelten Kindes gehabt hatte. Derzeit aber hat er sie alle größtenteils überwunden. Abermals stand er als Überwinder vor mir.

Eine schöne Bestätigung fand meine Auffassung in dem Sinne einer ältesten Kindheitserinnerung, wie mir ja Interpretationen ältester Erinnerungen als eine der wertvollsten Gaben der Individualpsychologie erscheinen. Er erzählte, daß er mit Schrecken zum ersten Schultag in die Schule kam. Da traf er einen Knaben, der Miene machte, sich auf ihn zu stürzen. Fast wäre er in Ohnmacht gefallen. Dann aber nahm er alle Kräfte zusammen, warf sich auf den Knaben und ging als Sieger aus dieser schrecklichen Lage hervor.

Hier ein Fall, der zeigt, wie die aus einem Schock geborene Todesfurcht zum Antrieb genommen werden kann, sich in deren Überwindung als Sieger zu fühlen. Hätte der Patient diesen Zusammenhang gekannt, dann wäre ihm sein Heroismus als ein kindisches Spiel erschienen. So aber gab ihm sein Beruf eine gehäufte Gelegenheit, sich in fiktiver Weise zu bewähren. Er sah auf die Schockresultate, die Symptome seiner Neurose, ich auf die Folgen. Hätte er sich darüber gefreut, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, er wäre des ihm liebgewordenen Spieles bald überdrüssig geworden. Es hätte den ganzen Wert seiner Erfolgshascherei in Frage gestellt. Sein eitler, selbstgefälliger Lebensstil hatte die Oberhand und diktierte, was er ansehen und was er nicht ansehen sollte.

Die erste Kindheitserinnerung eines Delinquenten.

Von LAWRENCE E. OPEDAL,
Student Prof. Dr. Alfred Adlers in Kriminologie (New York).

Unsere Begegnung mit B. fand am zweiten Tag, nachdem er aus dem Staatsgefängnis entlassen worden war, wo er eine Strafe von einem Jahr und einem Tag wegen Ankaufes von falschen Banknoten abgebüßt hatte, statt.

B. hat ein angenehmes Äußeres, ist 24 Jahre alt, ledig, intelligent, gut gekleidet. Seine ersten Worte, nachdem er sich niedersetzte, waren, er sei froh in Freiheit zu sein und *er besitze keinen Freund auf dieser Welt.*

Noch bevor wir mit der Untersuchung anfangen, beginnt mich B. nach den Gesetzen der Astrologie zu analysieren. Er erzählt, daß die Gefangenen im Gefängnis vor ihm Respekt bekamen, wegen seiner ihm innewohnenden astrologischen Kraft.

Zu unseren vereinbarten Zusammenkünften kam B. ungewöhnlich *unpünktlich.* Das zweite Mal haben wir ihn gesehen, nachdem er viele Verabredungen *nicht eingehalten* hatte. Er entschuldigte sich mit einer detaillierten Schilderung seiner Krankheit.

Das letzte Mal haben wir ihn nach einer Reihe nicht eingehaltener Vereinbarungen gesehen. Er entschuldigte sich, indem er sagte: „*Ex-Sträflinge sind eben so.*“ B. schmeichelte mir während unseres Gespräches in übertriebener Weise.

Einmal kam B. zu mir ohne vorherige Abmachung. Er fand mich im Gespräch mit einem alten ernsteren Verbrecher, der vor kurzem aus einem Gefängnis entlassen worden war. Nachdem die beiden einander vorgestellt waren, begannen sie eine Diskussion über Nationalökonomie und Philosophie. Zeitweise fand ich es nötig, sie wegen zu lauten Gespräches zu ermahnen.

Wir wollen einen kurzen Überblick des von ihm selbst geschilderten Vergehens geben:

Neun Monate vor seiner letzten Verhaftung bestritten B. und sein Komplize ihren Lebensunterhalt mit falschen Banknoten. Um im Falle der Verhaftung nicht mit falschen Banknoten erwischt zu werden, versorgte der eine von ihnen den anderen mit Banknoten, während dieser andere mit einer einzigen Banknote ins Geschäft kam, um einen kleinen Einkauf zu machen mit der Entschuldigung, daß er einen Zehndollarschein wechseln wolle.

Auf diese Weise sollten systematisch alle Distrikte der Stadt abgegangen werden.

Am Abend vor ihrer Verhaftung versuchte B. einem Schuhmacher einen Zehndollarschein für die Reparatur seiner Schuhe einzuhändigen. Der Schuhmacher konnte nicht wechseln und wollte den Schein in ein nächstliegendes Geschäft tragen. B. nahm aber den Schein wieder an sich und sagte, er werde selbst wechseln. Er kaufte im erwähnten Geschäft etwas für sechzig Cents, hielt den Schein in der Hand, bis der

Verkäufer den Rest auf den Ladentisch hinlegte. Als B. die Ausgangstür erreicht hatte, rief ihn der Geschäftsführer zurück, und als B. zögerte, packte ihn der Geschäftsführer bei der Schulter. Ein Wachmann wurde gerufen, und B. wurde nach weiteren gefälschten Banknoten untersucht. B. erklärte, er hätte nicht gewußt, daß das Geld gefälscht sei, und wollte mit einem echten Dollarschein zahlen. Der Wachmann wollte ihn freilassen, aber der Geschäftsführer bestand auf seiner Verhaftung.

B. *wies nun auf die von ihm gemachten Fehler hin.* Erstens hätte er den Schuhmacher das Geld im Geschäft wechseln lassen sollen. Zweitens sollte er nie in eine Filiale eines Kettengeschäftes gehen, weil diese Geschäfte mit der Börse in Verbindung stehen und keine Milde gegen Falschmünzer kennen. Schon einige Male vorher war er ertappt worden, aber jedes Mal gelang es ihm, sich als unschuldig aufzuspielen. B. zahlte dem Agenten des Falschmünzerkonsortiums 28 Dollar für 100 Dollar. Bevor man ihn verurteilte, versprach man ihn freizulassen, wenn er den Agenten nennen würde, *aber er weigerte sich,* weil er die Konsequenzen eines solchen Verrates fürchtete. Verlust von dessen späterer Zusammenarbeit und tätliche Angriffe.

Früher bestanden seine kriminellen Handlungen im Verkauf von Versicherungspolizzen einer nicht bestehenden Gesellschaft. Er pflegte in einer fremden Stadt zu erscheinen und hatte einige Hundert gedruckter Versicherungsformulare bei sich, die den Namen einer nicht existierenden Gesellschaft in einer anderen Stadt trugen. Er wählte als aussichtsvolle Kunden leichtgläubige Typen von Menschen und verlangte nach einem Abschluß eine Angabe von 10 Dollar. Wenn die Kunde keine 10 Dollar hatte, trug B. ihr an, aus eigener Tasche die fehlenden zwei oder drei Dollar für die erste Zahlung zu ergänzen. Er übte diesen Betrug in einigen großen Städten aus, dann wandte er sich dem Ankauf falschen Geldes zu, weil dies vorteilhafter war.

Noch früher bestanden seine ungesetzlichen Handlungen im Verkauf von Lotteriekarten, die er betrügerisch präparierte. An einem Vormittag pflegte er eine ganze Anzahl solcher Karten an Geschäftsinhaber zu verkaufen, jedes Kartenspiel für 40 Dollar. Manchesmal pflegte er ein solches Kartenspiel für ein Essen zu verkaufen, indem er sich für *hungrig* ausgab. B. erklärte mir, er vermute selbst, daß ihm jede Moral fehle, indem er an das Mitleid des Geschäftsmannes appellierte und in derselben Zeit ihm Geld stahl. Da das Spiel mit den Lotteriekarten ungesetzlich war, hielt der Geschäftsinhaber die Karten versteckt. Um die Karten aus dem Versteck herauszuholen, pflegte B. in das Geschäft zu gehen, wo sich sein Komplize aufhielt und ersuchte den Kaufmann ihm die Karten zu zeigen, da ihm ein Irrtum in einer Seriennummer unterlaufen sei. Der Komplize begann sich für die Karten zu interessieren. Danach verließ B. das Geschäft und sein Komplize blieb und spielte Lotterie um Geld: 20 Dollars für 1 Dollar, manchmal gewinnend und manchmal verlierend. Dann, Verzweiflung vorspiegelnd, pflegte er 5 Dollars auf 100 Dollars des Kaufmanns zu setzen und nachdem er die Reihenfolge der Nummern kannte, gewann er die 100 Dol-

lar. Diese schwindelhafte Beschäftigung hörte auf, nachdem zwei Kaufleute, denen er in einem Park solche Karten verkauft hatte, ihn packten und durchprügelten. Er wurde verhaftet, als eines Abends zwei Polizisten in sein Hotel kamen und bei ihm vierzig solcher Kartenspiele fanden. B. erklärte dem Polizeichef, seine Käufer hätten sich beklagt, daß die Karten nicht den Handelsbedingungen entsprächen, es wären in den Spielen zu viel Nummern, die zu bezahlen seien und er öffne sie nun, um nachzuschauen, ob ihre Klagen berechtigt waren. Er verstehe nicht, wieso es der Polizei eingefallen war in sein Zimmer zu kommen. (Wenn B.s Geschichten wahr sind, so hat er sicher einige Fakten verschwiegen.)

B.'s erstes Vergehen wurde begangen, als er 18 Jahre alt war. B. traf einen Jungen, der ein Auto besaß, in einem Tanzlokal. Am späten Abend machte er mit dem Jungen und mit zwei Mädchen im Automobil einen Ausflug.

Nach einstündiger Fahrt, während der es sexuelle Aufregungen aber keine Befriedigung gegeben hatte, kehrten sie zum Tanz zurück. Kurz danach verließ B. den Saal und fuhr mit dem Auto des Jungen davon. Am nächsten Tag fuhr er in die Umgebung der Stadt und frug einige junge Männer, ob sie das Auto kaufen wollen. Sie wiesen ihn an eine Tankstelle, die manchmal Auto kaufte. Während der Beamte das Auto untersuchte, kamen zwei Männer und eine Frau in einem Auto um Benzin zu holen. Einer von den Männern schaute sich das Auto an, von dem der Beamte sagte, es wäre zu verkaufen. Nach einigen Fragen, die der Mann, der ein Polizeibeamter war, stellte, wurde B. verhaftet und für drei Monate in Ketten gelegt.

B. erzählte mir, er hätte 18 Monate bekommen, wenn er nicht alle sozialen Institutionen und die Geistlichkeit aufgerufen hätte, sie möchten für ihn intervenieren. Während der Haft merkte er, daß sein Wächter ein religiöser Mann war, er gab sich auch als solcher aus und verbrachte viele Stunden im Gespräch mit ihm über die Bibel; die Stunden, in denen er in der Sonnenglut hätte Steine klopfen sollen.

Sein erster Zusammenstoß mit dem Gesetz fand in sehr jungen Jahren statt, als er ohne Lizenz Zeitungen in der Untergrundbahn verkaufte, *um seiner armen Mutter zu helfen.*

Wenn diese Geschichten nicht wahr sind, sie sind doch wertvoll: sie enthüllen Schemen und gedankliche Richtungen, die seinen Lebensstil wiederspiegeln. Wenn er sie nicht wirklich erlebt hat, so kann man doch mit Sicherheit sagen, er hat sie wenigstens in der Phantasie erlebt.

B. erzählte mir folgende erste Kindheitserinnerung: „Eine Tante schenkte mir eine Uniform eines Briefträgers. Ich erinnere mich, daß ich auf den Dachboden ging, wo ich ein Paket alter Briefe holte, die meine Familie dort aufbewahrte. Dann wartete ich auf den Briefträger, und als ich ihn kommen sah, folgte ich ihm und verteilte die Briefe, die ich am Dachboden geholt hatte an verschiedene Leute. Als ich alle verteilt hatte, bemerkte ich, daß ich weit von meinem Hause enfernt war, und daß ich mich verirrt hatte. *Ich begann zu weinen.* Zwei vorüber-

gehende Frauen blieben stehen und fragten mich nach meinem Namen und nach meiner Adresse. Ich erinnere mich, daß ich, je mehr sie mich fragten, um so lauter weinte. Schließlich übergaben sie mich der Polizei, und ein Wachmann brachte mich nach Hause. Als ich zu Hause ankam, gab mir mein Vater tüchtige Prügel."

B. lachte und sagte: „Und trotzdem erfuhr die Familie nie, was mit den Briefen geschah."

Die wichtigste Bewegungsrichtung in der ersten Kindheitserinnerung weist auf das wichtigste Interesse im Leben hin. Die erste Erinnerung ist die Verteilung der Briefe, wie es ein Briefträger tut. In seinen jungen Jahren *verkaufte er Zeitungen ohne Erlaubnisschein. Später verbreitete er wertlose Versicherungen, noch später — gefälschte Lotteriekarten. Sein letztes Verbrechen galt dem Ankauf falscher Banknoten.*

Bei seinem letzten Besuch sagte mir B., daß er einmal gerne einen Laden mit Toiletteartikeln für Männer errichten möchte. Obgleich wir annehmen, daß B. zu Lügen neigt, vielleicht weil er einen strengen Vater hatte, sind wir überzeugt, daß B. wirklich daran denkt, einen solchen Laden zu errichten. Sich mit Destribution zu beschäftigen, stimmt mit seiner ersten Erinnerung und mit seiner ihm anhaftenden Aktivität überein. *(Adler.)* Wäre er zu uns viel früher gekommen, zur Berufsberatung, seine erste Erinnerung wäre uns ein Fingerzeig für seine Neigung, sich bei der Verteilung irgend welcher Artikel zu betätigen, gewesen. Der letzte Teil des Programms für B.'s Behandlung würde ein Training in der Branche der Detail- oder Wiederverkäufer einschließen. Das würde mit seinem wichtigsten Interesse im Leben zusammenfallen, und da er intelligent ist, würde er sicher ein guter Angestellter oder ein erfolgreicher Geschäftsführer seines eigenen Ladens geworden sein, falls sein soziales Interesse gestärkt wäre. *(Adler.)*

Die ersten Kindheitserinnerungen enthüllen oft die Richtung, in der der Mensch, hier der Verbrecher, seine Probleme lösen will (Adler). Das Problem, das er gewählt hatte, als Muster der Probleme im Leben ist die Tatsache, daß man verloren gehen kann. Der Nachteil des Verlorengehens äußerte sich in der Trennung vom gewohnten Zufluchtsort, von der Sicherheit und von denen, deren Hilfe er sicher ist. (*Adlers* „verzärtelter Lebensstil".) Die Stellungnahme zum Problem des Verlorengehens ist in einem ganz hervorstechenden Problem vertreten, nämlich wie man der Einkerkerung, dem Verluste seiner Sicherheit entgeht. Wenn er vor dem Problem der Einkerkerung steht, wird er seine Richtung suchend, auf die vergangenen von ihm „gemachten" (*Adler*) Erfahrungen zurückgreifen. Andere, frühere Erinnerungen hat er scheinbar nicht, sein Leben beginnt mit dem Tage, wo er der Gefahr ausgesetzt war, vom Hause und von den Eltern abgeschnitten zu werden. Da benimmt er sich in einer bestimmten Weise, und zwei Frauen und die Polizei lösen sein Problem.

Seine Erinnerungen können mit einem Buch verglichen werden, das er zu seinem Privatgebrauch schreiben könnte und das hieße: „Vergangene Erfahrungen, die mir zeigen, wie meine zukünftigen Probleme

zu lösen sind." Auf der ersten Seite des Buches stünde: „Wann immer ich in Gefahr bin das Behagen des väterlichen Hauses und die Hilfe der Freunde zu verlieren, weine, und je lauter du weinst, desto sicherer wirst du deine Aufgabe erfolgreich lösen (*Adler*). Außerdem ist es nicht notwendig zu kooporieren (*Adler*), wenn andere versuchen dir beizustehen. An jenem Tage habe ich mich geweigert, den Frauen die Frage nach meinem Namen zu beantworten, und doch wurde ich heil nach Hause gebracht. In der Tat, wann immer ich vor einem Problem stehe, versuche ich es zuerst mit Tränen. Vielleicht können alle Probleme auf diese Weise gelöst werden."

In unserer individualpsychologischen Untersuchung geben wir uns nicht leicht mit unseren Entdeckungen zufrieden; so blättern wir weiter im Buch, das über seinen Lebensstil Zeugnis gibt.

Auf einer anderen Seite lesen wir, daß man ihn, als er beim Verkauf von Zeitungen erwischt wurde, auf Grund seiner Erzählung über seine arme Mutter laufen ließ. Diese Seite des Buches endet so: „Wann immer ich in Verlegenheit bin, appelliere ich an die Sympathie der anderen." Die Seite, in der er die Geschichte von dem gestohlenen Auto beschreibt, als es ihm gelang, die Sympathien der sozialen Institutionen und der Geistlichkeit zu gewinnen, so daß er drei Monate Haft statt 18 Monate erhielt, endet mit demselben Ratschlag. Als es ihm schwer fiel, die Lotterie-Karten zu verkaufen, erreichte er sein Ziel, indem er sich hungrig stellte.

Diese Geschichte im Buch endet folgendermaßen: „Die Art der Aufgaben, die ich mir stellte, spielt keine Rolle. Versuche Mitleid zu gewinnen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß du siegst."

Erinnern wir uns, daß seine ersten Worte an mich waren: „Ich bin froh in Freiheit zu sein, und ich habe in dieser Welt keinen Freund."

Die Richtung, in der der Stil seines Lebens sich bewegt, hat sich nur in der Weise verändert, daß an der Stelle der Tränen die Geschicklichkeit trat, durch Erzählungen über seine Not das Mitleid und das Interesse der Menschen zu erwecken. In dieser sicheren Voraussetzung können wir ebenso sicher annehmen, daß B. es nicht mit der Wahrheit hält, wenn er vor der Polizei und vor anderen über seine besonders traurige Lage klagt.

Seine ersten Kindheitserinnerungen weisen auf ein verwöhntes Kind hin. In der ersten Erinnerung erwähnt B. vor allem eine Tante, die ihm eine Uniform geschenkt hatte. Er beginnt sein Leben, so weit er sich eben erinnert, als Empfänger. Nicht das ist wichtig, daß ihm die Tante die Uniform schenkte, sondern, daß mit dieser Schenkung die Erinnerung an sein Leben beginnt. Das würde darauf hinweisen, daß er von dieser Tante verwöhnt war. Tanten und andere Personen haben, seiner Meinung nach, zu geben, während er im Leben der Empfänger ist. Ein stärkerer Hinweis auf Verwöhnung ist sein Weinen, als er sich ferne von Hause und verirrt sah, besonders seine Hartnäckigkeit stärker und stärker zu weinen, je mehr man ihn ausfragte. Jemand in der Familie reagierte sicherlich auf sein Kommando, das sich in Tränen („Wasser-

kraft" *Adler*) und Schreien äußerte. Jemand verwöhnte ihn und bewies ihm, daß eine solche Leistung sehr vorteilhaft war. Ein Kind, dem man nicht nachgibt, wenn es schreit, das man ignoriert, hört mit einer solchen Aktion sehr bald auf und lernt den Problemen des Lebens auf eine andere Weise entgegenzutreten.

Die erste Erinnerung weist auf den Grad der Fähigkeit des Kindes zu kooperieren hin.

Die einzige Lebensphilosophie, die gesund genannt werden kann, ist aufgebaut auf der individualpsychologischen Feststellung, daß ein Individuum auf unserem Planeten nicht existieren, geschweige denn sich vorteilhaft entwickeln kann, wenn er nicht mit anderen Menschen verbunden auf dieser armen Erdkruste zuhause ist. Wäre jemand aller materiellen Existenzmittel, die alle durch die Kooperation der Menschen produziert werden, entblößt und allein gelassen im Kampfe mit der Natur, er würde sicherlich keinen Winter überleben. Zivilisation, Kultur ist ein Resultat der Kooperation und würde ohne diese zu Grunde gehen. Daher ist die wichtigste Forderung der Gesellschaft die Forderung der Kooperation, und die Gesellschaft ist denen nicht gewogen, die diese Forderung nicht respektieren. So ist es nicht merkwürdig, daß B. in einen Konflikt mit der Gesellschaft geriet. Wir sehen aus seiner ersten Erinnerung, bei der Begegnung mit den beiden Frauen, daß er eine entschiedene Abneigung hat, zu kooperieren. Wenn es etwas gab, was seiner Art die Dinge anzuschauen, widersprach, so war es das Kooperieren. Unter dem starken sozialen Druck der Gesellschaft war er gezwungen, einen Schritt in der richtigen Richtung zu tun. Er fand, daß die Arbeit mit dem Komplizen, die in der Unterbringung falscher Lotteriekarten und Banknoten bestand, sehr vorteilhaft war. Wenn man die sozialen Interessen der Kriminellen in Betracht zieht, so bemerken wir, daß sie oft Freunde haben, und daß diese Freunde sich loyal zueinander verhalten. Aber diese Freundschaft begrenzt sich auf Menschen ihrer Art. Sie benehmen sich meistens wie eine Gruppe im Exil, schneiden sich selbst von der übrigen Welt ab, schaffen sich eine eigene Sprache, die außerhalb ihrer Gruppe unverständlich bleibt. Wenn wir von angeborenen Trieben sprechen sollten, so möchten wir sagen, daß das soziale Interesse der Kriminellen ein Überbleibsel des menschlichen Zusammenlebens ist und nicht kultiviert wurde. (*Adler.*) Mit Gemeinschaftsgefühl ist der Mensch geboren, und es ist mit Ausnahme der Schwachsinnigen sogar im fehlerhaften Stil des Lebens sichtbar. Wenn diese Neigung zur Kooperation, zum Zusammenwirken mit der Gesellschaft ausgebreitet werden kann, wird sich B. aus einem Krimenellen in ein nützliches Mitglied der Gesellschaft verwandeln.

Die ersten Erinnerungen zeigen, in welchem Grade der Mensch selbständig ist.

In B.'s Kindheitserinnerung sehen wir einen bestimmten Grad von Aktivität, aber wenig Selbständigkeit. Er wartete auf dem Briefträger und folgte ihm dann. Man kann daraus ersehen, daß er niemals Führer wird, und daß er niemals ein Verbrechen begehen wird, das eine starke

oder heftige Aktivität verlangt. Wir würden also sehr erstaunt sein, wenn seine kriminelle Karriere Originalität zeigen würde. Immer nur verschmitzte Schädigungen und Versuche zu entwischen. Seine Vergehen waren von anderen geplant und ausgearbeitet.

Die ersten Erinnerungen decken die Beziehungen zur Familie auf. Die Anwesenheit der Tante, der zwei Frauen und des Polizisten in seiner ersten Erinnerung zeigt, daß sehr früh sein Interesse sich auch Personen außerhalb der engeren Familie zugewandt hat. Ein solches Interesse könnte empfehlenswert sein. Im Falle B. aber ist dieses Interesse auf falschem Geleise. Ihn interessieren andere Personen, nur soweit sie ihm zu jenem Erfolge verhelfen, den er sucht. Aber kraft dieses Interesses wird es möglich sein, B.'s Leben zu ändern, eher als wenn er sich durch Mißgunst und Mißtrauen von den Menschen abschließen würde.

Als B. seiner Erinnerung nach, nach Hause gebracht wurde, bereitete ihm sein Vater kein Fest. Er prügelte ihn durch. Sicherlich hat B. auch andere Erinnerungen an seinen Vater, da er aber gerade diese Situation in seiner Erinnerung festhält und auf Befragen auswählt, beweist es, daß er seinen Vater als streng und seinen Plänen hinderlich empfand. Daraus entwickelte sich wahrscheinlich auch seine Neigung zum Lügen, die er später erfolgreich verwendete, um der Bestrafung zu entgehen.

Die frühe Kindheitserinnerung widerspiegelt die Meinung über seine Persönlichkeit.

Die Art wie B. seine Erzählung schließt, zeigt schließlich, daß er sich hoch über der Situation fühlt, der er gegenübersteht. Sein Vater hatte ihn geschlagen, aber das Lachen war auf seiner Seite. Weder der Vater noch die übrige Familie erfuhr je, was mit den Briefen geschehen war, die am Boden aufgehoben waren. B. beginnt sein Leben, indem er sich anderen überlegen fühlt, und diese Selbstüberschätzung behält er auch weiter. Er hat bei seiner letzten Verhaftung geschworen, daß der Betrug mit den falschen Banknoten sein erstes Vergehen war, und wegen dieser Lüge wurde er zu einer viel kürzeren Strafe verurteilt, als es der Fall gewesen wäre, wenn seine Vergangenheit bekannt gewesen wäre. Er kam zu mir nie, wenn er erwartet wurde und hörte mit dem Bericht auf, bevor seine bedingte Verurteilung abgelaufen war. Er untersuchte mich nach den Gesetzen der Astrologie, statt sich selbst psychologisch untersuchen zu lassen.

Literatur:

Adler, Alfred: What Life Should Mean to You. Little, Brown and Co., Boston 1931.

Adler, Alfred: Der Sinn des Lebens. Verlag Dr. Passer, Wien 1933.

Das soziale Verhalten der niederen und höheren Affen.

Von A. H. MASLOW, Teachers College, Columbia University, New York.

Manchem Psychologen wird es scheinen, als ob zwischen seiner Klinik und Ordination und dem Tierlaboratorium nur wenige Beziehungen bestehen. In Wirklichkeit aber können wir in den Tieren klar und im kleinen Maßstabe das Treiben vieler Menschenkinder sehen. Trotz meiner ungenügenden Kenntnis der Individualpsychologie wurde ich von *Adler* ermutigt, das Resultat meiner Experimente darzulegen, da *Adler* überzeugt ist, daß die Leser der Zeitschrift wissen werden, wie und wo meine Erkenntnisse einzureihen sind.

Allgemeine Bemerkungen.

Ich möchte erwähnen, daß meine Experimente aus dem Interesse am herrschsüchtigen und am sexuellen Verhalten der Affen hervorgingen. Es waren zwei separate Interessen, nicht verbunden untereinander, als es sich plötzlich erwies, daß alle Beobachtungen der einen Form des Verhaltens mit denen der zweiten Form in einer unvermuteten und einfachen Beziehung zu einander stehen.

Im Zoo befand sich in jedem Käfig ohne Ausnahme ein Affe, der über die anderen herrschte. Die Beziehung dieser Beobachtung zum sexuellen Verhalten dieser Tiere wurde sichtbar, als wir bemerkten, *daß gerade die Tiere, die die anderen beherrschten, es waren, die alle bestiegen.* Das ungewöhnliche Interessante in dieser Beobachtung war, daß Weibchen, gerade so wie Männchen, herrschend sein können. Waren die Weibchen herrschend, so handelten sie in jeder Beziehung so wie die Männchen. Das herrschende Weibchen bestieg alle Tiere in ihrem Käfig, männliche sowie weibliche. Das sich unterordnende Tier hat eine typische sexuelle Haltung. Ein solches Tier besteigt sehr selten. Meistens spielt es die weibliche Rolle im sexuellen Verhalten. Die Übernahme einer weiblichen Rolle im sexuellen Verhalten, bei Initiative des Tieres selbst, kommt viel öfters bei sich unterordnenden als bei herrschenden Tieren vor, ohne Unterschied des Geschlechtes.

Der Herrschtrieb und der Sexualtrieb sind verschieden und trennbar. Wenn wir sagen, es gibt zwei Triebe, die das sexuelle Verhalten leiten, der eigentliche Sexualtrieb und der Herrschtrieb, so müssen wir feststellen, daß der Herrschtrieb zumeist mächtiger ist. Das zeigt sich in dem Falle, wenn beide Triebe in Aktion sind, und zwar in gegenteiliger Richtung. Der Herrschtrieb wird die Oberhand gewinnen und das sexuelle Verhalten bestimmen, was wir in der Tat auch zu beobachten Gelegenheit hatten. Ein Beispiel wird es klar machen. Wir können sagen, daß bei einem herrschsüchtigen Weibchen zweierlei unvereinbare Arten vón Drang das sexuelle Verhalten des Weibchen bestimmen: der Herrschtrieb, der das Tier treibt, sich sexuell in männlicher Art zu betätigen, und der sexuelle Trieb, der danach drängt, sich auf weibliche Art zu verhalten. Wo ein solcher Konflikt besteht, und der Sexualtrieb nicht auf der Höhe ist, bekommt der Herrschtrieb die Oberhand und, als Resultat dieses unsichtbaren Konfliktes, sehen wir das maskuline oder dominierende sexuelle

Verhalten. Wenn wir unser Beispiel auf das sich unterordnende Männchen erstrecken, sehen wir dieselben Annahmen bestätigt. Sein sexueller Trieb wird ihn drängen, sich in männlicher Weise zu betätigen, der vorherrschende Unterordnungstrieb leitet ihn zur Unterordnung und zum weiblichen Verhalten.

Eine Ausnahme, oder vielmehr Variante kommt vor, wenn das Weibchen mit dem Herrschtrieb in die Brunstzeit kommt. Wenn wir betreffs dieses Punktes auch ungenügende Kenntnisse haben, so können wir doch a priori sagen, daß das Weibchen in der Brunstzeit ein weibliches sexuelles Verhalten aufweisen wird. Demzufolge wird sie, wenn das Männchen sie besteigt, die Vorherrschaft ganz verlieren. Das Männchen wird die dominierende Rolle ergreifen, sowohl im sozialen, wie auch im sexuellen Verhalten.

Was sind die anderen Seiten des herrschsüchtigen Verhaltens der Tiere? Vor allem kann das herrschsüchtige Tier, ob Männchen oder Weibchen, in seiner Haltung, in seinem Benehmen ermittelt werden. Ein solches Tier stolziert vertrauensvoll umher, geht, wohin es ihm beliebt, und tut was ihm beliebt, ohne sich um die Wünsche oder Handlungen anderer Tiere in seinem Käfig zu kümmern. Es scheint sich seiner bewußt und sicher. Es führt, und folgt nicht. Es ist der Anziehungspunkt aller Augen im Käfig. Die anderen Tiere blicken oft zum dominierenden Tier auf, um sich über ihre eigenen Wünsche und über ihr Verhalten zu orientieren, und was sie sehen, wird im großen und ganzen ihr eigenes Verhalten bestimmen. Denn es scheint eine allgemeine Regel zu sein, daß das Verhalten der sich unterordnenden Tiere gewöhnlich nach dem Benehmen des Herrschers richtet. Der Herrscher leitet, berät, ändert und hemmt das Verhalten der sich unterordnenden Tiere, während diese auf sein Benehmen nur wenig Einfluß haben, außer, wenn sie als „Objekte" benützt werden. Er ist der Diktator.

Die andere allgemeine Regel ist, daß der Herrscher meistens imstande ist, alle seine Wünsche, körperliche und andere, nach seinem Belieben zu befriedigen, was immer es den anderen Tieren seiner Gruppe kostet. Bekommen die Tiere nicht genügend Futter, so wird dieses vom dominierenden Tier vollkommen usurpiert, und es ist notwendig, spezielle Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, um die anderen Tiere vor dem Verhungern zu schützen, indem man mehr Speisen gibt, als der Herrscher fressen kann, oder indem man die Tiere beim Fressen beschützt. Des Herrschers sexuelle Wünsche werden uneingeschränkt befriedigt, auch ohne Rücksicht auf seine Untergebenen. Seine aggressiven Impulse werden durch fortwährendes Toben, Schlagen, Kämpfen usw. befriedigt. Jeder bevorzugte Platz zum Schlafen oder Auskundschaften gehört unzweifelhaft ihm. Wünscht er das Tier sich gefügig zu machen — — —, so umschlingt er einfach das Tier fest und schlägt es, wenn es versucht zu entkommen. Irgend welche besonders schmackhafte Speisen gehören natürlich ihm. Und so geht es in allem anderen.

Diese Reaktionen sind nicht *einfach* Ausdrücke der körperlichen Befriedigung, sie sind Zeichen der Vorherrschaft und manifestieren sich bis zu einem bestimmten Grade unabhängig von physischen Bedürfnissen.

Ein Stück Futter wird zum Symbol der Herrschaft. Oft, nachdem der Herrscher sich vollgefressen hat und sich sichtlich befriedigt vom Futter wendet, genügt das bloße Nahen zum Futter eines sich unterordnenden Tieres, damit der Herrscher sich wieder auf das Futter wirft und zu fressen beginnt. Und es kommt vor, daß solchen Tieren, die sich unterwürfig zeigen, die darauf hinweisen, daß sie nicht nach Herrschaft streben, sondern nur nach Befriedigung des Hungers, vom Herrscher gestattet wird, sich dem Futter zu nähern.

Wie reagiert das sich unterordnende Tier auf die Macht des Herrschers? Wie paßt es sich an das System der Vorherrschaft an? Sein ganzes Leben hängt von der richtigen Anpassung ab. Manche Reaktionen sind typisch unterwürfig und sind nie bei den Herrschern gesehen worden. So die Reaktionen der Flucht, des Weinens, der weichen Nachgiebigkeit, einer katatonischen Starrheit. Mittels dieser Reaktionen zeigt das sich unterordnende Tier an, daß es sich den Wünschen des Herrschers unterwirft und sich auf diese Weise dem System der Macht anpaßt. Niemals darf so ein Tier den Herrscher herausfordern, indem es versucht, das Futter oder andere Sachen an sich zu nehmen, nach denen der Herrscher verlangt. Niemals darf es das dominierende Tier besteigen oder es auch nur versuchen zu tun. Es darf nie aggressiv sein und muß überhaupt immer Zeichen seines Respektes und seiner Unterwürfigkeit geben.

Es gibt nur eine Zeit, wo dieses strenge „Tabu" aufgegeben zu sein scheint. Das ist die Zeit des intensiven Spieles. Während dieser Zeit, wo das Spiel immer wilder und wilder wird, kümmert sich kein Tier um soziale Gesetze. Jedes Tier besteigt das andere, und machmal sieht so ein Spiel wie eine sexuelle Orgie aus. Wenn das Spiel endet, treten die sozialen Regeln wieder in Kraft.

Experimentelle Untersuchungen.

Als Wissenschaftler stellten wir die Tiere, die wir untersuchen wollten, unter Kontrolle, und so lehrte uns unser zweites Experiment weit mehr. Bei dieser Untersuchung studierten wir Paare von Tieren, die zum ersten Male miteinander in einen „sozialen" Kontakt gekommen sind. So konnten wir ihre Beziehungen zueinander vom Beginn an beobachten. Wir trachteten, Tiere desselben Geschlechtes, derselben Spezies und des gleichen Gewichtes zu bekommen. Dieses war notwendig, denn wir wußten schon, daß ein nennenswerter Unterschied in Größe praktisch dem größeren Tier die Vorherrschaft verleiht. Ist der Unterschied klein, wird die Vorherrschaft durch andere Faktoren bestimmt, so durch Selbstvertrauen, Kühnheit oder Zufall.

Wir konnten auch hier beobachten, daß das Weibchen Herrscherin sein kann (in der Wildnis hat wahrscheinlich das Männchen infolge des Dimorphismus — des größeren Wuchses — die Führung) und, wenn sie es ist, so ist ihr Verhalten genau so wie das des Herrschers. Wir mußten konstatieren, daß die Aneignung der Herrscherrolle eine höchst psychologische Sache ist, nachdem die Übernahme dieser Rolle sehr selten vom offenen physischen Kampf abhängt. Die Herrschaft wird meistens in den

ersten Minuten des ersten Beisammenseins errichtet und sozusagen: durch Inspektion. Die Tiere schauen einander an, und *dabei* wird das eine zum Herrscher, das andere zum Beherrschten. Gewiß, die Waagschale ist sehr subtil. Das Tier, das als erstes die Festigkeit und das Selbstbewußtsein seines Blickes verliert, übernimmt die untergeordnete Rolle und übergibt die Macht seinem Partner. Wird aber die Vorherrschaft nicht so leicht anerkannt, so gewinnt sie ein Tier durch größeres Selbstbewußtsein. Im ersten Falle bestimmt die Subordination das sich unterordnende Tier, im zweiten Falle bestimmt das größere Selbstvertrauen den Herrscher oder die Herrscherin. In manchen Fällen ist die Entscheidung nicht so leicht, wenn keines von den Tieren nachgeben will. In einem solchen Falle kommt es zum physischen Kampf oder zu ununterbrochenen Kämpfen, wobei die überragende physische Kraft eine ausschlaggebende Rolle spielt. Aber solche Fälle sind relativ selten.

Wir fanden, daß die sexuelle Darbietung allein kein absoluter Test für die Herrschaft und Unterordnung ist als wir ursprünglich geglaubt haben. Während wir gefunden haben, daß das sich unterordnende Tier sich öfters darbietet als das herrschende, sahen wir doch, daß auch das letztere sich oft darbietet, und das aus vielen Gründen. So geschieht es, um das schwächere Tier zu necken, um in ihm größere Hoffnungen zu erwecken, um ihm dann den Herrn zu zeigen. Wenn das so gefoppte Tier sich nähert, um einen Vorteil aus einer so ungewöhnlichen Situation zu ziehen, dreht der Herrscher den Spieß um, schüchtert das andere Tier ein oder besteigt es oder verhindert das Besteigen des schwächeren Tieres und wiederholt seine Handlungen so lange, bis das sich unterordnende Tier versteht, daß es keine freundliche Geste war. Darbietung wurde vom Herrscher auch benützt, um sich bei zurückschreckendem Tier beliebt zu machen. Oft wird ein dominierendes Weibchen unter dem Zwang des sexuellen Triebes während der Brunstzeit unterwürfig und konzediert die Herrschaft dem Partner. Viele Tiere reagieren mit Darbietung als Antwort auf ein fremdes, beängstigendes, oder unerklärliches Phänomen. Tiere üben oft Darbietung Menschen gegenüber, manchmal aus Freundschaft, aber oft aus Furcht, z. B., wenn sie angeschrien werden. Ein brennendes Zündholz erregte Neugierde bei zwei jungen Mandrillen. Der eine griff danach, prallte zurück, als er sich verbrannte und leistete sofort eine Darbietung. Besondere Ausrufe vom Experimentator, Ausrufe, die das Tier früher nie gehört hatte und die ihn eine neue Behandlung befürchten ließen, riefen dieselben Zeichen der Darbietung bei einem anderen Affen hervor. Auch leisten Affen Darbietung an Tieren, mit denen sie früher nie zuvor in Kontakt getreten sind, so an Katzen, Hunden etc.

Nachdem der Faktor der Futterrivalität von uns sorgfältig untersucht wurde, war es möglich, seine exakte Rolle festzustellen. Wir fanden, daß die Attituden der Dominanz und der Subordination nicht nur aus dem Kampf um das Futter entsprangen, wie das andere Experimentatoren annahmen. Diese Attituden waren festgestellt und strikt verankert, lange bevor das Futter in die zu untersuchende Situation eingeführt wurde. Nichtsdestoweniger fanden wir, daß dieser Faktor Wirkung hatte, und zwar den der schärferen und größeren Ausprägung der Dominanz des

Herrschers. Derselbe Effekt, nur noch klarer, wurde bei lange ausgehungerten Tieren hervorgerufen.

Spätere Experimente erlaubten uns diese Resultate ·u überprüfen. Einige davon wurden etwas verändert, andere blieben ganz unverändert. Wir wollen diese quantitativen Resultate vergleichen:

Summarische Übersicht beider Experimente in Prozenten:

	Erstes Experiment 10 dominier. Tiere	Zweites Experiment 11 dominier. Tiere
Fütterung	97%	80%
Darbietung bei	43%	27%
Besteigung bei	98%	89%
Kriecherisch	0%	0%
Passiv mit Aggression	1%	10%
Davonlaufen	1%	0%
Initiative zum Kampf	85%	97%

Diese Zahlen zeigen, daß die dominierenden Tiere sich 97% des ganzen Futters, das in den Käfig gelangt, aneignen, die unterordnenden nur drei. Wir sehen in beiden Experimenten, daß die dominierenden Tiere sich überhaupt nicht kriecherisch verhalten, die anderen dagegen alle.

Experimente des Gruppenverhaltens.

Es wurden von uns viele interessante und zum Nachdenken anregende Experimente gemacht, leider standen uns zu wenig Tiere zur Verfügung, um abschließende Resultate zu erlangen. Wir wollen sie daher nur als Möglichkeiten für zukünftige Beobachtungen betrachten, auch interessant, weil diese Resultate zu Vergleichen mit ähnlichen menschlichen Phänomenen anregen.

Es wurde im allgemeinen beobachtet, daß das Verhalten in einer Gruppe von Tieren sich qualitativ ändert, wenn neue Tiere zur Gruppe stoßen. Eine Gruppe von drei Tieren ist ein ganz anderer sozialer Organismus als eine Gruppe von zwei oder vier Tieren. In einer Gruppe von drei Tieren haben wir folgendes „neue" Verhalten festgestellt: 1. Die Bestrafung wird übertragen. Wenn der Herrscher auf die Beherrschung des minderwertigen Tieres Anspruch macht, *wird das andere Tier angetrieben, das minderwertigere Tier zu beherrschen. 2. Das mittlere Tier in der Skala der Dominanz wird streitsüchtiger, wenn ein neuer Herrscher in die Gruppe eingeführt wird*, auch wenn dieses mittlere Tier wenig kampftüchtig war, als es allein mit dem sich unterordnenden Tier war. *3. Das mittlere Tier tendiert zur Allianz mit dem Herrscher* und scheint seine Gesellschaft der des schwächeren Tieres vorzuziehen. *4. Das mittlere Tier tendiert mehr zum Streit mit dem sich unterordnenden Tier, als der Herrscher.* 5. Alle diese Betrachtungen scheinen die Bennennung des sich unterordnenden Tieres als „Sündenbock" zu rechtfertigen.

Diese neuen Typen des Verhaltens zeigen sich in veränderter Form, wenn noch ein Tier der Gruppe beigegeben wird. Wir sehen hier ein Verhalten, das wir weder bei einer Gruppe von zwei, noch bei einer von drei

Tieren gesehen haben. Wir sehen, daß die Tiere eine Tendenz zeigen, sich an die Seite des attakierenden und nicht des attakierten Tieres zu stellen; ein schwaches, aber streitsüchtiges Tier zieht es vor, die Gunst des anderen starken Tieres zu gewinnen und selbst sich gegen ein einzelnes Tier zu wenden. Das war für ein jüngstes Tier möglich, das sich jedem anderen Tier unterordnete, als es sich in Gesellschaft nur eines Tieres befand und nun fähig wurde, über den früheren Herrscher dominierend zu werden. Als der Geist dieses Herrschers wegen der gemeinsamen schlechten Behandlung seitens der drei Antagonisten, die von dem feurigen, sich unterordnenden Weibchen angestiftet waren, gebrochen war, *verblieb* der frühere Herrscher untergeordnet, respektvoll gegen jedes einzelne Tier in seiner Gruppe. Das junge dominierende Weibchen, das die Attacken gegen ihn führte, beherrschte ihn nun vollständig. Das Benehmen des Weibchens war schrecklich wild. Sie schlug auf ihn ein und biß ihn lange, nachdem die anderen dieses Sportes müde geworden waren, bis wir uns schließlich genötigt sahen, den früheren Herrscher aus seiner Gruppe zu entfernen, um ihm das Leben zu retten. Es schien, als wollte sich das Weibchen für die ihr während des früheren Experimentes aufgezwungene, lästige Rolle entschädigen. Sie war in ihrem Verhalten als Herrscherin viel bösartiger als die stärksten und größten Tiere.

Jetzt war es wieder eine Gruppe von drei Tieren. Wir fügten zu dieser Gruppe ein anderes Tier, das gegen jedes Tier in dieser Gruppe dominierend war, wenn es jedem einzeln begegnete. Die Gruppe zeigte ein neues Verhalten. Die drei Tiere, denen das neu hinzugekommene Tier begegnete, bildeten „aus sich heraus“ eine Gruppe und schienen das neue Tier als nicht zur Gesellschaft gehörig zu betrachten. Ob dieses Verhalten sich aus ihrer größeren Anpassung an die fremde Umgebung zu erklären ist, oder weil die Tiere schon früher einen erfolgreichen Bund gebildet hatten, wüßten wir nicht zu sagen. Auf jeden Fall konnten wir beobachten, daß unser kleines wildes Weibchen, das untergeordnet wurde, sobald das Objekt ihres Sadismus entfernt war, wieder das dominierende Tier zu attackieren begann, sobald es in die Gruppe eingeführt wurde. Wieder kamen ihr die anderen zwei Tiere zu Hilfe und nach einem langen Kampf (denn das fremde Tier war stärker als sie alle) brach der Mut des Neulings, und das kleine Weibchen konnte ihn nach Herzenswunsch malträtieren, so daß wir ihn entfernen mußten, um ihn am Leben zu erhalten.

Einige Stunden nach seiner Entfernung brachten wir ihn wieder mit demselben Weibchen zusammen, das in einer so bösartigen Weise ihn beherrschte. Jetzt waren sie allein. Von demselben Augenblick, da sie zusammengebracht wurden, war das Weibchen ihm unterordnet und gab ihn im allen nach, ohne zu versuchen dominierend zu werden, trotzdem ihr Partner infolge seiner früheren Erfahrung eingeschüchtert und gebändigt war.

Bei diesem Experiment kamen einige wichtige Faktoren klar zum Vorschein. Diese Tatsachen schienen sich ganz unabhängig von der Frage zu verändern. Z. B. gab es Wechsel der Dominanz, die eine Einsicht in die Untersuchung über die Dominanz unsicher machen: Hunger-

gefühl, Appetit, Schnelligkeit der Bewegungen, weibliche Periode, Stärke des Sexualtriebs, frühere soziale Erfahrung, Furcht vor Menschen, vor fremder Umgebung und andere Einflüsse wirkten sich aus. Die absolute Macht des Sexualtriebes war wichtig. Ein Beispiel wird genügen, um zu zeigen, was wir unter einem „unsicheren Faktor" verstehen. Es ist wahr, daß im allgemeinen die Vorherrschaft das Verhalten der Tiere bei der Fütterung bestimmt, wahr ist aber auch, daß manche Herrscher niemals so hungrig waren, daß sie es den sich unterordnenden sehr hungrigen Tieren nicht gestattet hätten, sich das ganze Futter zu nehmen, nachdem der Herrscher sich einige wenige Stücke angeeignet hatte. Bei einem solchen Fall, wenn wir nur nach dem Verhalten bei der Fütterung urteilen, könnten wir nicht sagen, welches Tier vorherrschend war.

Die Theorie des sexuellen Verhaltens.

Diese Beobachtungen und Experimente führen unausweichlich zu einer Theorie des sexuellen Verhaltens, die für die Individualpsychologie von besonderem Interesse ist. Man muß wissen, daß die vorliegende Theorie keine a priori Konstruktion ist, die aus theoretischen Vorstellungen oder systematischen Vorurteilen erwachsen ist. Das Vorurteil des Autors dieser Arbeit, wenn überhaupt davon zu sprechen ist, war, daß er vor dieser Arbeit ein Anhänger *Freuds* und nicht *Adlers* war. Dieses Vorurteil verschwand bei der gewichtigen und zwingenden Macht der Fakten, und der Autor fühlt jetzt, daß wenn Menschen sich auch so verhalten, wie die Tiere in seinen Experimenten, (und Experimente mit Menschen beweisen, daß es sich wenigstens teilweise so verhält) so ist die *Adler*ische Interpretation des sexuellen Verhaltens den Fakten viel näher verbunden, als jede andere, soweit es sich um Menschen mit geringerem Gemeinschaftsgefühl handelt. Die Fakten, die wir schon besprachen, zeigen sehr deutlich, daß der Machttrieb bei diesen und ähnlichen Affen sehr bestimmend auf das sexuelle Verhalten einwirkt. Generalisierend können wir eine Feststellung machen, daß es wenigstens zwei Motivierungen zum sexuellen Verhalten gibt: Die sexuelle und die der Dominanz. Diese zwei Arten der Motivierung sind nicht nur theoretisch trennbar, sondern man kann bis zu einem gewissen Grade bei den Affen *zwei Arten des sexuellen Verhaltens* unterscheiden, die den beiden Typen der Motivierung entsprechen. Was wir eine herrschsüchtige Besteigung nennen, unterscheidet sich in mancher Beziehung von der funktionellen Besteigung, die der Fortpflanzung adequat ist. Alle oder einige von den Faktoren der funktionellen Kopulation können abwesend sein, so: Erektion, Penetration, Beckenbewegungen, Ejakulation und Aufregungen. Das Besteigen kann unvollkommen sein, und es scheint, daß oft der einzige Wunsch bei dieser herrschsüchtigen Besteigung ist „oben" zu sein, über dem sich unterordnenden Tiere. Jeder Teil des Körpers des sich unterordnenden Tieres wird bestiegen. Die ganze Besteigung reduziert sich oft nur auf eine nominelle Geste des Obenseins.

Das sich unterordnende Tier wird sich dabei auch charakteristisch benehmen. Es besteht entweder gar keine Darbietung und Kooperation

(die bei der funktionellen Besteigung typisch ist), oder nur eine sehr geringe. Das Tier zeigt Zeichen von Passivität, Desinteressement, Furcht, Argwohn, Versuche zu entfliehen, Ungeduld, kataleptiforme Haltung, krümmt sich und wehrt sich.

Die Situationen, die eine dominierende sexuelle Rolle hervorrufen, sind aufschlußreich in ihren Verwicklungen. Wenn das dominierende Tier etwas nicht bekommt, was es will, wird es wahrscheinlich besteigen. Es kann auch dasselbe Benehmen an den Tag legen, um eine Situation zu beenden, die es nicht liebt oder, wenn es sich in einer ihm erwünschten Situation befindet, die sich aber ihrem Ende nähert. Es ist vor allem geneigt zu besteigen, wenn irgend eine Herausforderung seiner Dominanz stattfindet. Einige wenige Herrscher werden zu einem solchen Verhalten anläßlich einer besonders großen Angst oder Subordination der unterordnenden Tiere ermutigt. Das kommt aber nicht oft vor. Bei einem gewöhnlichen Herrscher ruft ein solches Verhalten seitens der unterordnenden Tiere eher eine hemmende als ermutigende Haltung hervor. Jede Situation, die ein dominierendes Verhalten hervorbringt, kann auch eine andere Art der Dominanz in Bewegung setzen, und soweit es die Dominanz betrifft, sprechen verschiedene Arten des Verhalten dasselbe aus. Es scheint, daß das sexuelle Verhalten, von den genannten Ausnahmen abgesehen, hauptsächlich als ein Machtfaktor im *Adler*schen Sinne betrachtet werden muß.

Was sind die Folgerungen und Anwendungen einer solchen Feststellung des sexuellen Verhaltens? Viele rätselhafte Probleme können sofort erklärt werden, und auf andere fällt ein Licht, so daß sie weniger rätselhaft erscheinen. Im Freisein vom sexuellen Zyklus, das wir bei allen Primaten finden, scheint die Sexualität im Dienste der überragenden Herrschsucht zu stehen, die das sexuelle Verhalten außerhalb der Zeit der Hormonwirkung bestimmt. Wir können sagen, daß manchmal das sexuelle Verhalten des Weibchens hauptsächlich durch ihre sexuelle Hormone bestimmt wird, und ein anderes Mal durch ihren Herrschertrieb. Ist der Herrschertrieb immer aktiv und nicht zyklisch und so beobachten wir nur während des sexuellen Zyklus das herrschaftslose sexuelle Verhalten.

Das sogenannte sich „prostituierende" Verhalten der Affen erklärt sich durch die Notwendigkeit sich der sozialen Rangstufe anzupassen, die auf der Dominanz beruht.

Das homosexuelle Verhalten, das wir bei Affen oft finden, ist deshalb keine sexuelle Abnormität oder Perversität. In den meisten Fällen hat es nichts mit dem sexuellen Trieb zu tun. Es erklärt sich in derselben Weise wie die „Prostitution". Ein Psychoanalytiker hat beim Studium dieses „homosexuellen" Verhaltens bei Affen es künstlich von dem so genannten „prostituierenden" Verhalten getrennt, weil die Homosexualität im *Freud*'schen System eine größere Rolle als die Prostitution spielt. Andere außerhalb der Fortpflanzung liegende Phänomene können in derselben Weise erklärt werden. Das Weibchen, das niemals bestiegen wird, ist nicht frigid und scheint für den oberflächlichen Betrachter keine sexuelle Anziehungskraft zu besitzen. In Wirklichkeit

ist sie in diesem Falle so stark dominierend in der Gruppe, daß niemand es wagt sie zu besteigen, auch wenn sie in die Brunstzeit kommt. Das erklärt auch, warum ein solches Weibchen die Männchen und die Weibchen im Käfig besteigen will, während sie niemals bestiegen wird.

Das strittige Problem des „Sadismus-Masochismus" erklärt sich demnach im selben Sinne. Sadistische Reaktionen sind Reaktionen der Dominanz, und masochistische — das Resultat des Zustandes der Unterordnung. Natürlich sind diese Arten des Verhaltens unlöslich mit dem sexuellen Verhalten verbunden, aber nicht, weil beide identisch wären, sondern weil sie abwechseln können, dominierend und sich unterordnend im sexuellen Verhalten. Und nachdem beide aus einer gemeinsamen, tiefen Quelle, dem Herrschertrieb, entspringen, so beeinflussen sie sich fortwährend.

Auch das Problem der *Eifersucht* wird klarer. Die Herausforderung zur Dominanz erleichtert das Verständnis. Diesbezüglich müssen aber noch Untersuchungen gepflogen werden.

Aus allen diesen Betrachtungen resultiert die Überzeugung, daß man beim sexuellen Verhalten der Tiere nicht nur an den Fortpflanzungsakt denken muß. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß das sexuelle Verhalten ein psychologisches und soziales Verhalten ist, ebenso wie es ein physiologisches ist.

Die Frage des Altruismus und der Kooperation.

Bis jetzt haben wir uns nur mit einem allgemeinen Typus der niederen Affen, *der Affen der alten Welt*, beschäftigt. Die dominierenden Tiere sind lärmend, tobend und im hohen Grade individualistisch. Jedes Tier ist nur mit sich beschäftigt, und kümmert sich wenig oder gar nicht um andere. Wenn von solchen Tieren ein Partner erkrankt oder sich verletzt, kann er als verloren gelten, weil andere Tiere versuchen, aus seiner Schwäche einen Vorteil zu ziehen, zu beißen, zu raufen, bis der Tod eintritt. Ich beobachtete solches, bevor der Zoowächter dazu kam und wahrnahm, was da vorgegangen war.

Wir kennen aber zwei andere Typen von niederen Affen, die wir aber nicht so intensiv studiert hatten. Das sind die Affen der neuen Welt und die Menschenaffen. Als wir diese Gruppen studierten, fanden wir (vom Momente an, wo es möglich war sie in Gruppen zu vereinigen, obgleich jede Gruppe einige Variationen in sich einschließt), daß der Typus der Dominanz verschieden ist. Die Affen der neuen Welt belästigen einander wenig, kooperieren aber auch wenig. Sie kämpfen nicht viel, sind auch nicht so eifersüchtig, wie die Affen der alten Welt usw. Im Schimpansen sehen wir eine Entwicklung, die dem Psychologen mehr Interesse bietet. Bei diesem Tiere sehen wir eine erste Entwicklung zur Freundschaft, Kooperation und Altruismus. Es ist schade, daß, trotz der Wichtigkeit des Stoffes, so wenig davon bekannt ist, so daß unsere Untersuchungen nicht als endgültig gelten können. Die Tiere sind sehr teuer und nicht leicht zugänglich. Der Autor war in der Lage, nur ein Paar junge Schimpansen zu studieren.

Bei diesem Paar konnten wir aber ein Verhalten beobachten, das wir nie zuvor bei niederen Primaten gesehen haben. In diesem Paar war gewöhnlich das Männchen das dominierende Tier; aber keine Verderbtheit war zu beobachten. Die Herrschaft war nie heftig, sie nahm eher die Formen von Neckerei und Spiel an. Das sich unterordnende Tier zeigte während der ganzen Zeit der Experimente keine Furcht vor dem Männchen. Spielte das Männchen zu roh, oder sein Necken wurde unausstehlich, dann rannte sie ihn voll Wut schreiend an, während er Zähne fletschend oder lachend davonlief. Ein solches Verhalten sahen wir nie bei den Affen der alten Welt. Es würde als eine offene Herausforderung der Dominanz betrachtet werden, und ein wilder Kampf würde entstehen.

Auch ihr sexuelles Verhalten war verschieden. Oft wurde in gewöhnlicher Weise bestiegen, manchmal aber war die Besteigung ventroventral, d. h. von Gesicht zu Gesicht. Dieses Verhalten weist mehr auf Gleichheit und nicht auf Dominanz hin, oder sogar auf Freundschaft.

Die beiden Tiere waren unzertrennlich. Es war unmöglich, das eine aus dem Käfig zu entfernen, wenn das andere drinnen gelassen wurde. Die Tiere waren zu Menschen ebenso freundlich wie zueinander. Sie zeigten starke Anhänglichkeit an ihren Wärter und begannen ein Gebrüll, sobald er das Gebäude verließ, so daß er sich heimlich fortschleichen mußte. Es ist auch sehr interessant, daß die wichtigste soziale Funktion des herrschenden Schimpansen eher eine beschützende als eine tyrannische ist, im Gegensatz zu den Affen der alten Welt.

Ein anderes Zeichen des charakteristischen, freundlichen Typus ihrer Dominanz ist das Verhalten des Herrschers zu den diensttuenden Affen. Ein sehr prominenter Affenforscher hat kürzlich eine Arbeit publiziert, in der er betont, daß das Verhalten der Herrscher und der Dienenden eher eine gemeinsame Betätigung als eine Dominanz und Subordinanz aufweist. In dieser Hinsicht ist die Verschiedenheit deutlich. Die Affen der alten Welt wiesen einen ausgesprochenen Typus der Dominanz und der Subordination auf.

Wir können also mit einiger Vorsicht bezüglich der phylogenetischen Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls und des Altruismus sagen, daß wir solche Resultate erst bei den höheren Affenarten deutlich und unzweifelhaft wahrnehmen, während wir bei den niederen Affen nur spurweise (Mutterliebe) Ähnliches finden. Leider können wir nicht mehr behaupten. Wir möchten darauf hinweisen, daß die menschenähnlichen Affen einen höheren Typus darstellen, daß die Menschen höher sind als andere Lebewesen, und daß der Grad des Gemeinschaftsgefühls progressiv steigt, wenn wir diese Skala übersehen, (wenn es uns auch in Bezug auf Menschen oft schwer zu glauben fällt); doch möchten wir betonen, daß dies wegen Mangels umfangreicherer wissenschaftlicher Daten vorläufig eine gewagte Behauptung wäre. Es ist wahrscheinlich besser zu sagen, daß hier eine Möglichkeit vorliegt solche Schlüsse zu ziehen, daß aber das Problem noch genauer untersucht werden muß.

Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Dominance.

In Anbetracht der Neuheit des Materials, haben wir es mit einer schweren Aufgabe zu tun. Daher fanden wir es nötig, die Dominanz von verschiedenen Standpunkten zu definieren. Der vorsichtigste Weg die Dominanz zu definieren ist wahrscheinlich der, festzustellen, was wir gemäß des Verhaltens aussagen können, wenn wir die Tiere betrachten. Wir kennen z. B. das dominierende Tier, dessen Verhalten keine Rücksicht auf das Verhalten des sich ihm unterordnenden Tieres nimmt. Das sich unterordnende Tier aber können wir bezeichnen als ein solches, dessen Benehmen bestimmt, verändert oder ganz gehemmt wird vom Verhalten des dominierenden Tieres.

Die andere Möglichkeit, das dominierende Tier zu bestimmen, ist, es in seiner, spezifisch ihm anhaftenden Haltung, seinen Gesten, Mienen, Attituden usw. zu beobachten. Das hat den Vorteil spezifisch und leicht beweisbar zu sein.

Die Dominanz kann auch durch die Summe des sozialen Verhaltens, wie es für ein typisches dominierendes Tier charakteristisch ist, bestimmt werden. Wir können sagen, daß das dominierende Tier ein solches ist, das sich in Bezug auf Futter, Aggression und Sexualität auf die und die Weise benimmt, immer in Hinblick auf eine quatitave Feststellung. Die spezifischen Korrelationen zwischen den verschiedenen Teilen der Summe des Verhaltens ist hier wichtig. Diese Definition ist im gewissen Sinne eine Definition des Verhaltens, wie sie in der Individualpsychologie gang und gäbe ist.

Schließlich können wir die Dominanz auf eine mehr theoretische Weise bestimmen. Wir können sagen, daß der Machttrieb eine wesentliche Quelle der Energie in der Summe der herrschsüchtigen Verhaltensweisen darstellt. Dort, wo wir ein solch extensives Bezugssystem fanden, wo andere ursächliche Beziehungen zueinander fehlen, sind wir berechtigt, eine allgemeine Quelle anzunehmen, von der das ganze Verhalten ausgeht. Das ganze Bezugssystem kann dann nur auf Grund der allgemeinen Beteiligung aller Einzelverhaltensweisen durch diese gemeinsame Quelle verstanden werden. Eine solche gemeinsame Quelle der Energie, die wichtig ist für die Bestimmung verschiedener Arten des Verhaltens, ähnelt dem Konzept des „Strebens nach Überwindung“ (*Adler*), und es wäre ein interessanter Versuch, unsere Theorie des Machttriebes mit den verschiedenen Typen und „Wandlungen der Libido“ (*Freud*, *Jung*), die aufgestellt wurden, zu vergleichen.

Der Leser muß schon unzweifelhaft bemerkt haben, daß wir unter Dominanz nicht unbedingt das verstehen, was gewöhnlich darunter gemeint ist. Bei den Pavianen, die die ersten Tiere waren, mit denen wir arbeiteten, war diese Bezeichnung sehr angemessen, weil der Herrscher ein sehr tyrannisches und herrschsüchtiges Tier ist. Als wir dann verschiedene Tiere und Menschen studierten, bekam dieser Begriff sehr veränderte Bedeutungen. Er begann auf höherer Stufe Schutz, Freundschaft, Hilfe auszudrücken. Nachdem aber die Änderungen verschiedene Grade aufweisen, die wichtigsten Korrelationen aber sich nicht ver-

ändern, ist es berechtigt, das Wort „Dominanz“ zu gebrauchen, um in derselben Zeit sorgfältig beachtet, falsche Vorstellungen zu vermeiden und vorsichtige Definierungen zu geben.

Ein letztes Wort soll gesagt werden über die beiden Arten des Gebrauches des Wortes Dominanz bei Beschreibung eines einzelnen Tieres. Wir fanden es möglich, alle Tiere (und Menschen) in eine mehr oder weniger absolute Reihenfolge einzuteilen, angefangen vom herrschsüchtigsten Individuum bis zu dem am wenigsten herrschsüchtigen unter allen Lebewesen. Wir können von einem Tier (oder Menschen) sagen, daß es „stark dominierend“ oder „schwach dominierend“ ist, dabei darauf hinweisen, daß das erste Individuum fähig wäre neun von zehn zu beherrschen, das letztere von den meisten Individuen beherrscht zu werden.

Andererseits sprechen wir von einem bestimmten Tier in einer Gruppe als dominierend, aber das ist sichtlich eine relative Bezeichnung. Denn alle Tiere einer Gruppe könnten entweder stark oder schwach dominierend sein. Die Tatsache, daß ein Tier das andere beherrscht, sagt uns nichts über seine Stellung in der absoluten Skala der Dominanz. Diese Unterscheidung soll man immer vor Augen halten, sonst ist die Konfusion unausweichlich.

Literatur:

Hamilton, G. V. Sexual tendences of monkeys and baboons. Journal of Annual Behavior, 1914, IV, 295—318.

Kepf, E. S. The social and sexual behhavior of the infra-human privates with some comparable facts in human behavior. Psychoan. Review, 1917, IV, 122 bis 154.

Miller, G. S. The primate basis of human sexual behavior. Quarterly Review of Biology, 1931, VI, 379—410.

Maslow, A. H. The role of dominance in the special and sexual behavior of infrahuman primates. I. Observations at Vilas Park Zoo. Journal of Genetic Psychology, 1936.

Maslow, A. H. and *Flanzbaum, S.* The role of dominance in the social and sexual behavior of infra-human primates. II. An experimental determination of the behavior syndrom of dominance. Journal of Genetic Psychology, 1936. X/VIII.

Maslow, A. H. III. A theory of sexual behavior of infra-human primates. Journal of Genetic Psychology 1936, X/VIII.

Maslow, A. H. IV. The determination of a hierarchy in pairs and in a group. Journal Genetic Psych. 1936, X/VII, to be published.

Maslow, A. H. Dominance as a determiner of social behavior in infra-human primates. Psychological Bulletin, 1935, XXXII, 714—715.

Maslow, A. H. The dominance drive as a determiner of social behavior in infrahuman primates (abstract). Psych. Bull. 1935, XXIX, 117—119.

Maslow, A. H. The role of dominance in the social and sexual behavior of infrahuman primates. IV. The determination of a Hierachy in Pairs and in a Group. J. Genet. Psychol., 1936.

Yerkes, R. M. and *A.* The great Apes. New Haven, 1929, Yale Univ. Press.

Zuckerman, S. The social life of monkeys and apes. New York, 1932, Harcourt. Brace and C.

Shakespeare und die Macht.

Von Dr. med. FRANZ PLEWA (Wien).

Das Interesse, das man als Psychologe dem künstlerischen Schaffen eines Menschen entgegenbringt, hat zwei Beweggründe: einerseits können uns wertvolle Erkenntnisse aus den dargelegten Beobachtungen des Künstlers werden; andererseits — und das in ihrer wirklichen Bedeutung zu erfassen, blieb der Individualpsychologie vorbehalten — vermitteln uns die Werke manchen Einblick in die psychische Einstellung und Bewegung des Künstlers zur Welt. Denn ebenso wie jede seelische Äußerung muß sich auch das Werk vom Strom der seelischen Bewegung durchflossen zeigen.

Es ist wohl klar, daß das erstere wesentlich nur wird, wo der Künstler sich in der Darstellung von Charakteren versuchte, sei es im Drama oder im Roman. Dem Künstler wird dabei oft eine Beobachtungsgabe zuteil, die im allgemeinen ganz ungewöhnlich erscheint. Finden wir daher so unglaublich viele wirklichkeitsnahe Erkenntnisse, so braucht uns das dann nicht zu überraschen. Jeder genial schaffende Mensch hat die Fähigkeit, in der Vorstellungswelt seines unbegrifflichen Denkens Zusammenhänge aufzuspüren, die er freilich oft nur in ihren Ausdruckspunkten zeichnet. Über die verbindenden Brücken dazu kann er sich selbst nicht immer Rechenschaft geben.

Für uns sind vor allem die Dichter aufschlußreich, die es vermeiden, ihre Gestalten in die Zwangsjacke des Typischen zu sperren oder sie als gewissermaßen allgemein gültigen Ausdruck einer Tendenz zu abstrahieren. Der Typus ist nämlich als ideal gefaßte Figur nur allzu leicht verurteilt, einer späteren Generation nichts mehr zu sagen, ja ihr vielfach lächerlich zu gelten. Denn zeitlos ist immer nur der Mensch als Individuum mit allen Schwächen und Stärken, sein persönliches Ringen um den Sinn des Lebens und der Welt.

Und gerade deswegen scheint es, daß Shakespeare jeder Zeitperiode so modern gilt, weil er Individualitäten von einer ganz besonderen Eigenheit und Einmaligkeit auf die Bühne brachte. Die Probleme, die er aufwirft, sind für uns keine Probleme mehr: seinen Menschen kommt Ewigkeitswert zu. Denn wenn wir auch heute seine Gestalten als Vergleichsobjekte heranziehen, um dadurch das charakteristische Wesen eines Menschen zu präzisieren, so dürfen wir doch nicht außer acht lassen, daß es niemals in der Absicht Shakespeares lag, etwa im Othello die Eifersucht in eine typische Formel zu fassen. Ihm war es nur um den individuellen Menschen zu tun, den er in seiner Beziehung zur Masse, zu den andern Menschen darstellte. Ein unheimlich psychologischer Scharfsinn ließ ihn jeden seiner Helden ganz durchleben und gestalten. Daher prüfen wir heute seine Menschen nicht mehr mit den Waffen unserer Psychologien, sondern wir prüfen unsere Anschauungen an seiner Menschenkenntnis als Kritikmaßstab.

Warum Shakespeare zu einer solchen psychologischen Vertiefung kam, läßt sich nur vermuten. Äußere Momente der Zeitverhältnisse und eine innere Bereitschaft mögen dabei zusammengewirkt haben. Damals standen einander die verschiedensten Weltanschauungen schroff gegenüber. Noch

war es nicht gar lange her, daß die blutige Maria den Protestantismus in grausamster Weise bekämpft hatte. In Elisabeth fand der Protestantismus selbst eine Vorkämpferin. Der leichtlebigen Genußsucht stellte sich das strenge puritanische Dogma als finsterer Widerpart entgegen. Die Intellektualität war vom Ausklang der Renaissance bestimmt, der sich in einer barocken Überspitzung und Originalitätssucht ausdrückte. Besonders erschwert aber war damals die Stellung der Männer. Wir dürfen es nicht gering anschlagen, daß der Staat von einer äußerst energischen, wenn auch wankelmütigen Frau, Elisabeth, gelenkt wurde. Ihre Gelehrsamkeit und Kenntnis des klassischen Altertums galten den Frauen als erstrebenswertes Vorbild; sie entwickelten ein richtiggehendes Blaustrumpfwesen. Wir ersehen das aus einem Lustspiel Ben Jonsons (Epicoene or The Silent Woman), wo sie als Ladies Collegiales auftreten.

Die stärkere Unsicherheit der Männer zeigte sich denn auch in einem Überhandnehmen der Homosexualität. Bekanntlich unterschob eine spätere Zeit auch Shakespeare dieses Laster, aber wohl mit Unrecht. Gerade in den Sonetten, die man als hauptsächlichsten Beweis dafür heranzieht, weil sie an einen Mann gerichtet sind, wird ein genaueres Studium finden, daß Shakespeare Verständnis dafür hatte — sein Freund dürfte diesem Laster zugeneigt gewesen sein —, für sich aber lehnte er es ab. Nun hat sich Shakespeare wie selten ein anderer Dichter mit dem Problem der Freundschaft auseinandergesetzt. Es hing das damit zusammen, daß die Renaissance in Nachahmung der Antike, auch die Freundschaft stärker betonte. Die Sonette lassen sich auch als ein großer Zyklus auffassen, der an Hand der tatsächlich bestehenden Verbindung zu dem Grafen Southampton alle Möglichkeiten von Erlebnissen zwischen zwei Freunden abwandelt. Es bezeugt einen feinen Zug Shakespeares, daß er nicht nur Freundschaftsbünde rein ideeller Gemeinsamkeit formte, wie im Kaufmann von Venedig, sondern auch die Trübungen, die durch Prestige- und Interessenpolitik möglich sind, im Julius Cäsar. „Ein Freund soll seines Freundes Schwächen tragen."

War also durch das Wanken der stützenden und einheitlichen Grundlagen der Boden für eine verschärfte Menschenbeobachtung günstig, so kam für Shakespeare noch hinzu, daß er vom Land in die Stadt einwanderte, und, nun plötzlich in ein fremdes und vielfärbiges Milieu gestellt, ganz besonders zur Beobachtung gezwungen wurde, um sich rasch und sicher zu orientieren. Doch spielte da noch eine nicht unbedeutende Rolle, daß er zeit seines Lebens irgendwie um seine Position bangte. In der raschen Erforschung und Durchdringung des Andern mochte er eine stärkere Stütze gegen seine eigene Unsicherheit finden.

Die Beschäftigung mit Shakespeare gestaltet sich für den Psychologen immer zu anregendem Gewinn, und *Adler*, der gern die Dichter als Vorläufer der Individualpsychologie bezeichnet, nennt ihn mit an erster Stelle. Wie kaum einer blickte Shakespeare hinter die Kulissen des Scheins, etwa wenn er von dem angenehmen Weg der Verzweiflung spricht. Oder ist die Herrschsucht des verzogenen Kindes treffender erkannt als in Kleopatra, die dem Boten an Antonius sagt: „Find'st du ihn traurig, sag' ihm, ich tanze; ist er vergnügt, meld' ihm, ich wurde plötzlich krank?" Die dicken

Menschen mit dem gesunden Schlaf, die also schon im körperlichen Habitus ihre Harmonie zu den Funktionen des Gemeinschaftslebens zeigen, bedeuten für Cäsar keine Gefahr. Cassius dagegen, der Ehrgeizling, ist von dürrem und hungrigem Aussehen, schlaflos. Besonders fällt auf, daß Shakespeare so oft körperliche Minderwertigkeiten nennt. Doch ist unsicher, ob er ihre wirkliche Bedeutung als Erlebniseindruck für die Gestaltung des Charakters durchschaute. Es sei denn, daß sich der Ausspruch Richards III. in diesem Sinne auffassen ließe: „Ich bin gewillt ein Bösewicht zu werden.“ Irgendwie muß aber Shakespeare solche Stigmata als wichtig für die Charakterisierung des betreffenden Helden angesehen haben. Denn selbst wenn man annimmt, daß er sie in seinen Quellen vorfand, so wäre das für ihre Verwendung im Drama noch nicht Grund genug. Er verfuhr ja gewöhnlich ziemlich willkürlich mit seinen Vorlagen. Dabei erwähnt er die Organschwäche oft ganz plötzlich, scheinbar ohne logische Begründung oder Verbindung zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden. Aber irgendwie passen sie psychologisch als charakterisierende Zusammenfassung des Gesamtbildes in die Situation. Cassius spricht von seiner Schlechtsichtigkeit im Augenblick, als die Schlacht verloren geht. Hamlets Fettsucht und Kurzatmigkeit erfahren wir bei seinem letzten Zweikampf. Hingewiesen sei noch, daß Cäsar auf einem Ohre taub ist: Richards III. Mißgestalt hat, wie erwähnt, einen besonderen Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters, und Othello ist dunkelhäutig, was ihm von vornherein unter den adelsstolzen Venezianern eine unsichere und nur geduldete Position verschafft.

Ob Shakespeare selbst an einer Organminderwertigkeit litt, läßt sich nicht nachweisen. Wohl brachte er dem Sehen ein besonderes Augenmerk entgegen. Wiederholt stellt er die grausame Folter der Blendung dar, die Schrecken der Blindheit sind kraß ausgemalt. Aber ich glaube nicht, daß das genügt, um dieses Interesse durch eine psychisch verstärkte Einstellung zu einer Organminderwertigkeit zu erklären. Jeder große Dichter scheint ja hauptsächlich dem visuellen Typus anzugehören, so daß schon daraus die Augen als Werkzeuge seiner Beobachtung mehr in den Vordergrund rücken. Es braucht nicht immer auch noch eine Schwäche als Reiz wirken. Jedenfalls lassen uns die biographischen Nachrichten im Stich, und das Werk allein ist dafür nur als ganz unzuverläßliche Quelle zu werten.

Ist es uns überhaupt möglich, durch die Werke eine Auffassung von der Lebenseinstellung Shakespeares zu gewinnen? Die überkommenen biographischen Daten sind so mangelhaft, daß man immer wieder auf die Werke zurückgriff. Und da glaubte man, das Wissen in den Dramen stehe in Widerspruch zu dem, was von seinem Leben bekannt ist. Man leugnete daraufhin sogar die Urheberschaft Shakespeares, nannte ihn eine vorgeschobene Person für Bacon und dergleichen mehr. Mir persönlich scheint aber das Biographische gar nicht so außer der Linie seiner Werke zu liegen. Man macht wohl zumeist den Fehler, daß man zu sehr Einzelheiten ins Auge faßte, und dann: daß man aus einer angeblichen Unbildung des Menschen Shakespeare ihm die Künstlerschaft nicht zubilligen wollte. Doch klärt ein genaueres Erfassen der Biographie und der gesam-

ten Zeit auch dieses. Im Grunde sind die Nachrichten über ihn auch nicht viel geringer als die über die meisten Dichter der früheren Zeit, und für eine psychologische Auswertung sind die Biographien im allgemeinen ziemlich dürftig. Wir müssen uns demnach hauptsächlich an das Werk halten und die Kenntnisse des Lebens, so weit es möglich ist, als Stütze für unsere Meinung heranziehen.

Die Schwierigkeiten sind im Falle Shakespeares zweifellos groß, weil er als Dramatiker die verschiedensten Charaktere ausarbeitete, und es sich schwer sagen läßt, in dieser Gestalt habe er sich selbst dargestellt. Am ehesten, glaube ich, dürfte in die Gestaltung des „königlichen" Kaufmanns Antonio etwas von seinem ganz persönlichen Wesen mit eingeflossen sein. Einzelne Parallelen lassen sich zu den Sonetten erkennen. Vielleicht kommt man aber zum Ziel, wenn man einmal vom Einzelnen absieht und das Werk als den Gesamtausdruck einer Persönlichkeit auffaßt. Es läßt sich das vielleicht mit einem kleinen Trick bewerkstelligen. Man legt gewissermaßen alle Werke übereinander, wie man das mit Photographien macht, um einen Einheittypus herauszubekommen, und versucht nun, das Gemeinsame darin zu erkennen.

Tatsächlich, meine ich, hebt sich da ein Problem heraus, das zum Teil als Hauptmelodie, vielfach auch als Nebenmelodie seine Werke durchzieht. Es wäre wohl denkbar, daß Shakespeares besonderes Interesse darauf gerichtet war, möglicherweise weil sich dahinter ein persönlich bedeutsames Erlebnis verbirgt. Irgendwie mag sich dann von hier aus ein mitbestimmender Faktor für den Aufbau des Lebensbildes abgeleitet haben. Nimmt man nämlich die Königsdramen und auch einen Teil der späteren großen Tragödien vor, so ist auffällig, wie immer das Problem einer Machtentthronung und das Schicksal dessen, der sich diese Macht aneignete und in ihr scheitert, zum Vorwurf gemacht werden. Die Macht ist dabei als Königsmacht oder die Macht einer einzelnen Person inkarniert. Aber — und das muß besonders betont werden — Shakespeare findet nie einen Ausweg, ob jemand einen andern seiner Position entheben dürfe, ohne daß es Sünde wäre. Denn mag auch infolge der absolut schwachen und launischen Person Richards II. Heinrich Bolingbroke, der spätere König Heinrich IV., zum Besten des Landes den Thron usurpieren, er kommt doch nicht darüber hinweg, daß er sich unrechtmäßig, gegen die Natur in diese Machtstellung drängte. Schlaflos, von Gewissensbissen gepeinigt, verbringt er die Nächte. In der scheinbaren Verlotterung seines Sohnes sieht er die Strafe für seinen Thronraub, und Shakespeare läßt ihn selbst das Gefühl der Entthronung durchleben. Als er für tot gehalten daliegt, nimmt sein Sohn die Krone. Heinrich IV. erwacht, und in einer ungemein erschütternden Szene ballt sich nochmals die Tragik seines Lebens zusammen. König Claudius im Hamlet findet nicht Ruh und Rast; das Gebet gibt ihm nicht Trost. Macbeth, der Königsmörder, erfreut sich nicht der blutig erworbenen Krone. Und sogar das Ungeheuer Richard III. zerquält sich zuletzt in Gewissenspein, seine kaltblütige Balance verläßt ihn.

Nun war aber Shakespeare durchaus kein Anhänger des Legitimitätsprinzipes. Doch konnte er dem Rechtsbruch eines Usurpators, selbst wenn er notwendig schien, keine Billigung geben. Sicherlich kann die Unfähig-

keit eines Herrschers ihm den Anspruch auf den Thron verwirken. Ihn aber der Königsgewalt zu berauben, bleibt ein Unrecht. Zwar überlegte Shakespeare auch den Gedanken, daß ein angestammtes Recht durch Mißbrauch Unrecht werden kann, ebenso wie Unrecht durch guten Gebrauch sich in Recht wandelt. Doch kennzeichnenderweise zeigt Shakespeare niemals, wie auf legalem Wege ein schlechter Regent ersetzt werden könnte. Im Grunde sah er wahrscheinlich überhaupt keinen Weg, einen Herrscher ohne Unrecht abzusetzen. Psychologisch war ihm dazu die Erkenntnis versperrt.

Den Anspruch auf den Thron stellte sich dabei Shakespeare als eine Art Privatrecht vor, etwa wie ein persönliches Eigentum. Deswegen war er an die Einzelperson gebunden, es kam für ihn gar nicht in Frage, z. B. eine Demokratie an die Stelle des unfähigen Herrschers als Staatsmacht zu erheben. Shakespeare blieb da immer in einem unlösbaren Dilemma. Macht war ihm etwas Heiliges, Unverbrüchliches. Nichts gibt es, was einem Menschen das Recht zuspräche, sie zu stürzen.

Wir wollen nun diesen Zug näher ins Auge fassen und ihn mit Hilfe unserer Psychologie beleuchten. Aus einer gewissen statistischen Wahrscheinlichkeit lassen sich wohl Rückschlüsse ziehen, die wir freilich nicht als apodiktische Gewißheit festlegen werden. Wir werden trachten müssen, sie durch Tatsachen zu beweisen. Shakespeare brachte also dem Problem der Macht als unabänderliches Faktum ein besonders interessiertes Augenmerk entgegen. Nun kennen wir aber eine Familienposition, wo die Macht als Ausdruck einer Notwendigkeit zu einem ganz individuellen Erlebnis wird: es ist die Position des Erstgeborenen. In seiner seelischen Linie läßt sich nämlich zumeist eine Anbetung der Macht feststellen. Dabei mag sie ihm, solange er noch das einzige Kind war, zu Bewußtsein als Gefühl ganz persönlichen Wertes gekommen sein und dann dauernd als Sehnsuchtstraum nachwirken, wenn andere Geschwister ihm seine Stellung streitig machen. Oder er als traditioneller Stammhalter sieht eine Machtstellung, wie sie der Vater symbolisiert, als heilbringendes Ideal an. Häufig wird dann die Vorstellung von der Macht, wenn seine Mittelpunktstellung durch die Ankunft der anderen Geschwister erschüttert ist, als Stütze und Prinzip starrer in den Lebensstil verwoben. Man könnte also glauben, Shakespeares Auffassung sei möglicherweise darin begründet, daß er Erstgeborener ist. Doch enttäuschen die biographischen Daten. Er war das dritte Kind, aber — der erste Knabe. Eine Schwester starb noch vor seiner Geburt, die zweite in ihrem vierten Lebensjahr. Nach ihm kamen drei Brüder und zwei Schwestern zur Welt. Der jüngste Bruder, Edmund, ging gleich ihm nach London und wurde ebenfalls Schauspieler. Ich glaube daher doch, daß man bei Shakespeare das Erlebnis eines Erstgeborenen annehmen darf. Denn, wie *Adler* betont, es kommt nicht auf die Nummer der Position an, sondern auf das Erleben. Er war der erste männliche Sproß, also prädestinierter Stammhalter. Jedenfalls könnte sich darin zumindest ein wichtiger Faktor für seine Auffassung von der Macht sehen lassen, und auch ein Grund, warum er sich so viel mit ihr auseinandersetzte. Es würde in der gleichen Linie liegen, daß er, obwohl seine Sympathien durchaus schon wegen seiner Freundschaft zu dem Grafen Southampton, eines Mitverschworenen des Grafen Essex, auf seiten der

Putschisten gegen Elisabeth waren, dennoch nicht an dieser Rebellion teilnahm, sich vielleicht sogar damals stärker von dem Grafen trennte. Im Julius Cäsar setzte er sich damit auseinander, seinen Freund zeichnete er als Brutus. In diesem Rückzug lag sicherlich kein Feigheitsakt. Es sind ja Nachrichten vorhanden, wo er es ablehnt, Huldigungsgedichte an Elisabeth zu schreiben, obwohl er sich durch seine Weigerung die Mißgunst und Rache der Königin hätte zuziehen können. Er konnte nur nicht seine Natur überwältigen, die Macht als etwas Sakrosanktes anzusehen.

Da seine Auffassung sich aus der Familie entwickelte, spielt sie eine gewichtige Rolle als familiäre Tradition. Das Liebespaar Romeo und Julia verstößt gegen die väterlichen Gesetze, und es erlebt nicht den Triumph einer siegreich überwindenden Liebe. Die Macht des Vaters gilt Shakespeare als unumschränkt. Sie darf über das Kind widerspruchlos gebieten.

Aber hier ist ein Punkt, der zeigt, daß Shakespeare gerade um die väterliche Gebieterrolle herumkommen wollte. Frühzeitig muß er sich gegen die Beeinflussung des Vaters zu wehren begonnen haben. Shylocks Tochter Jessica folgt ihrem Herzen entgegen dem Fluche des Vaters, dasselbe tut auch Desdemona. Es wirft dies ein eigenartiges Licht auf Shakespeares seelische Einstellung. Im Geheimen wollte er irgendwie die Fesseln der väterlichen Autorität abstreifen. Seine Richtung der Macht gegenüber erhält so ein komplizierteres Gepräge. Einerseits — unabänderlich, andererseits — der Versuch, ihr Recht zu untergraben. Der Bericht über den Wilddiebstahl im Gehege eines angesehenen Herrn bestätigt nur diese Gangart.

Eine hübsche Anekdote scheint mir diesen Charakterzug Shakespeares ebenfalls etwas zu illustrieren. Der berühmte Schauspieler Burbage hatte sich nach einer Vorstellung, wo er Richard III. darstellte, ein Mädchen zur Bühne bestellt. Als er hinkam, sah er gerade Shakespeare mit dem Mädchen davongehen. Shakespeare rief ihm lachend zurück: „Wilhelm der Eroberer kommt vor Richard III.“

Es wird nun auch offensichtlicher, warum er eigentlich die Usurpatoren, die Thronräuber zu den Hauptfiguren seiner Dramen machte. Ihr Charakterproblem mochte ihn besonders reizen und ihn zum Versuch ihrer Durchdringung zwingen. Die machtvolle Position des Vaters sah er also durchaus nicht als so sicher fundiert an. Damit mögen ihm auch Zweifel an einer wirklich sicheren Basis für eine Stellung gekommen sein. Dazu kam wohl noch, daß ihn, wie die meisten Erstgeborenen, die Ankunft der späteren Geschwister als Entthronung traf. Auch seine Stellung war unsicher geworden. Es hat eine tief-seelische Begründung, daß die Bühne so oft zum Schauplatz der Entmächtigung eines Herrschers wird. Shakespeare überwand eigentlich nie dieses Erlebnis. Den stärksten und ergreifendsten Ausdruck findet es im König Lear. Der heimatlose König baut sich im Wahn eine eigene Gedankenwelt, um seinen Sturz zu ertragen. Shakespeare mußte daher wohl das Elternhaus als Boden einer Niederlage aufgefaßt haben. Wir sehen ihn ja auch bald auf der Flucht daraus; die frühe Heirat, vor allem aber die Wanderung nach London, wo er sich eine neue Welt schuf.

Im Gefühl der Zurücksetzung sieht der Erstgeborene oft nur die Vor-

teile, die seine Geschwister als Jüngere noch genießen. Ihm versagt man mit der Begründung seines Älterseins so manches. Er kommt so leicht dazu, sich als zu früh auf die Welt gekommen zu betrachten. Wäre er jünger, würde man ihm dieselbe Liebe und Aufmerksamkeit entgegenbringen. Das Alter wird ihm zu einer schwierigen Aufgabe. Shakespeare weist in den Sonetten oft auf sein frühes Alter hin, er vergleicht sich mit der Jahreszeit des Blätterfallens. Auch die Helden der großen Tragödien zeichnet er gern von höherem Alter: z. B. spricht Antonius von seinem ergrauenden Haupt. Ich glaube, damit hängt auch zusammen, daß Shakespeare als Schauspieler meistens alte Männer und Väter darstellte. Ein gewisses Gedankentraining auf das Alter hin, eben weil er es schmerzlicher empfand, machte ihn für diese Rollen geeigneter. Vielleicht darf ich noch hinweisen, daß bei Shakespeare der ältestgeborene Sohn häufig das rechtmäßige Kind ist, der zweitgeborene ein Bastard. Der Gedankengang, die nachfolgenden Kinder als Eindringlinge und sohin nicht als zur Familie gehörig aufzufassen, kann wohl dem Erstgeborenen in seiner Eifersucht gegen die Geschwister kommen. Daß der Bastard dann als Bösewicht, der rechtmäßige Sohn als gutherzig und gutgläubig auftritt, das nur nebenbei.

Der aus der Erschütterung seiner Stellung entsprungene Zweifel an jeder sicheren Grundlage bildet auch eine Wurzel von Shakespeares Pessimismus. Früh lebte schon in ihm die Vorstellung von der Feindseligkeit der Welt, die sich später ins Übermaß steigert. Selbst in seiner glücklichen Zeit, etwa in der des Kaufmanns von Venedig, war er bereits der melancholische Antonio inmitten einer lebensfrohen Gesellschaft. Nur um des Freundes willen liebt er die Welt. Die Sonette, ungefähr aus derselben Zeit, sprechen schon diesen Pessimismus aus: das Böse triumphiert, das Gute wird unterdrückt. Am besten wäre es, die Welt zu verlassen, würde er nicht im Tod seinen Freund allein lassen. Aber auch bei dem Freund verliert er die alles bedeutende Rolle: jüngere Dichter werden ihm vorgezogen. Ein ungeklärtes Rätsel bildet die dunkle Dame in den Sonetten. Ob tatsächlich sein Freund ihn bei ihr ausstach, oder ob Shakespeare nur mit dem Gedanken einer Zurücksetzung spielte, muß offen bleiben. Er spricht zuletzt von einer häßlichen Lüge. Bedeutungsvoll ist nur, daß immer das Problem des Verlustes einer Stellung auftaucht. Auch die Periode seines schwärzesten Pessimismus nimmt ihren Anfang gerade nach einer Zeit, als sich an seine Stelle als oberster Theaterdichter Ben Jonson schob. Shakespeare empfand dies besonders hart, weil er Ben Jonson sehr gefördert hatte, dieser ihn aber in persönlich feindseliger Weise bekämpfte. Shakespeare spricht denn auch oft von der Undankbarkeit, die stärker als alle Verräterwaffen das Herz des Menschen zerbrechen könne. Das Publikum, immer begierig nach Neuem, wandte sich den emporgekommenen Dichtern zu:

„Die Zeit trägt einen Ranzen auf dem Rücken,
Worin sie Brocken wirft für das Vergessen,
Dies große Scheusal von Undankbarkeit.
— — — — — Was man getan hat, hängt
Ganz aus der Mode wie ein rost'ger Harnisch,
Als armes Monument dem Spott verfallen.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — Schönheit, Witz,

Geburt, Verdienst im Kriege, Kraft der Sehnen,
Lieb', Freundschaft, Wohltat, alle sind sie Knechte
Der neid'schen, verleumdungssücht'gen Zeit.
Natur macht alle Menschen hierin gleich,
Einstimmig preist man neugebornen Tand,
Ward er auch aus vergangnem nur geformt,
Und schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.
Die Gegenwart rühmt gegenwärt'ges nur."

Wie zur Zeit seiner Kindheit von den Geschwistern, sah er sich nun von einer aufstrebenden Dichtergeneration verdrängt. Das Zusammenbrechen der Essexverschwörung, die seinen Freund ins Gefängnis warf, traf ihn als persönlich schwerer Schicksalschlag. Doch muß noch eines Umstandes gedacht werden, den auch Philippe Mairet in seiner Abhandlung „Hamlet, der Neurotiker" hervorhob, damit der Weg Shakespeares besser beleuchtet sei.

Die Renaissance hatte einen besonderen Kult mit der Macht des Einzelindividuums getrieben. Der Einzelne schien der tatsächliche Former der Zeit und des Schicksals zu sein. Man denke nur an die Gewaltnaturen von damals! Im Grunde will man es auch heute noch gern wahr haben, daß dem Menschen eine ganz persönliche Macht über das Geschehen zu eigen sei. Genährt wird dies durch die Art, wie uns die Geschichte in der Schule gelehrt wird. Sie ist zumeist eine Geschichte von Einzelpersonen. So entsteht leicht der Eindruck, die Zeit und die Geschichte seien bedingt durch diese Personen. Man vergißt dabei, daß sie nur Ausdruck der Zeit, kaum jemals ausgesprochene Initiatoren waren. Napoleon, der doch sicherlich von sich hätte sagen können, der Pulsschlag der Welt richte sich nach ihm, sagte einmal: „Ein Mensch ist nur ein Mensch. Seine Mittel sind nichts, wenn ihn nicht Umstände und Meinung begünstigen. Die Meinung beherrscht alles." Leicht denkbar wäre, daß auch Shakespeare in dem Gedanken von der absoluten Herrschaft des Einzelindividuums über der Welt lebte. Aber doch findet sich in den Sonetten die psychologische Erkenntnis: „Einzeln erweist du dich als niemand." Ihm selbst war es ja gelungen, als Fremdling in der Stadt sich gegen die Übermacht der anderen Dichter einen hervorragenden Platz zu erobern. Jetzt sah er, daß das vielleicht gar nicht so sehr das Verdienst seiner persönlichen Tatkraft war. Da man ihm andere vorzog, geriet sein Glaube an die allmächtige Kraft des Individuums ins Wanken. Er erkannte, daß dieses Machttum des Einzelnen eigentlich nur äußerer Schein war, daß dahinter sich Menschen verbargen, die um ihr Prestige, um ihre Stellung bangten und zitterten. Sklaven waren sie von Leidenschaften, mit denen sie gewaltsam den Besitz ihrer Position verteidigten. Es ist gerade um die Zeit seines Zweifels, daß Shakespeare passive Helden formte: Brutus, Hamlet, Macbeth. Sie bauen Sicherungen auf, um sich in ihren Handlungen zu rechtfertigen, Handlungen, zu denen sie getrieben werden, die sie im Grunde nicht vollführen wollen. Es sind Helden mit Gewissensqualen. Dies ist auch die einzige Zeit, wo die Todesangst in Shakespeares Dramen einen stärkeren Ausdruck findet. Immer schwärzer malt er die Welt. In erschreckender Einsamkeit wandeln seine Personen über die Bühne. Keiner versteht den andern.

geblendet sieht der Vater den Sohn nicht, der Wahnsinn erkennt nicht die Liebe der Tochter. Doch gerade als sein Pessimismus das höchste Ausmaß erreicht, spricht er die tiefste Menschenweisheit: Liebe, Mitleid müssen zur Tat werden, damit sie den Weg zum Herzen des Andern finden.

Seine großen Männer zeichnet Shakespeare, wie sie sich im Guten und Bösen mit Allgewalt aus dem Rahmen der Mittelmäßigkeit herausheben. Aber durch sein eigenes inneres Erleben weiß er, was die äußere Fassade des Helden verbarg. Er selbst war sicherlich ein Mensch, der nur allzu sehr eine Maske trug. Vielleicht wies ihm das auch den Weg zum Drama. Denn in der Selbstentäußerung, die der Dramatiker zur Gestaltung seiner Werke üben muß, glaubt er leichter sein Inneres verbergen zu können. Goethe, der subjektive Dichter, wehrte aus eben diesem Grunde schon den Gedanken ab, seine Schaffenskraft ausschließlich auf dem Gebiete des Dramas zu betätigen.

Der Macht stellt Shakespeare gern eine andere Macht gegenüber. Verkörpert sich die eine Macht in einem Einzelindividuum, so die Gegenmacht in einer Masse, einer Gesamtheit. Shakespeare war vielleicht einer der großartigsten Erkenner, daß alle Menschen durch die Gemeinschaft verbunden sind, daß ein Einzelner nur mit Schaden sich über sie oder gegen sie wendet. Keiner kann sich von ihr lostrennen. Unendlich fein bringt er z. B. Romeo und Julia, die sich mit ihrer Liebe ganz in sich selbst zurückziehen wollen, wie sie durch die Zwischenkunft der Amme immer wieder auf die Tatsache ihrer Zugehörigkeit zu den andern gestoßen werden. Lebte nun auch die Idee der Gemeinschaft in ihm, so versuchte er doch herauszufinden, ob sich die ungeschriebenen Gesetze des Zusammenlebens umstoßen ließen. Aber alles, was er beobachtete, zeigte ihm, daß die Spielregeln der Gemeinschaft nicht zu umgehen seien. Wohl trachten die Helden der späteren Dramen sich stärker abzusondern, sie wollen allein sein; die Masse ist entwertet, stinkend, schmutzig. Nicht ohne Interesse ist, daß Shakespeare schon im rein formellen Aufbau die Zusammengehörigkeit betont. Die erste Szene dient häufig zur Darstellung des Volkes, des Milieus. Gehen die Helden zu Grunde, so erwähnen sie noch voll Stolz, daß sie nur sich selbst erlagen. So sehr wollen sie als einzigartig gelten.

Endlich im Timon von Athen zeigt Shakespeare die ganz krasse Abkehr eines Menschen von der Gesellschaft. *Schiller* schrieb von diesem Drama: „So gewiß ich den Menschen vor allem zuerst in Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im Ganzen kein Stück, wo er wahrhafter vor mir stände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen.“ In literarischer Hinsicht gilt dieses Werk ebenso wie das folgende als künstlerischer Versager. Psychologisch sind sie aber von unschätzbarem Wert, weil sie an einem Wendepunkt in der Lebensauffassung Shakespeares geschaffen wurden.

Es mag richtig sein, daß Shakespeare im Timon die Tragik des Genies darstellen wollte, das anfangs reichlich schenkt, aber, wenn es ausgeschöpft ist, von den Menschen verlassen, sich zum Misanthropus entwickelt. Doch fehlt dem Timon die innere Wucht, die uns sonst in den Tragödien so sehr in Bann zwingt. Auch verfehlt Shakespeare den Eindruck, den er erzeugen

wollte, indem er Timon die Bitterkeiten aussprechen läßt, die schon Macbeth, Coriolan, Antonius von energischester Selbstbetätigung zur Einsicht der irdischen Nichtigkeit führten. Der Übergang vom Menschenfreund zum Menschenfeind erscheint zu brüsk und nicht genug vorbereitet. Die Größe des Dramas liegt in einer psychologischen Erkenntnis: das prunkende Wohltun und die hassende Verwahrlosung entspringen der gleichen psychischen Wurzel, der Eitelkeit. Timon, der sich von der Gesellschaft zurückzieht, sinkt auf dasselbe Niveau wie der von der Gesellschaft ausgestoßene Apemantus. In äußerst subtiler Einsicht zeichnet hier Shakespeare die seelische Auswirkung der Reaktion der Gemeinschaft gegen den Einzelnen. Eifersüchtig sind nun die beiden eitlen Menschen, Timon und Apemantus, bedacht, wer der größere Ausbund an Verlotterung sei, wer mehr Recht besitze, die Menschheit zur Anklage zu ziehen. Gegenseitig beschimpfen sie sich, so daß man nicht mehr weiß, wer Timon, wer Apemantus ist. Er will den guten Willen der Aussendlinge an ihn nicht erkennen. Er braucht nur die Erinnerung an das tatsächlich Böse, das er erlebte, woran er aber durch seine ganze Haltung mitgearbeitet hatte. Noch erweist aber die Gemeinschaft ihre Macht über ihn. In Haß denkt er über eine würdige Grabschrift nach, die er der Welt zurückläßt. In ihr spiegelt sich seine ganze Eitelkeit:

„Hier liegt der traurige Leib, dem der traur'ge Geist entschwebt.
Forsch meinem Namen nicht. Fluch allem, was da lebt!
Hier lieg' ich, Timon; da ich lebt', haßt' ich, was Leben hegt:
Geh, fluch' vom Herzen; aber mach', daß fort dein Tun dich trägt!"

Man glaubte, weil hier zuerst der Name verschwiegen, dann aber genannt wird, schließen zu müssen, daß zwei Bearbeitungen irrtümlich ineinandergeschoben wurden. Zur Eitelkeit des Timon paßt aber die vollständige Schrift. Er selbst spricht aus, daß er sein Leben lang die Menschen haßte, also auch schon zur Zeit seiner wahllosen Wohltaten. Nicht erst die Erfahrungen dss Lebens führten zum Bruch in seinem Wesen. So sehr war Shakespeare von der Notwendigkeit des Zusammenlebens durchdrungen, daß er bei der Darstellung des Timon als einer tragischen Figur versagte. Das Ganze erscheint als eine Farce.

Von besonderem Interesse ist die Satire Troilus und Kressida. Jahre vorher hatte Shakespeare dieses Werk anläßlich eines großen Dichterstreites verfaßt. Nun nahm er es wieder vor, arbeitete es um und vertiefte es. Warum er das tat, wird uns klar, wenn wir in diesem Werk die Brüder des trojanischen Königshauses als Gegenspieler auftreten sehen. Hektor, der Älteste, weicht gegen seine bessere Einsicht dem jüngsten Bruder Troilus. In der Folge zermalmt ihn, den Wehrlosen, die eitle Feigheit des Griechen Achilles. Damals muß Shakespeare die Ahnung gekommen sein, seine Lebenseinstellung sei vielleicht in der Familienkonstellation verwurzelt. Es ist doch auffallend, daß er gerade dieses Werk, worin Brüder eine Hauptrolle spielen, einer Bearbeitung unterzog. Zwei Anlässe mochten ihn dazu bewogen haben. Einerseits konnte er mit seinem Pessimismus nicht mehr weiter. Beim Forschen nach den Grundlagen mag er in seiner geübten Einsicht zur Bedeutung seiner Stellung zu den Brüdern dafür gekommen sein, zumindest dürfte er in ihr einen Reizpunkt gespürt haben. Anderer-

seits wurde er damals wieder stärker auf seine Familie und Kindheit zurückgewiesen, weil seine Brüder ziemlich rasch hintereinander starben. Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse und an ihr gegenseitiges Verhalten tauchten unwillkürlich auf.

Mit dem Verständnis der Grundlage seiner selbst löste sich auch etwas der starr gewordene Pessimismus. Die nachfolgenden märchenhaften Spiele versuchen eine versöhnlichere Haltung zu gewinnen. „An sich ist nichts Gut und Böse“, sondern der Wert einer Handlung wird durch ihre Absicht bestimmt. Noch einmal tauchen die Probleme der großen Tragödien auf, aber ihre Auswirkungen werden durch Zaubermacht zu einem gedeihlichen Ende gebracht. Wie gern will ja das menschliche Herz seine Fehler, die es in leidenschaftlicher Wallung tat, mit magischer Kraft ungeschehen machen! Im letzten Werk: Der Sturm, symbolisiert sich nochmals Shakespeares Leben. Staunenswert und beweisend für die Wirkung der Erlebnisse. die uns aus den Kindheitssituationen werden, ist, daß er wieder einen entthronten ältesten Bruder darstellt, der mit geheimnisvollen Mächten ausgestattet (wahrscheinlich symbolisch die Dichterkraft), nach vielen Zauberkunststücken dem zweiten Bruder den Thronraub verzeiht und ihm die Hand zur Versöhnung reicht.

Mit diesem Werk nimmt er Abschied von der Welt und den Menschen. In einem Epilog bittet er um Genehmigung für sein Zurückziehen, so sehr weiß er sich verpflichtend mit den Menschen verbunden. Nun habe er aber alles zum Guten gewendet. Da er dem Betrüger verziehen, so möge ihn nicht ein harter Spruch auf dieses öde Eiland verbannen.

Wo ihr begnadigt wünscht zu sein,
Laßt eure Nachsicht mich befrein.

Hier eine vollständige Psychographie Shakespeares auch nur im Versuch zu geben, lag mir fern. Lediglich ein Moment griff ich heraus, das mir durchgehend das Werk zu formen scheint. Auch hier zeigt sich, wie hinter dem Werk ein ganzer Mensch steht. Selbst die Vielfärbigkeit des Dramatikers kann nicht die Einheit der Gesamtlinie verhindern. Eine Diskrepanz zum Leben besteht wohl nur dem oberflächlichen Schein nach. Dabei ist es noch so, daß uns die Werke das wahre und echte Angesicht Shakespeares enthüllen. Sein tiefstes Leid und sein zitterndes Herz leben in ihnen. Zu sehr quälte ihn das Mißverhältnis der Kraft des Einzelnen zur Macht der Gemeinschaft. Er fand keine Lösung und Verbindung zwischen beiden, weil er sie als gegensätzlich auffaßte. Doch weiß er sie in einander abhängig und trennt sie daher nie. Wir müssen auch bedenken, wieviel Gemeinschaftsgefühl nötig ist, um ein solches einfühlendes Verständnis in das Wesen der andern zu ermöglichen, das wir an Shakespeare bewundern. Mittels seines Pessimismus konnte er die Menschen so weit in Distanz rücken, daß er sie, gleich Marionetten, ohne Wertung nach Gut und Böse, persönlich unbeeinflußt agieren ließ. Daß die Macht eines Einzelindividuums, wenn sie in Harmonie zur Richtung der Gemeinschaft sich bewegt, eine Lösung bedeutet hätte, diesen Weg fand er nicht. Sein Werk blieb ohne hoffnungsvollen Aspekt für die Zukunft. Im Land seiner Kindheit und mit den Träumen des Kindes von einer besonderen Zaubermacht des Menschen schloß sich der Kreis seines Lebens.

Lord Byrons Charakter.

Dr. med. ADELE HORVAT (Abbazia, Italia).

Eine der dankbarsten und interessantesten Aufgaben der Individualpsychologie ist es, den Ursprüngen des Verhaltens und der Charakterzüge eines Menschen nachzugehen und in seinem frühkindlichen Training die planvolle Vorbereitung seines ganzen späteren Lebensweges zu erkennen. Dieses Training offenbart sich in jedem Fall als die deutliche Antwort auf die Einflüsse der Umgebung im allgemeinen und auf die spezifischen Schwierigkeiten der kindlichen Situation im besondern. Für den Pädagogen und Psychotherapeuten sind solche Beobachtungen besonders wichtig, denn sie widerlegen eindeutig manche entmutigende, fatalistische Hypothese, etwa als ob schon in der keimenden Eizelle alle seelischen Anlagen enthalten wären, die dann die Entwicklung des künftigen Charakters in bestimmter Richtung mit Notwendigkeit prädistinierten.

Für solche Untersuchungen eignen sich in hervorragender Weise gute Biographien. Das Buch von *Maurois* über *Byron*, das dieser Arbeit zugrunde liegt, ist historisch aus einwandfreien Quellen durchwegs belegbar und doch liest es sich fesselnd wie ein spannender Roman. Denn das wirkliche Geschehen ist von ergreifenderer Wirkung als irgend ein Phantasieprodukt, wenn der Erzähler im tatsächlichen Menschenschicksal die künstlerische Einheit zu erfassen und die logische Wechselwirkung zwischen Charakter und Erlebnis zur Geltung zu bringen weiß. Durch Maurois unvergleichliche Einfühlungsgabe werden wir im Einzelfall zu ganz ähnlichen Erkenntnissen geführt, wie sie *Alfred Adler* als allgemeine gesetzmäßige Zusammenhänge gefunden hat. Darum wirkt dieses Buch, wie übrigens jedes psychologisch wahre Literaturwerk, gleichsam als Illustration zu den Lehren der Individualpsychologie.

Schwere Minderwertigkeitsgefühle wirken auf ein Kind wie ein dauernder Stachel. Sie spornen zur Leistung und zum Training an, sei es auf der nützlichen, sei es auf der unnützen Seite des Lebens. Oder sei es jenseits von nützlich und unnütz, auf dem Gebiete der Kunst.

Als George Byron drei Jahre alt war, starb sein Vater [1]). Er war ausschweifend und verschwenderisch gewesen und hatte seine ihm gegenüber willenlose Frau bis auf eine kärgliche Rente um ihr Vermögen gebracht. Die Tragödie dieser Ehe prägte sich verhängnisvoll in das Gemüt des Kindes. Zu Hause kein heiteres Gesicht, keine Ruhe, keine Harmonie, nur heftiger, maßloser Streit; eine Kinderfrau, die ihn durch schaurige Märchen in ewiger Furcht hielt; seine religiöse Erziehung ein kalvinistischer Fatalismus, der ihm die Überzeugung ließ, er sei, ebenso wie seine Vorfahren, zu einem sündhaften Leben und

---

[1]) Die Kindheit *Byrons* wurde bereits in einem früheren Artikel dieser Zeitschrift ("The Golden Complex" von *Leo Wilson Dodd*, Jg. 1928, S. 55 ff.) eingehender beschrieben.

nachfolgender Höllenstrafe prädestiniert, — unter diesen Eindrücken begann der Knabe seine Vorbereitung fürs Leben.

Frühzeitig hatte er die Macht des Wortes kennen gelernt, seine bannende, lähmende Kraft und wir können uns vorstellen, daß er abends in seinem Bettchen die Lippen bewegte und mystische schottische Verse vor sich hin flüsterte, um die Geister, die er fürchtete, heraufzubeschwören und ihrer Herr zu werden.

Doch mehr als alle diese Nöte lastete auf seiner kindlichen Seele eine Organminderwertigkeit: er war mit einem Klumpfuß geboren und behielt zeitlebens — trotz ständiger, qualvoller Behandlung während der Kindheit — einen hinkenden Gang, der ihn Fremden gegenüber befangen und schüchtern machte. Byron war sich im späteren Leben wohl bewußt, wie verhängnisvoll diese Mißbildung auf seine ganze seelische Entwicklung gewirkt hatte. Ein Jahr vor seinem Tode äußerte er zu Lady Blessington: „Die ersten Eindrücke sind unzerstörbar. Durch das Verhalten meiner armen Mutter und später durch den Spott meiner Schulkameraden gewann ich die Überzeugung, daß mein Klumpfuß ein großes Unglück sei und dieses Gefühl konnte ich nie überwinden. Man braucht sehr viel natürliche Güte, um die ätzende Bitterkeit zu überwinden, welche eine solche Verunstaltung in der Seele erzeugt und die einem die ganze Welt vergällt." Auch Maurois sieht deutlich den Zusammenhang zwischen Byrons Minderwertigkeitsgefühl und seinem unsozialen Verhalten: „Aus Furcht, seines Leidens wegen verachtet zu werden, zeigte er sich hochmütig, kämpferisch, finster." Einmal auf die Wirkung seiner äußern Erscheinung aufmerksam geworden, gewinnt natürlich auch sein Äußeres im allgemeinen an Bedeutung für seine seelische Einstellung. „Er war körperlich etwas dick, doch die Züge waren schön, die Augen und die Linie der Brauen wundervoll, die Haare rötlich-blond und gelockt." Die Schönheit seines Gesichts verleitete ihn, nicht völlig auf äußerliche Wirkungen zu verzichten. In den Pubertätsjahren verwertete er seine Neigung zur Träumerei gleichzeitig als interessante Pose. Als junger Mann pflegte er seine Schönheit, indem er sich durch eine ungewöhnlich karge Diät und viel Bewegung schlank erhielt. Seinen Körperfehler kompensierte er durch ständige Übung aller Sporte, die für ihn in Betracht kamen, hauptsächlich Schwimmen, Boxen, Reiten.

Im Alter von 10 Jahren wurde Byron durch den unverhofften Tod eines Verwandten Erbe des Lordtitels und des dazugehörigen Schlosses Newstead. Hier eröffneten sich seinem Ehrgeiz neue Möglichkeiten. Doch fanden fürs erste bloß seine Minderwertigkeitsgefühle Nahrung. Durch die prekäre Lage seiner Mutter, durch ihre unvorteilhafte Erscheinung und vor allem durch ihr unbeherrschtes, aggresives Wesen fühlte er sich in seiner neuen aristokratischen Umgebung höchst unbehaglich. Er litt beständig unter der Furcht, entweder seiner Mutter wegen oder infolge seiner Mißbildung gering eingeschätzt zu werden. In seinem Element fühlte er sich erst, als er in der Schule zu den Großen gehörte, die, wie es dort Sitte war, den jungen Kameraden gegenüber eine Führerrolle einnahmen. Hier nur war es ihm möglich,

sich von seinen Minderwertigkeitsgefühlen zu befreien und Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln. Er wurde ein gütiger Beschützer für alle diejenigen, die seine unbedingte Überlegenheit anerkannten. In der Schule wußte man, daß er für eine gemeinsame Sache nur dann zu gewinnen war, wenn man ihn zum Führer wählte. Mitgehen oder gar Sichunterordnen kam für ihn nicht in Betracht. Dieser Charakterzug ist in Byrons ganzer Lebensgeschichte vorherrschend und widerspiegelt deutlich die entmutigenden Erfahrungen seiner Kindheit mit all denen, die stärker waren als er — seinen unbarmherzigen Gott inbegriffen. Byron hat es nie vermocht, sich an Größere anzuschließen, von ihnen zu lernen oder sie gar nachzuahmen. Das war seine Stärke und seine Schwäche. Sprachen lernte er von Kindern, Sport von Berufstrainern, die tief unter ihm standen. Seine Kunst aber schöpfte er nur aus seinem eigenen starken Erleben. Empfindungen wie Achtung, Dankbarkeit, Vertrauen, die der Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls Überlegenen gegenüber sind, hat er kaum gekannt. Die bedeutendsten unter seinen Freunden, Hobhouse und Shelley, waren an Ruhm, Rang und Vermögen weit unter ihm. Auch hatte Byron für die beiden weit weniger Anhänglichkeit als sie für ihn.

Als Byron nach Beendigung der Mittelschule nach Cambridge kam, wo er unter lauter Gleichaltrigen war, konnte er sich natürlich nur schwer einordnen. Dies war ein Glück für seine Begabung. Er hätte sonst wohl aus Eitelkeit die Spiel- und Trinkgelage, die in den dortigen Kreisen Ehrensache waren, mitgemacht und wäre geistig versandet.

Byrons Zuneigung zu untergeordneten Geschöpfen zeigte sich auch stark in seiner Vorliebe für Tiere. Sobald er sich gegen Wucherzinsen Kredit verschaffen konnte, führte er eine ganze Menagerie und eine Anzahl Bedienter mit sich.

Adler hat auf die Bedeutung der Schlafstellung als Ausdruck des Lebensstils hingewiesen. Byron schlief als Erwachsener nie anders als mit zwei geladenen Pistolen neben sich. Er war von treuen Bedienten umgeben und hatte eigentlich keine persönlichen Feinde. Dennoch gebrauchte er diese übertriebene Vorsicht. Sie bedeutete wohl: „Ich kann niemandem vertrauen als meiner eigenen Kraft. Darum verlasse ich mich im Notfall lieber auf tote Waffen als auf lebende Menschen."

Am deutlichsten zeigte sich Byrons Angst vor gleich- oder höherstehenden Wesen in seiner Einstellung Frauen gegenüber. Als Kind litt er durch die Bosheit seiner Kinderfrau und den Jähzorn seiner Mutter. Diese sah in ihm das Abbild des Vaters. Sie traute ihm nur rücksichtslosen Egoismus zu, fürchtete ihn und stellte sich dem Knaben kämpferisch entgegen. Dabei brachte sie, wie seinerzeit für den Vater, die schwersten materiellen Opfer. Sie erreichte damit eben das, wovor sie bangte: nachdem Byron ihrer Zucht entwachsen war, beherrschte er die Mutter kalt und rücksichtslos. Dies war auch später seine Haltung Frauen gegenüber, die willens- und gefühlsstark waren und die er darum als überlegen empfand. Die Frau als Subjekt war ihm unerträglich, denn er fürchtete, mehr als alles, Objekt in ihrer Hand zu werden.

So blieben ihm nur zwei Möglichkeiten von Liebeserlebnissen: die unglückliche Liebe, die sich in sehnsüchtigen Träumen auslebt und in der die Geliebte nicht als aktive Persönlichkeit mitwirkt, weil sie entweder überhaupt nicht oder zumindest mit ihrer Seele nicht dabei ist — und zweitens die Beziehung zu Frauen, die Byron als primitive, vollkommen untergeordnete Geschöpfe betrachtete und die darum seinen seelischen Monolog nicht unterbrechen konnten.

Gelegenheit zur unglücklichen Liebe bot sich ihm naturgemäß schon frühzeitig. Zuerst mit neun Jahren und dann wieder als Sechzehnjähriger verlor er sein Herz an eine Unerreichbare und jedesmal zehrte er jahrelang an seinen schmerzlichen Erlebnissen. Sie dienten ihm dazu, seine Scheu vor den Frauen und das Gefühl seines wenig stattlichen Äußern zu vertiefen. Als Mittelschüler war er jungen Mädchen gegenüber so verwirrt, daß er, wenn er einer vorgestellt wurde, halblaut vor sich hinzählte. Diese sonderbare Gewohnheit charakterisiert am besten das Gemisch von Angst und Verachtung, das er empfand. Er wußte ihnen nichts zu sagen, weil sie ihm nicht als gleichwertig erschienen und gleichzeitig schämte er sich vor ihnen wegen seiner Blödigkeit und suchte diese durch sein Gemurmel zu verschleiern.

Nur einem jungen Mädchen, das ihn freilich als Frau gar nicht anzog, gelang es, mit ihm in ein kameradschaftlich herzliches Verhältnis zu kommen. Sie war es auch, die seine Jugendgedichte kennen lernte, lobte, und ihn zur Herausgabe bewog. Dieses Erstlingswerk („Mußestunden“) machte Byrons Namen genügend bekannt, um ihm auch in Cambridge die überlegene Position zu schaffen, die ihm ein Bedürfnis war. Nun fand er dort Freunde, die ihm ergeben waren. Byron lud sie zu sich auf sein Schloß und verlebte mit ihnen eine glückliche Zeit: er war Alleinherrscher. Hier hatte er auch seine ersten Maitressen, denn sämtliche hübsche Bauerntöchter der Umgebung wurden im Schloß angestellt. Doch die Freunde nahmen Abschied, die Mädchen blieben ihm nicht unentwegt treu — da zog es ihn fort. Er ging vorerst nach London, aber auch da fühlte er sich nicht an seinem Platz. Er war jung, verschuldet, unbekannt und auch nach seiner Großjährigkeit unter seinesgleichen von geringer Bedeutung.

Da beschloß er, mit seinem Freund Hobhouse nach Griechenland zu verreisen, wo er sich zwei Jahre lang aufhielt. Es war die schönste Zeit seines Lebens. In der Fremde fühlte er sich frei, nicht beobachtet und beurteilt, niemandem zur Rechenschaft verpflichtet. Sogar die Trennung von Hobhouse, der nach einem Jahr in die Heimat zurückkehrte, empfand Byron noch als Erleichterung. Nun war die Verbindung mit England vollends gelöst. In diesem Jahr war Byron restlos glücklich: da lebte er in einem Kapuzinerkloster in Athen als geliebter und bewunderter sportlicher Führer der Schuljugend.

Noch war sein körperliches Minderwertigkeitsgefühl sehr groß und jede Anerkennung, jeder Beweis seiner physischen Leistungsfähigkeit erfüllte ihn mit kindlicher Freude. Maurois erzählt: „Er schrieb an seine Mutter, an seinen Anwalt, an die ganze Welt, daß er den Hellespont durchschwommen hatte, und dieses Wagestück wurde, zusammen mit

den Klagen über Fletcher (sein Bedienter, der die Strapazen der Reise viel weniger mannhaft ertrug als er selbst) und die Art, wie Ali Pascha die Kleinheit seines Ohres gelobt hatte (als untrügliches Merkmal seiner aristokratischen Abkunft) eines der Hauptthemen seiner Briefe."

Byron beklagte die Unterjochung des griechischen Volkes, doch bewunderte er auch die Türken und billigte ganz besonders die Stellung der Frauen im Orient, die seinen eigenen Sicherungstendenzen so gut entsprach.

Als Byrons Anwalt ihn nach England zurückrief, da folgte er ungern und voll Widerwillen.

So kindisch eitel Byron in Bezug auf Äußerlichkeiten war, so wenig war er sich seines Wertes als Dichter bewußt. Von den Ergebnissen der letzten zwei Jahre schätzte er am wenigsten sein Heldengedicht „Childe Harold". Gerade dieses begründete seinen Ruhm. Wie sein erstes Buch ihm in Cambridge die ihm unentbehrliche erste Stellung verschafft hatte, so wurde er mit diesem Werk über Nacht der König der Londoner Salons. Byrons Leitbild, das in diesem Epos Gestalt annahm, war das noch nicht bewußte Ideal der werdenden Epoche. Die englische Aristokratie, vor allem die Frauen, bewunderten den Dichter, vergötterten ihn. In der vornehmsten Gesellschaft seiner Zeit hatte er eine Überlegenheitsposition erreicht.

Aber dies war nicht die aktive Rolle des Führers und Beschützers, die er liebte, sondern die passive des verwöhnten Lieblings, die ihm lästig war. Es lag ihm nicht, sich von den Wogen des Erfolges tragen zu lassen, um nach einiger Zeit, ohne eigenes Verschulden, in Vergessenheit zu versinken und durch andre ersetzt zu werden. Andrerseits war er zu eitel und zu lebensdurstig, um freiwillig auf den Ruhm und die Lockungen der großen Welt zu verzichten.

So fand er eine seinem Lebensstil gemäßere Form des Rückzuges. Es gelang ihm nämlich, seine wohlwollendsten, liberalsten Bewunderer durch krasse Bizarrerien und wüste Ausschweifungen vor den Kopf zu stoßen. Hobhouse scheint den Sinn dieses Verhaltens verstanden zu haben. Ein Gastgeber fragte diesen einmal, wie lange Byron fortfahren werde, alle Speisen zurückzuweisen und nur Kartoffelsalat zu sich zu nehmen. Da antwortete Hobhouse treffend: „Solange Sie darauf achten werden."

Doch wie brachte es Byron fertig, die leichtlebige, amoralische englische Gesellschaft seines Zeitalters durch seine haarsträubende Unsittlichkeit zu schokieren? War es übergroße Sinnlichkeit, hemmungslose Triebhaftigkeit? Aber er hatte ja im Orient, wo er unbeobachtet war, wo ihm die Landessitten so sehr zusagten, er überallhin Zutritt hatte, ein kindlich heiteres, keusches, ja klösterlich abgeschiedenes Leben geführt. Und nun war aus dem schüchternen, puritanisch erzogenen, menschenscheuen Träumer ein gefürchteter Don Juan geworden. Aus der eingesponnenen Puppe war ein gaukelnder Falter geschlüpft. Er hatte die Erscheinungsform gewechselt, aber nicht das Ziel. Wie zur Zeit seiner unglücklichen Liebe, erlebte er Sensationen und vermied

eine wirkliche Hingabe. Durch sein übertriebenes Genießertum fand er den Weg in die Einsamkeit zwangsläufig zurück.

Auch Byron selbst war sich der Metamorphose bewußt. Doch suchte er sie naturgemäß nicht final, sondern kausal zu erklären. In einem Brief an seine Freunde schreibt er: „Die letzten Jahre meines Lebens waren ein steter Kampf gegen die Gefühle, die den ersten Teil desselben so verbittert haben. Obwohl ich mir schmeichle, sie größtenteils überwunden zu haben, gibt es noch Augenblicke, wo ich ebenso einfältig bin wie früher. Das habe ich noch nie ausgesprochen und ich hätte es auch Euch nicht gesagt, doch fürchte ich, brutal gewesen zu sein und habe den Wunsch, Euch eine Erklärung zu geben. Aber Ihr wißt, daß ich kein Weltschmerzler bin. Also — lachen wir." In der Tat gab es für Byrons fatalistisch-pessimistische Weltauffassung nur zwei Alternativen: Weltschmerz oder Ironie. Den ersteren hatte er bereits zur Genüge in all seiner Bitterkeit ausgekostet. Nun versuchte er den überlegen unbeteiligten Standpunkt des Spötters einzunehmen. Maurois sagt: „Im Glauben, alles Vertrauen zu Frauen und Männern verloren zu haben, versuchte er, sich Genüsse zu erstehlen, ohne Liebe und ohne Freundschaft. Das Unglück war, daß er sich ohne Leidenschaft entsetzlich langweilte. Denn der Schmerz, so unerträglich er das Leben macht, erfüllt es mit so lebhaften Empfindungen, daß sie die Leere verdecken. Byron hatte das Leben mit einer großen Liebe begonnen. Diese Liebe war eine Niederlage geworden, doch hatte sie dem Kinde das Bedürfnis einer Gefühlserregung gegeben, die ihm unentbehrlich wurde. Wie ein Mensch, dessen Gaumen an scharfe Gewürze gewöhnt ist, so fand Byron im Ruhezustand des Herzens das Leben schal und unerquicklich."

Wir Individualpsychologen suchen die Wurzeln freilich tiefer. Nicht mit der unglücklichen Liebe hatte Byron sein Leben begonnen, sondern die verfehlte Liebeswahl und das Haftenbleiben an der schmerzlichen Erfahrung waren bereits ein Ausdruck seiner Angst vor der Kooperation, der Angst, die in frühester Kindheit seinen Charakter bestimmte. Die Lücke, die dieses Gefühl ausgefüllt hatte und die ihm nachher als tödliche Leere erschien, war die ungestillte Sehnsucht nach der gefürchteten Gemeinschaft, die jeder Neurotiker irgendwie empfindet. In diesem Bedürfnis nach innerer Unruhe oder vielmehr in dieser Angst vor einer endgültigen Bindung, geriet Byron an Frauen, wie sie am wenigsten zu ihm paßten.

Zuerst war es die originelle, exzentrische Lady Caroline Lamb. Voll Geist und Temperament scheute sie in ihrer exaltierten Verliebtheit vor keinem kompromittierenden Wagnis zurück. So war sie das genaue Gegenteil des Typs, der Byron weiblich und begehrenswert erschien. Maurois schildert seine Einstellung folgendermaßen: „Er bemerkte die Gefühle der andern nicht, er wollte sie nicht bemerken. Die leidenschaftlichen Ergüsse Lady Carolines waren ihm ein ermüdendes, vulgäres Geräusch, das seine innere Musik störte .... Er empfand ihre Bewunderung als Zwang und wandte sich müde ab. Statt daß ihn ihre naive Anbetung gerührt hätte, war er darüber erbost. Er fand, daß sie ihn lächerlich machte und, sonderbares Gefühl, er tadelte die Liebe, deren

Objekt er war." Für den Individualpsychologen erscheint diese Einstellung Byrons gar nicht sonderbar. Wer unausgesetzt Angst hat, zum Objekt zu werden, dem muß auch in der Liebe die passive Rolle mißfallen. Schließlich verbündete sich Byron mit Carolines Gatten, ihrer Mutter und Schwiegermutter, um sich mit List und Gewalt von ihr zu befreien. Andere Frauen der Gesellschaft, die ihre Gefühle weniger betonten, wußten Byron länger zu fesseln. Doch waren ihm diese nicht so ausschließlich und rückhaltslos ergeben, wie er dies forderte.

Als Byron seine zukünftige Frau, Annabella Milbank, kennenlernte, hatte er sofort das richtige Gefühl, daß sie nicht zu ihm paßte. „Ich habe kein Verlangen, sie näher kennenzulernen. Sie ist zu gut für einen gefallenen Engel und ich würde sie bestimmt mehr lieben, wenn sie weniger vollkommen wäre." Dennoch warb er in drei Jahren dreimal um ihre Hand, bis er endlich ihr Jawort erhielt.

Während dieser selben drei Jahre aber entspann sich das Liebesverhältnis zwischen ihm und seiner um vier Jahre älteren Stiefschwester Augusta.

Augusta war Familienmutter, von materiellen Sorgen bedrängt, ohne irgendwelche geistige Interessen. Sie hatte ein oberflächlich fröhliches Gemüt und war ihrem weitaus überlegenen Bruder in so unbedenklicher Weise ergeben, daß sie seine Annäherung passiv und willenlos, aber auch ohne Verantwortungsgefühl und ohne Skrupel hinnahm. Hier war Byron ganz Subjekt, er trug das ganze Schuldgefühl, die ganze Last des sündhaften Verhältnisses. Darin lag für ihn wohl auch der besondere Reiz dieser Verbindung. Auch *Maurois* erkennt deutlich, eine wie große Rolle das verirrte Geltungsstreben bei dieser Leidenschaft spielte: „Seine früheren Abenteuer erschienen ihm schal neben diesem mit Gewissensbissen vermischten Glück. Der Inzest, der eines der ältesten menschlichen Gesetze verletzte, schien ihm zum sinnlichen Genuß das Prestige der Revolte hinzuzufügen .... Unfähig zu schweigen, deutete er seinen Freunden in geheimnisvoll verschleierter, jedoch durchsichtiger Weise an, welches sein neues Liebesobjekt war. Sogar Lady Melbourne (die Schwiegermutter Carolines, eine mondäne Frau ohne moralische Skrupel) war außer sich: ‚Das ist ein Verbrechen, für das es in dieser Welt keine Sühne gibt, was immer in jener Welt sein möge.' Byron, obwohl er dachte wie sie, war stolz, sie schokiert zu haben." Wie bei *André Gide* die Homosexualität, so tauchte in Byrons Werken das Inzestproblem ununterdrückbar immer wieder auf. Doch war es nicht wie bei *Gide* das Bedürfnis, seine Verfehlung zu legitimieren [1]) Er selbst verurteilte sie, fühlte sich jedoch als Opfer seiner Leidenschaft. Das unbegriffene Ziel seines Selbstverrates war, Skandal und Entrüstung hervorzurufen, der Mittelpunkt des lebhaftesten Interesses zu sein. So bewog er Augusta, das Kind, das sie ihm gebar und das ihr Gatte für sein eigenes hielt, Medora zu taufen (gleichwie die Frucht der Geschwisterliebe in einem von Byrons Werken).

---

[1]) Vgl. *Oliver Baachfeld*: André Gides Werdegang. Heft 4, Jahrg. 1930 dieser Zeitschrift.

Nach der Geburt des Kindes dachte Byron nun ernstlich an eine Heirat, die ihm als einziger Rettungsanker in seiner seelischen Verstrickung erschien. Augusta unterstützte ihn getreulich in seinen Projekten und war herzlich erfreut, als er endlich das Jawort Miß Milbanks erhielt. Auch Byron war glücklich, die Frau, die ihm solange widerstanden hatte, nun doch erobert zu haben. Doch als die Verbindung vollzogen werden sollte, da schob er den Tag der Vereinigung ganz grundlos immer wieder hinaus und legte seiner Braut nahe, ihren Entschluß gut zu überlegen und eventuell zurückzutreten.

Es war zu spät. Annabella war ein willensstarker, charakterfester Mensch, sehr klug und sehr gläubig. Was sie für richtig hielt, das führte sie ohne nachträgliche Bedenken aus. Darum hielt sie sich für unfehlbar und das war ihr Unglück. Von ihrem Verstande geleitet, hatte sie Byrons erste Bewerbung ausgeschlagen. Im Glauben an ihre eigene Kraft, seine Seele durch den Glauben zu retten, sagte sie schließlich ja. Daran hielt sie unwiderruflich fest, bereit, die Verantwortung zu tragen.

Vom ersten Tag ihrer Verheiratung an war Byron bestrebt, sich für diese Eigenmächtigkeit zu rächen. Er, der die Ehe als sicheren Hafen ersehnt hatte, fühlte sich umgarnt, überlistet, der Freiheit gewaltsam beraubt. In dieser Einbildung quälte er Annabella, wo er nur konnte. Er griff sie in ihrem Glauben an und betonte dadurch die Kluft, die zwischen ihnen lag. Die Memoiren Annabellas zeigen deutlich, wie gut sie verstand, was in Byron vorging. Sie erkannte, wie sehr er durch seinen Prädestinationsglauben entmutigt war: „Alles Unglück kommt von seinem unseligen Kinderglauben, der die Rückkehr des verlorenen Sohnes leugnet.“ Sie begriff auch, daß seine Zielsetzung eine falsche war und daß sich darum seine Vitalität nach der unnützen Seite entfaltete: „Sein Verhängnis ist eine Leidenschaft für die Erregung, die man immer bei heißblütigen Temperamenten findet, wenn die verfolgten Ziele nicht bis zu einem gewissen Grad geregelt sind. Die Freude am Quälen kommt daher, wie die Lust am Trinken und am Spiel.“ Annabella durchschaute auch Byrons Minderwertigkeitsgefühl, das ihn ihr gegenüber so ungerecht machte: „Wenn er sich meiner würdig gefühlt hätte, wäre er gut zu mir gewesen. Ich war gleichsam sein Gewissen.“

Dennoch verstand sie es nicht, Byron richtig zu behandeln. Ihre moralische Überlegenheit reizte Byron aufs höchste. *Maurois* sagt: „Vielleicht hätte er Mitleid mit ihr gehabt, wenn sie schwach erschienen wäre, aber sie verbarg ihre Schwäche nur allzugut. Sie hatte weder die unruhige Schüchternheit Augustas noch das zerbrechlich Schreckhafte von Lady Frances, sondern ein unbeirrbares Aussehen und runde, rosige Backen.“ In dieser Zeit verkehrte Byron viel mit *Scott*, dem auch seine Zerfahrenheit und Reizbarkeit auffiel. *Scott* schrieb über ihn: „Er war oft melancholisch und fast finster. Wenn ich ihn so fand, wartete ich entweder, daß seine üble Laune von selbst verging oder daß sich eine leichte und natürliche Gelegenheit ergab, ihn zum Sprechen zu bringen. Dann schwanden die Schatten fast immer von seiner Stirne.“ Lady Byron vermochte dies nicht. Ihre Bemühungen, den Gatten zu beeinflussen, waren zu offenkundig, als daß es ihr hätte gelingen können.

Sie verstand es nicht, die eigene Persönlichkeit zurücktreten zu lassen, „ihre Sache auf nichts zu stellen“. Ihr Subjektsein oder vielmehr die Angst, an ihr zum Objekt zu werden, erbitterte Byron bis zur Grausamkeit. Er demütigte sie vor Augusta, schickte sie fort, um die Abende allein mit der Schwester zu verbringen und verletzte durch immer erneute Anspielungen an das unerlaubte Verhältnis Annabellas mühsam bewahrte Gutgläubigkeit. Um ihm verzeihen zu können, hielt ihn Annabella für toll und sah in seiner vermeintlichen Krankheit eine neue Aufgabe für ihren Opfermut. Sie hätte ihm gerne ihr Leben geweiht unter der — bei ihm unerfüllbaren — Bedingung, selbständig und aktiv bleiben zu können. Nach der Geburt ihrer Tochter befahl ihr Byron in roher Weise, sie möge bis auf weiteres zu ihren Eltern zurückkehren. Annabella gehorchte und wartete von dort aus, daß man Byron nach Manifestwerden seiner Geistesstörung zu ihr bringe. Sie war entsetzt, als sie hörte, daß er gesund war. Er war also verantwortlich für seine Taten, er würde im Jenseits zur Rechenschaft gezogen werden und sie mit ihm, wenn sie sich durch ihr Nachgeben zur Mitschuldigen machte. Ein ferneres Zusammenleben mit ihm mußte zu gemeinsamer Verdammnis führen. So faßte sie den schmerzlichen aber unwiderruflichen Entschluß der Trennung.

Der jähe und unerwartete Abschluß dieser Ehe, die ihm zur Qual geworden war, hatte auf Byron eine niederschmetternde Wirkung. Er flehte demütig um Wiedervereinigung, aber Annabella blieb fest. Da kannte sein Haß und seine Verbitterung keine Grenzen. Dieses scheinbar paradoxe Verhalten können wir nur individualpsychologisch verstehen. (Denn „Ambivalenz“ ist nur eine Bezeichnung, die weiter nichts erklärt.) Byron hatte eine große Niederlage erlitten. Denn diese Frau war ihm gegenüber bis zuletzt ein freier, selbständig handelnder Mensch geblieben. Sein Minderwertigkeitsgefühl ließ ihn noch nach Jahren in ohnmächtigen Rachephantasien gegen sie wüten.

Wir können es aber auch verstehen, daß Byron alle Dinge, die an Annabellas Walten in seinem Haus erinnerten, mit liebevoller Wehmut umfing. Ein begonnenes Wirtschaftsbuch, in dem von ihrer Hand zweimal das Wort „household“ steht, bewahrt er wie ein Heiligtum auf. Nun hat er sich ja nicht mehr mit ihrer lebendigen Gegenwart auseinanderzusetzen. Die Abwesende läßt sich noch besser als Kinder, Diener oder Tiere zum Objekt seines Fühlens und Denkens machen. Genau so hatte Byron, als nach seiner Rückkehr aus Griechenland seine Mutter starb, seine Kindesliebe entdeckt. Er hatte sie tief betrauert und ihr Andenken in großen Ehren gehalten.

Byrons Eheskandal in Verbindung mit den Gerüchten über sein Verhältnis mit Augusta, dazu seine herausfordernd betonte Napoleonverehrung machten ihn schließlich in England unmöglich. Er wurde von der Gesellschaft geächtet, er hatte sein Ziel erreicht: Er war nicht nur frei, sondern vogelfrei, alle Bande, die ihn an die Heimat hätten fesseln können, waren gelöst und seine Rolle, in der er eine Welt gegen sich hatte, war nicht ohne tragische Größe.

Kurz vor seiner Abreise aus England hatte Byron noch ein für ihn

wenig erfreuliches Abenteuer, wie um das Maß aller ihm widerwärtigen Erlebnisse zu erfüllen. Eine exaltierte Anbeterin, *Claire Clermont*, eine Schwägerin Shelleys, erreichte es nach hartnäckigem Werben, daß er eine Nacht mit ihr verbrachte. Die kecke Initiative der Frau empfand er als lästig und schamlos und war in höchstem Grade abgestoßen. Sie wußte es jedoch einzurichten, daß sie bald darauf mit ihrer Halbschwester und ihrem Schwager Shelley am Genfersee weilte, als Byron dort eintraf. Byron und Shelley befreundeten sich rasch, trieben zusammen Wassersport und diskutierten ihre Weltanschauungen. Unter andern tauchte das Problem der Einheit der Perönlichkeit immer wieder auf. Maurois erzählt hierüber: „Shelley war nicht in sich selbst gespalten, er kannte nur einen Shelley. Byron kannte mehrere Byron, für ihn lag der Konflikt im Innern. Konflikt zwischen dem Byron seiner ersten Liebe und dem Byron von Lady Melbourne, zwischen dem Sentimentalen und dem Zyniker, dem Unnahbaren und dem Anlehnungsbedürftigen, dem Konformisten und dem Rebellen, zwischen einem der großherzigsten und einem der grausamsten Wesen. Das unbeugsame Schicksal, das ihn zu so bedauerlichen Handlungen getrieben hatte, war keine Schöpfung seines Geistes. Er glaubte nicht wie Shelley an die Allmacht des Menschen, um die Welt neu zu erschaffen. Für ihn gab es göttliche und teuflische Mächte."

Unsere Zielsetzung bestimmt auch unsere Weltanschauung. Der von Byron erlebte innere Konflikt war in seinem Lebensstil begründet. Wir haben gesehen, daß seine scheinbar widerspruchsvollen Verhaltungsweisen aus einer einheitlichen Auffassung der Persönlichkeit durchaus zu verstehen sind und nur den geänderten Lebenslagen entsprechende Mittel zur gleichen Zielsetzung darstellen. Nicht aus der Evidenz der Tatsachen entstand sein Gefühl der innern Zerrissenheit und Ohnmacht. Byron bewegte sich in einem circulus vitiosus. Der Prädestinationsglaube hatte ihn frühzeitig entmutigt. Er hatte kein Vertrauen in die eigene Kraft, sein Leben frei zu gestalten, Herr seines Schicksals zu sein. Um sich aber dann seiner Schwäche nicht zu schämen, mußte er sich immer fester an seinen Fatalismus klammern. Daß er sich selbst als ohnmächtiges Werkzeug von göttlichen und dämonischen Kräften, als unschuldiges Opfer seiner Bestimmung erlebte, entsprang seinen Gewissensqualen und dem Bedürfnis, sich unverantwortlich zu machen. Diese Theorie, derzufolge er das Objekt übernatürlicher Mächte war, machte es ihm erst möglich, andern Menschen gegenüber als selbstherrliches Subjekt willkürlich und rücksichtslos zu schalten.

Nach einigen Monaten kehrten Shelleys nach England zurück und bald darauf reiste Byron nach Venedig. Nun war er wieder einmal befreit von dem Druck, der in England und unter seinesgleichen auf ihm lastete. Bald fand er auch lässige, oberflächliche Frauen, die ihm entsprachen, wenigstens solange sie nicht begannen, sich als Gefährtin zu fühlen und seelische Ansprüche zu stellen.

Zuerst war es *Marianne Segati*, die Frau eines Tuchmachers, bei dem Byron wohnte. Maurois schildert diese Beziehung, in der Byrons

typische Einstellung deutlich hervortritt, folgendermaßen: „Er liebte Frau Segati auf seine Weise, halb sentimental, halb von oben herab, wie er einen treuen Hund liebte, ein Pferd, ein Lied von Tom Moore. Sie war fröhlich, wenn er es wünschte, schweigsam, wenn er traurig war; ein schönes, ergebenes Tier. Neben ihr wurde er allmählich ruhig.“ So war Marianne die Frau, die er brauchte. Dennoch löste er das Verhältnis, als dieses drohte, bindend zu werden. Ähnlich erging es mit einer schönen Bäckersfrau, die weder lesen noch schreiben konnte. Als sie es erlernte, um Byrons Korrespondenz eifersüchtig zu überwachen, da wurde er ihrer überdrüssig.

Wenn es nach diesen der jungen Gräfin *Guiccioli* gelang, ihn vier Jahre lang zu fesseln, so war seine Treue wohl weniger der großen Liebe zuzuschreiben als der gefahrerfüllten Romantik, die er durch diese Verbindung erlebte. Die Gräfin vergötterte Byron. Doch auch hier empfand er das Geliebtwerden demütigend wie eine Minderwertigkeit. Maurois schreibt: „Er sprach von der Gräfin Guiccioli, indem er sagte ‚meine Freundin‘ auf etwas ironische Weise und mit dem Ton, mit dem er sonst von seinem ‚Füßchen‘ sprach. Auch eine Schwäche, diese allzutreue Maitresse.“

Zu dieser Zeit nahm Byron an aufrührerischen Verschwörungen teil. Die österreichischen Behörden bewogen den Grafen Guiccioli zur Scheidung und verbannten die Gräfin und ihre Angehörigen. Byron folgte ihnen nach Pisa und, später, nach Genua. Jetzt war es sein sorgendes Verantwortungsgefühl, die positive Seite seines Nursubjektseins, das ihn an die Gräfin band.

Auch die Shelleys waren ihm nach Italien gefolgt. Claire Clermont hatte ihm eine Tochter geschenkt, die er Allegra nannte. Er ließ das Kind im Kloster erziehen, trotz der verzweifelten Einsprache der Mutter, die als Schülerin Shelleys überzeugte Atheistin war und außerdem fürchtete, das Kind könne durch die mangelhafte Pflege im Kloster Schaden leiden. Byron gestattete ihr nicht einmal, das Kind zu sehen. Maurois schreibt: „Claire gehörte, wie seinerzeit Annabella, zu den Frauen, die das Unglück hatten, Byron grausam zu machen. Sie vereinte den Mangel an Scham, den er Caroline Lamb vorgeworfen hatte mit den ‚Gefühlen und Predigten‘ von Lady Byron und, wie bei diesen, verzieh er ihr nicht die Grausamkeit, die sie in ihm weckte. Auch verachtete er sie zu sehr, um ihr eine Byron anzuvertrauen.“

Das Kind starb im Kloster im Alter von 5 Jahren. Bald nach diesem Schicksalsschlag erfolgte der tragische Ertrinkungstod Shelleys.

Nun fesselten Byron nur mehr unliebsame Verpflichtungen an Italien. Er hatte die Angehörigen der Gräfin Guiccioli zu erhalten und, als Erbteil Shelleys, die kinderreiche Familie des Schriftstellers *Hunt*, den er auch durch persönliche Mitarbeit an seiner Zeitung unterstützte. Die materielle Belastung spielte zwar bei den inzwischen ungeheuerlich angewachsenen Einkünften Byrons keine Rolle. Dennoch war seine Aufgabe nicht leicht; denn die Hunts waren durch ihr Abhängigkeitsgefühl verbittert und feindselig und die Beziehung zur Gräfin glich

bereits allzusehr legitimen ehelichen Banden, als daß Byron noch Gefallen daran hätte finden können. Obwohl er in dieser Zeit sehr produktiv war, empfand er die Unbewegtheit und Leere seines Lebens schwerer denn je. Die Poesie schien ihm nur ein schlechter Ersatz für ein wirkliches Erleben, das ihm versagt blieb. Maurois schreibt: „Er hatte sich immer als Soldat oder Staatsmann betrachtet, den nur seine körperliche Mißbildung an der Ausübung seines wahren Berufes hinderte."

In der eben erwachenden griechischen Freiheitsbewegung bot sich Byron ein willkommener Wirkungskreis für seinen Führer- und Beschützerwillen. Hier war eine Aufgabe, die seinen Neigungen entsprach. „Als er mit dem englischen Hilfskomitee in Verbindung trat," erzählt Maurois, „bildeten seine sachlich präzisen, übersichtlichen Briefe einen vorteilhaften Kontrast gegenüber der leeren Rhetorik des Komitees. Er hatte eine klare Vorstellung von dem, was not tat und war entschlossen, das Seine dazu zu tun." Diese konkrete Einstellung Byrons wirkt einigermaßen überraschend, denn wir sahen ihn bisher immer nur unstet und wirklichkeitsfremd nach Sensationen fahnden.

Maurois erklärt Byrons Mangel an Tatkraft bis zu diesem Zeitpunkt als Ausdruck seiner Unentschlossenheit, sich für eine Facette der Wirklichkeit zu entscheiden und auf alle andern Möglichkeiten zu verzichten. „Dadurch," sagt er, „wird Byron zum bloßen Träumen verurteilt. Er wäre gern gleichzeitig ein großer Verteidiger des Volkes und ein feudaler Edelmann, ein Ehemann und ein Don Juan, ein Voltairianer und ein Puritaner gewesen." Darum, meint Maurois, daß sich Byron in diesem Befreiungskampf, wo seine aristokratischen Neigungen seine freiheitliche Gesinnung nicht beeinträchtigt hätten, als tüchtiger Führer hätte bewähren können.

Die Untätigkeit aus Angst vor der Entscheidung und dem damit verbundenen Verzicht kennt die Individualpsychologie zur Genüge. Es ist dies auch eine Art Furcht vor der Unvollkommenheit. Doch kam bei Byron noch ein Zweites hinzu. Um sich in erfolgreichem Handeln mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, muß man gleichzeitig Subjekt und Objekt sein können. Hiefür sind theoretische Projekte, auch wenn sie noch so präzise durchdacht sind, kein Beweis. Denn sobald man sich anschickt, seine Phantasieprodukte zu realisieren, antwortet das Leben stets in unvorhergesehener Weise. Erst im Augenblick, wo der Gegenspieler auftritt, der die eigenen Pläne durchkreuzt, zeigt es sich, ob man der gestellten Aufgabe gewachsen ist. Ob sich Byron im Freiheitskrieg bewährt hätte, läßt sich hier nicht entscheiden, denn er hat den Tag, an dem er dem Feind hätte gegenüberstehen sollen, nicht mehr erlebt.

Als Byron mit dem englischen Hilfskomitee ins reine gekommen war, gelang es ihm auch, seine Angelegenheiten in Italien zu ordnen. Durch Geldmittel konnte er das Los der Familie Hunt sichern. Graf Guiccioli zeigte sich bereit, seine Frau zurückzunehmen und wieder verbündete sich Byron mit dem Gatten und den Angehörigen der Geliebten gegen ihre Leidenschaft.

Der Bruder der Gräfin begleitete Byron nach Griechenland. Er war tapfer und zugetan, aber alles, was er unternahm, mißglückte. Byron hatte ja seit jeher das Talent, sich mit einem Gefolge zu umgeben, das ihm nur hinderlich war. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch dieses „Mißgeschick" mit seiner Tendenz, alle Last der Verantwortung selbst zu tragen, in Zusammenhang bringen. Er fühlte sich nur mit Menschen wohl, die er ein wenig verachten, über die er sich erhaben fühlen konnte.

Byron war ein halbes Jahr in Griechenland, als er einer Erkältung erlag. Er hatte — darauf war er stolz — der Expedition eine größere Geldsumme geopfert als Napoleon für seinen italienischen Feldzug gebraucht hatte. Seine ganze persönliche Kraft hatte er in den Dienst der Sache gestellt, ohne jedoch bei Lebzeiten auch nur das kleinste Resultat zu erzielen. Aber wenn es ihm auch nicht gegönnt war, selbst irgendwelche Früchte seiner Bemühungen zu sehen, so wirkte sein tragisches Ende doch indirekt, indem es das allgemeine Interesse der zivilisierten Welt für den griechischen Freiheitskampf wachrief und den Unterdrückten schließlich zum Sieg verhalf.

Byrons unerreichtes Leitbild spiegelt sich in den Helden seiner Dichtungen. Sein Ideal ist der Tatmensch, der frei war von allen Schwächen und Erdgebundenheiten, unter denen Byron litt. Hier erkennt man deutlich Byrons Selbsteinschätzung. Seine Helden besitzen alle Eigenschaften, die Byron erstrebte und auf die er stolz war und entbehren diejenigen, die er geringschätzte und deren er sich schämte. Wir finden fast bei allen die hohe Geburt, Zärtlichkeit und Leidenschaft im Knabenalter, später enttäuschende Erlebnisse und, als Antwort darauf, Verzweiflung und Wut. Bezeichnenderweise jedoch hat der Byronheld niemals die künstlerische Gestaltungskraft des Dichters, sondern er erlebt die Dramen, die Byron träumte. Byrons Leidenschaften bis in seine schwersten Verirrungen werden von seinen Helden getreulich empfunden. Doch scheinen sie bei ihnen aus überschäumender Lebenskraft zu kommen und nicht, wie es bei Byron tatsächlich der Fall war, aus Schwäche und Sensationslust.

Deutlich zeigt sich hier, wie das Leitbild bei aller Idealisierung die unsoziale Tendenz in Byrons Persönlichkeit verkörpert. Byron repräsentiert ja auch wie kein Zweiter das Zeitalter des Individualismus. Er sieht seine eigene Größe in der Menschenverachtung, im Anderssein. Aber gerade mit dieser „Einzigartigkeit" wurde Byron das Vorbild einer ganzen Epoche. In einem Stadium der „Ichfindung" in der Geschichte der Menschheit war er Fahnenträger. Darum konnte er soviele Tausende begeistern und mit sich reißen und letzten Endes viel Gutes wirken. Es fehlte ihm zwar an Anpassungsfähigkeit an das Bestehende, doch leistete er durch seine geistige Unabhängigkeit um so mehr für die Neubelebung seiner Gesellschaftsklasse, die zu jener Zeit eine Notwendigkeit war. Nur deshalb konnte sein Werk so nachhaltig wirken, so starke Schwingungen auslösen.

Friedrich Nietzsche und die Individualpsychologie.

Von ROBERT FRESCHL (Wien).

Friedrich Nietzsche: Auch der Mutigste von uns hat nur selten Mut zu dem, was er eigentlich weiß.

Alfred Adler: Der Mensch weiß viel mehr, als er versteht.

„Damit ein Abschnitt der menschlichen Geistesgeschichte in einem haltbaren Bilde fortlebe, dazu scheint immer nur ein einziger Mensch nötig zu sein, aber dieser eine ist unerläßlich. — So würde für unsere Zeit *Nietzsche* genügen." Dieser Satz, der etwas verkürzt der „Kulturgeschichte" *Friedells* entnommen ist, sagt über die Bedeutung *Nietsches* für das Geistesleben der letzten fünfzig Jahre nicht zu viel aus.

Unter den größten Denkern aller Zeiten ist *Friedrich Nietzsche* sicherlich der bedeutendste Psychologe und man kann behaupten, daß das Fundament seines grandiosen Gedankenbaues durchaus ein psychologisches ist. Schreibt er doch in „Menschliches — allzu Menschliches", das ursprünglich „Psychologisches" heißen sollte:

„Ob die psychologische Beobachtung mehr Nutzen oder mehr Nachteil über die Menschen bringe, das bleibe immerhin unentschieden, aber feststeht, daß sie notwendig ist, weil die Wissenschaft ihrer nicht entraten kann." Und der Schlußsatz des ersten Hauptstücks (von den Vorurteilen der Philosophen) in „Jenseits von Gut und Böse" lautet:

„Und der Psychologe wird . . . verlangen dürfen, daß die Psychologie als Herrin der Wissenschaft anerkannt werde, zu deren Dienst und Vorbereitung die übrigen Wissenschaften da sind. Denn Psychologie ist nunmehr wieder der Weg zu den Grundproblemen."

Nietzsche hat diese psychologische Untersuchung mit einem bis dahin unbekannten Scharfsinn, einer *bedingungslosen* Hingabe an das Werk und einer auf dornigem Wege erreichten geistigen Unabhängigkeit geführt, wie sie weder vorher noch nachher in Erscheinung trat.

Daß ein Denker, der in seinem dritten Buch des Willens zur Macht (Prinzip einer neuen Wertsetzung) den Satz schreibt: „Alle treibende Kraft ist Wille zur Macht, außerdem gibt es keine physische dynamische oder psychische Kraft" — dem Gedankengut der Individualpsychologie zunächst steht, braucht nicht besonders betont zu werden. Aber nicht nur in Bezug auf den Willen zur Macht oder, wie die Individualpsychologie sagt, das *Machtstreben* ist diese Übereinstimmung zu verzeichnen. Auch in einer ganz großen Reihe von Begriffsanalysen und Formulierungen zeigt sich diese manchmal bis zur Identität reichende Gemeinsamkeit der Auffassung. Einige Beispiele:

In der Bildung der *Vernunft, der Logik, der Kategorien,* ist *das* Bedürfnis maßgebend gewesen: *nicht zu erkennen, sondern* zu *subsummieren,* zu *schematisieren,* zum Zweck der Verständigung, der Berechnung. Hier hat nicht eine präexistente Idee gearbeitet: sondern die *Nützlichkeit,* daß nur, wenn wir grob und gleichgemacht die Dinge sehen, sie für uns berechenbar und handlich werden. Die *Finalität* in der Vernunft ist eine Wirkung, keine Ursache: Bei jeder anderen Art Vernunft, zu der es fort-

während Ansätze gibt, mißrät das Leben, — es wird unübersichtlich. — Die Kategorien sind „Wahrheiten“ nur in dem Sinne, als sie *lebensbedingend* sind.

Tatsächlich gilt die *Logik* (wie die Geometrie und Arithmetik), nur von fingierten Wesenheiten, die wir geschaffen haben. *Logik ist der Versuch, nach einem von uns gesetzten Seins-Schema die wirkliche Welt zu begreifen, richtiger: Uns formulierbar, berechenbar zu machen. Die Welt erscheint uns logisch, weil wir sie erst logisiert haben.* Das vernünftige Denken ist eine Interpretation nach einem Schema, welches wir nicht abwerfen können.

Die *Kausalitäts-Interpretation ist eine Täuschung* . . . . Ein Ding ist die Summe seiner Wirkungen, synthetisch gebunden, durch einen Begriff. Tatsächlich hat die Wissenschaft den Begriff Kausalität seines Inhaltes entleert und ihn übrig behalten zu einer Gleichnisformel, bei der es im Grunde gleichgültig geworden ist, auf welcher Seite Ursache oder Wirkung.

Die *Berechenbarkeit eines Geschehens* liegt nicht darin, daß eine Regel befolgt, oder einer Notwendigkeit gehorcht, oder ein Gesetz von Kausalität von uns in jedes Geschehen projiziert wurde, sondern sie liegt in der Wiederkehr „identischer Fälle“

Wenn wir uns jetzt etwas ausführlich mit der Stellung *Nietzsches zum Lust-Unlust*-Problem beschäftigen, so geschieht dies u. a. auch, um zu zeigen, wie sehr seine Anschauung im *Widerspruch zur Libidotheorie* steht.

„Unlust“ und „Lust“ sind die denkbar dümmsten Ausdrucksmittel von Urteilen: womit natürlich nicht gesagt ist, daß die Urteile, welche hier auf diese Art laut werden, dumm sein müßten. Das *Weglassen aller Logizität,* ein *Ja* oder *Nein* in der Reduktion auf ein *leidenschaftliches Habenwollen* oder *Wegstoßen,* eine imperativische Verkürzung, deren *Nützlichkeit* unverkennbar ist: *das ist Lust und Unlust.* Ihr *Ursprung* ist in der Zentralsphäre des Intellekts: Ihre *Voraussetzung* ist ein unendlich beschleunigtes Wahrnehmen, Ordnen, Subsummieren, Nachrechnen, Folgern: *Lust und Unlust sind immer Schlußphänomene, keine Ursachen.*

Die Entscheidung darüber, *was Unlust und Lust erregen soll, ist vom Grade der Macht abhängig. Dasselbe,* was in Hinsicht auf *ein geringes Quantum Macht* als *Gefahr* und Nötigung zur schnellsten Abwehr erscheint, kann bei einem *Bewußtsein größerer Machtfülle* eine wollüstige Reizung, *ein Lustgefühl* zur Folge haben.

Alle *Lust- und Unlust-Gefühle* setzen bereits ein Messen nach Gesamt-Nützlichkeit, Gesamt-Schädlichkeit voraus: Also eine Sphäre, wo das Wollen eines Ziels (Zustandes) und ein Auswählen der Mittel dazu stattfindet. *Lust und Unlust sind niemals „ursprüngliche Tatsachen“. Lust- und Unlust-Gefühle sind Willens-Reaktionen* (Affekte), in denen das intellektuelle Zentrum den Wert gewisser eingetretener Änderungen zum Gesamtwert fixiert, zugleich als Einleitung von Gegenaktionen.

Affekte sind eine Konstruktion des Intellekts, eine Erdichtung von Ursachen, die es nicht gibt. Alle körperlichen Gemeingefühle, die wir nicht verstehen, werden intellektuell ausgedeutet, d. h. ein Grund gesucht, um

sich so oder so zu fühlen (*Adler* würde sagen: *Das ist wie man will im Hinblick auf das Wozu!*) Also etwas Nachteiliges, Gefährliches, Fremdes wird gesetzt, als wäre es die Ursache unserer Verstimmung: Tatsächlich wird es zur Verstimmung *hinzugesucht*, um der *Denkbarkeit* unseres Zustandes willen. — Häufige Blutzuströmungen zum Gehirn mit dem Gefühl des Erstickens werden als „Zorn" interpretiert. Die Personen und Sachen, die uns zum Zorn reizen, sind Auslösungen für den physiologischen Zustand. — Nachträglich, in langer Gewöhnung, sind gewisse Vorgänge und Gemeingefühle sich so regelmäßig verbunden, daß der Anblick gewisser Vorgänge jenen Zustand des Gemeingefühls hervorbringt und speziell irgend jene Blutstauung, Samenerzeugung usw. mit sich bringt: Also durch die Nachbarschaft. *„Der Affekt wird erregt"*, sagen wir dann.

In „Lust" und „Uulust" stecken bereits Urteile: Die Reize werden unterschieden, *ob sie dem Machtgefühl förderlich sind oder nicht.*

Es ist Wunder-Glaube, einen Gedanken als Ursache einer mechanischen Bewegung zu setzen. Die Konsequenz der Wissenschaft verlangt, daß, nachdem wir *die Welt in Bildern uns denkbar gemacht haben*, wir auch die Affekte, Begehrungen, Willen usw. *uns denkbar machen.*

Wenn das Wesen der *Lust* zutreffend bezeichnet worden ist, als *ein Plus-Gefühl von Macht* (somit als ein Differenz-Gefühl, das die Vergleichung voraussetzt), so ist damit das Wesen der *„Unlust"* noch nicht definiert. Die falschen Gegensätze, an die das Volk und folglich die Sprache glaubt, sind immer gefährliche Fußfesseln für den Gang der Wahrheit gewesen. Es gibt sogar Fälle, wo eine Art Lust bedingt ist durch eine gewisse rhythmische Abfolge kleiner Uulust-Reize; damit wird ein sehr schnelles Anwachsen des Machtgefühls, des Lustgefühls erreicht. Dies ist der Fall z. B. beim Kitzel, auch beim geschlechtlichen Kitzel, im Akt des Coitus: Wir sehen dergestalt, die *Unlust als Ingrediens der Lust tätig.* Es scheint, eine kleine Hemmung, die überwunden wird und der sofort wieder eine kleine Hemmung folgt, die wieder überwunden wird. Dieses Spiel von Widerstand und Sieg regt jenes Gesamtgefühl von überschüssiger, überflüssiger Macht am stärksten an, das das Wesen der Lust ausmacht.

Lust und Unlust sind Nebensachen, keine Ursachen, es sind Werturteile zweiten Ranges.

Der Mensch sucht nicht die Lust und vermeidet nicht die Unlust: Man versteht, welchem berühmten Vorurteile ich hiermit widerspreche. *Lust und Unlust* sind *bloße Folge-, bloße Begleiterscheinungen* — was der Mensch will, was jeder kleinste Teil eines lebenden Organismus will, das ist *ein Plus von Macht.* Im Streben darnach folgt sowohl Lust als Unlust: Aus jenem Willen heraus sucht er nach Widerstand, braucht er etwas, das sich entgegenstellt. Die Unlust als Hemmung seines Willens zur Macht ist also ein normales Faktum, das normale Ingrediens jedes organischen Geschehens; der Mensch weicht ihr nicht aus, er hat sie vielmehr fortwährend nötig; jeder Sieg, jedes Lustgefühl, jedes Geschehen setzt einen überwundenen Widerstand voraus.

Nehmen wir den einfachsten Fall: *Den der primitiven Ernährung:* Das Protoplasma streckt seine Pseudopodien aus, um nach etwas zu suchen, das ihm widersteht, — *nicht aus Hunger, sondern aus Willen zur*

Macht. Darauf macht es den Versuch, dasselbe zu überwinden, sich anzueignen, sich einzuverleiben. — Das, was man „Ernährung“ nennt, ist bloß eine Folge-Erscheinung, eine Nutzanwendung jenes ursprünglichen Willens, stärker zu werden.

Die *Unlust* hat also so wenig notwendig eine Verminderung unseres Machtgefühls zur Folge, daß in durchschnittlichen Fällen sie gerade als Reiz auf dieses Machtgefühl wirkt, — das Hemmnis ist der stimulus dieses Willens zur Macht.

In *„Der Wille zur Macht“* als Erkenntnis sagt *Nietzsche* im Kapitel: *„Der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt“* folgendes: Das Maß dessen, was uns überhaupt bewußt wird, ist ja ganz und gar abhängig von der *groben Nützlichkeit des Bewußtwerdens* — Alles, was uns bewußt wird, ist durch und durch erst zurecht gemacht, vereinfacht, schematisiert, ausgelegt. — Der wirkliche Vorgang der inneren „Wahrnehmung“ ist uns absolut verborgen.

Die Erkenntnis arbeitet als Werkzeug der Macht, das Maß des Erkennenwollens hängt ab vom Maß des Wachsens, des Willens zur Macht, *der Art: Eine Art ergreift soviel Realität, um über sie Herr zu werden, um sie in Dienst zu nehmen.* — Alles, was als Einheit ins Bewußtsein tritt, ist bereits ungeheuer kompliziert: Wir haben immer nur einen *Anschein* von Einheit.

Die *animalischen Funktionen* sind ja prinzipiell *millionenfach wichtiger*, als alle *schönen Zustände* und *Bewußtseins-Höhen:* Letztere sind ein Überschuß, soweit sie nicht Werkzeuge sein müssen für jene animalischen Funktionen. *Das ganze bewußte Leben*, der *Geist samt der Seele*, samt dem *Herzen*, samt der *Güte*, samt der *Tugend:* in wessen Dienst arbeitet es denn? In dem möglichster Vervollkommnung der Mittel (Ernährungs- und Steigerungs-Mittel) der animalischen Grundfunktionen, vor allem *der Lebenssteigerung.*

Es liegt so unsäglich viel mehr an dem, was man „Leib“ und „Fleisch“ nannte: Der Rest ist ein kleines Zubehör. Die Aufgabe, die ganze Kette des Lebens fortzuspinnen und so, daß der Faden immer mächtiger wird, das ist die Aufgabe.

Woran mißt sich objektiv der Wert? Allein an dem Quantum *gesteigerter* oder *organisierter Macht.*

Alle *„Zwecke“, „Ziele“, „Sinne“* sind nur Ausdrucksweisen und Metamorphosen des einen Willens, der *allem* Geschehen inhäriert; *des Willens zur Macht.*

Alle Wertschätzungen sind nur Folgen und engere Perspektiven im Dienste dieses einen Willens: Das *Wertschätzen* selbst ist nur dieser *Wille zur Macht.*

Die *ungeheure Wichtigkeit*, mit der das Individuum den *geschlechtlichen Instinkt* nimmt, ist nicht eine Folge von dessen *Wichtigkeit* für die Gattung, *sondern das Zeugen* ist die *eigentliche Leistung* des Individuums und sein *höchstes Interesse*, folglich, seine höchste *Machtäußerung* (natürlich nicht vom Bewußtsein aus beurteilt, sondern von dem Zentrum der ganzen Individuation).

Das Leben ist nicht Anpassung innerer Bedingungen an äußere, *sondern Wille zur Macht*, der von Innen her und immer mehr „Äußeres" sich unterwirft und einverleibt.

Das Leben als ein Einzelfall (Hypothese von da aus auf den Gesamtcharakter des Daseins) strebt nach einem *Maximal-Gefühl von Macht: Streben* ist nichts anderes als *Streben nach Macht*, das *Unterste* und *Innerste* bleibt dieser Wille.

Das Leben als die uns bekannte Form des Seins ist spezifisch *ein Wille zur Akkumulation der Kraft:* — Alle Prozesse des Lebens haben hier ihren Hebel: Nichts will sich erhalten, alles soll *summiert* und *akkumuliert* werden.

Der *Glaube an den Leib ist fundamentaler* als der Glaube an *die Seele:* Letzterer ist entstanden aus der unwissenschaftlichen Betrachtung der Agonien des Leibes (etwas, das ihn verläßt. Glaube an die Wahrheit des Traumes). Das *Phänomen des Leibes ist methodisch voranzustellen.*

Wesentlich vom *Leib ausgehend und ihn als Leitfaden zu benützen.* Er ist das viel *reichere Phänomen*, welches deutlichere Beobachtung zuläßt. Der *Glaube an den Leib ist besser festgestellt, als der Glaube an den Geist.*

Hier setzt nun die schöpferische Gedankenarbeit *Alfred Adlers* ein. *Adler* ist der *Brückenschlag von der Physiologie zur Psychologie* gelungen. Die Gedankenkette, die von der *Organminderwertigkeit zum Minderwertigkeitsgefühl und von da zur überkompensatorischen Leistung* führt, ist das tragende Kabel dieser genialen Brückenkonstruktion. Leider hat das *Nietzsche* nicht mehr erlebt und es ist schmerzlich zu wissen, wieviel schöpferische Anregungen durch die Unmöglichkeit des persönlichen Gedankenaustausches dieser zwei Männer uns verloren gegangen ist. Umsomehr, als es immer wieder überraschend wirkt, wie die beiden von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus zu merkwürdig übereinstimmenden Einsichten gelangen. — So z. B. glaubt man *Adler* zu hören, wenn man bei *Nietzsche* findet:

Bewußtsein ist soweit da, als Bewußtsein nützlich ist. — Oder: Es ist wesentlich, daß man sich über die Rolle des Bewußtseins nicht vergreift: Es ist unsere Relation mit *der „Außenwelt"*, welche es entwickelt hat. Es ist nur ein Mittel der *Mitteilbarkeit*, es ist im *Verkehr entwickelt, und in Hinsicht auf Verkehrsinteressen.* — (Die Individualpsychologie würde sagen: im Hinblick auf die Gemeinschaft). Wie ausgezeichnet ist z. B. die durchaus dynamische Auffassung der Individualpsychologie in dem *Satze gegeben: Alles Geschehen, alle Bewegung, alles Werden ist als ein Feststellen von Grad- und Kraft-Verhältnissen, als ein Kampf* zu betrachten. Und erinnert die folgende Bemerkung nicht an die einleitenden Worte in dem Aufsatz *Adlers: „Die Meinung über sich und über die Welt."* Was kann allein Erkenntnis sein? Auslegung, Sinn — hineinlegen — nicht Erklärung (in den meisten Fällen eine neue Auslegung über eine alte unverständlich gewordene Auslegung, die jetzt selbst nur Zeichen ist). Es gibt keinen Tatbestand, alles ist flüssig, unfaßbar, zurückweichend — und nun dieser Satz! — *Das Dauerhafteste sind noch unsere Meinungen.*

In Wahrheit ist Interpretation ein Mittel, um Herr über etwas zu werden.

Der Wert der Welt liegt in unserer Interpretation. Die bisherigen Interpretationen sind perspektivische Schätzungen, vermöge deren wir uns im Leben, d. h. im Willen zur Macht, zum Wachstum der Macht erhalten. Jede Erhöhung des Menschen bringt die Überwindung engerer Interpretationen mit sich.

Dem *Werden* den Charakter des *Seins* aufzuprägen, das ist der *höchste Wille zur Macht.*

Daß alles wiederkehrt, ist die extremste Annäherung einer Welt des Werdens an die des Seins.

Und mit diesem Gedanken gelangt man zu einem der Probleme, das die Individualpsychologie mit Recht in ein sehr scharfes Licht ihrer Betrachtungsweise gerückt hat; zu dem Problem der *Verantwortlichkeit*, des *Verantwortungsgefühls.*

Die Art, wie ein Mensch dieser wichtigen Frage des Lebens gegenübersteht, ob er für sein Tun die Verantwortung übernimmt und trägt, oder ob er sich ihr durch ein für seine Zwecke äußerst sinnreiches Beziehungssystem entzieht, ist für seinen gesamten Lebensstil entscheidend und bedingt als wesentliches Element die *Summe seiner Reaktionsweisen*, die der allgemeine Sprachgebrauch als *Charakter* bezeichnet.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Leben eine große Reihe schwieriger und schwierigster Situationen bietet, die ein ganz bedeutendes Maß von Verantwortlichkeitsgefühl auch von einem verantwortungsbereiten Menschen fordern, und in denen er sich beweisen muß.

Die Tatsache einer verhältnismäßig kurzen mittleren Lebensdauer, die dem Menschen zugemessen ist, schränkt dieses Verantwortungsgefühl sehr ein, und wenn auch die etwas zynische Formel, die in der Wendung „Aprés moi le déluge“ ihren Ausdruck gefunden hat, nicht allgemein als richtig anerkannt wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Erkenntnis der Unabänderlichkeit unseres Todes sehr häufig dieses Gefühl der Verantwortung einschränkt.

Nietzsche als Schöpfer eines neuen gedanklichen Weltgebäudes, das leider unvollendet blieb, empfand aus der tiefen Sittlichkeit seiner Natur heraus ein *außerordentliches Bedürfnis, diese Verantwortlichkeit unsterblich zu machen, sie sozusagen zu verewigen* und so gelangte er zu seiner Lehre von der *Wiederkehr des Gleichen*, von *der ewigen Wiederkunft.* — Dieser Gedanke nun gibt der Verantwortlichkeit des Menschen eine ungeheure Bedeutung, da jede seiner Entscheidungen belastet ist mit dem Gewicht des „Immer wieder in alle Ewigkeit!“

In den Notizen des Nachlasses finden wir: „Meine Lehre sagt: So leben, daß Du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe. — *Du* wirst es *jedenfalls!* Wem *das Streben* das höchste Gefühl gibt, der strebe, wem *Gehorchen* das höchste Gefühl gibt, der *gehorche.* Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl ist, und kein Mittel scheuen! *Es gilt die Ewigkeit!*“

Es wäre eine ebenso einseitige als unrichtige Darlegung, wenn nach der beiläufigen Feststellung der weitgehenden Übereinstimmung nicht auch die ganz außerordentlich wesentlichen Divergenzen aufgezeigt würden, die zwischen den Anschauungen *Nietzsches* und denen der Individualpsychologie bestehen.

Am kennzeichnendsten werden wir dieser Unterschiede gewahr werden, wenn wir die Antworten betrachten, die von den beiden *Anschauungsweisen* auf die Frage nach *dem Sinn des Lebens* gegeben werden. Wie die Frage, so reicht auch die Antwort in das Gebiet des *Metaphysischen. Alfred Adler* hat es im Gegensatz zu vielen anderen Forschern, die sich in die Toga einer strengen Wissenschaftlichkeit hüllen, mit erfrischender Klarheit ausgesprochen, daß *alle* Wissenschaften in die *Metaphysik* münden, und daß es keinen Grund gibt, sich vor der Metaphysik zu fürchten. Ja, im Gegenteil, jeder neue Gedanke, alles Schöpferische stößt über die Grenze der unmittelbaren Erfahrung in das Gebiet der Metaphysik vor.

Was versteht nun *Adler* unter dem Sinn des Lebens. —

Wenn wir die Erkenntnis festhalten, daß in jedem Menschen das Machtstreben wirkt, so würde sich, falls diesem Drang des Individuums nichts entgegenstünde, keine natürliche Schranke entgegengestellt wäre, ein chaotisches Ringen zwischen diesen einzelnen Individual-Strebungen ein *Kampf aller gegen alle* ergeben, der jede weitere Entwicklung unmöglich machte. Es lag also, abgesehen von den äußeren Notwendigkeiten im Kampf gegen die Naturgewalten und Umweltsbedrohungen die psychologische Nötigung zur Gemeinschaft vor, was im höheren Plan des Lebens vorgesehen gewesen sein dürfte, wenn die Entwicklung der Daseinsform „Mensch" überhaupt möglich werden sollte. Allein die Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit und Vielheit der menschlichen Individuen deutet auf diesen Plan hin. Oder, wie dies *Adler* kurz und prägnant formuliert hat: „Nach einem Sinn des Lebens zu fragen hat nur Wert und Bedeutung, wenn man das *Bezugssystem Mensch-Kosmos im Auge hat.* Dieses individuelle Machtstreben, dieser Drang, vielleicht sogar Zwang nach Überlegenheit, der schon in den frühesten Anfängen des Lebens bestanden haben dürfte, weil er eine wesentliche Voraussetzung der Selbstbehauptung darstellt, fand seine sinnvolle Zusammenfassung und Entwicklung ermöglichende Hemmung im *Gemeinschaftsgefühl.*

Die Pflege, die Kultivierung dieses Gemeinschaftsgefühls, das noch sehr der Steigerung bedarf, gegen das Ziel einer idealen Gemeinschaft hin zum Wohle der ganzen Menschheit spricht *Adler* als *Sinn des Lebens* an. Er meint, daß die berechtigte Erwartung besteht, daß in ferner Zukunft eine Einverleibung des Gemeinschaftsgefühls in dem Maße erfolgt sein wird, daß es lebensnotwendige Selbstverständlichkeit sein werde, wie etwa das Atmen. Es ist hier nicht unsere Sache, diese Hoffnungen in Zweifel zu ziehen.

Eine *völlig andere* Auffassung über den *Sinn des Lebens* finden wir bei *Friedrich Nietzsche.*

Diese Grundverschiedenheit ergibt sich aus dem Umstand, daß trotz der oft frappierenden Übereinstimmung vieler ihrer psychologischen Einsichten und fundamentalen Aufstellungen von einem Punkte aus die Ge-

dankenwege dieser beiden Persönlichkeiten scharf und immer schärfer auseinandergehen.

Für *Nietzsche* ist die Welt ein ungeheures Spiel von Kräften, deren Gruppierungen wiederkehren. Die ganze tote und lebendige Natur sind ihm Verkörperungen des Willens zur Macht. Der *Welt-Prozeß* ist ein *ewiger Kampf der einzelnen Willenselemente*, die sich zeitweise zur gemeinsamen Ausbeutung der anderen *zu Organismen* (die Zellen zum Menschenleib) oder zu *Organisationen* (die Menschen zu Völkern) zusammenschließen Der Höhepunkt dieser Machtorganisationen der Natur ist nicht der *Mensch*, sondern dessen Höherbildung, der *Übermensch*. Aber *Mensch und Übermensch* sind in dem unendlichen Ablauf schon dagewesen und werden noch unendlich oft wiederkehren.

Nietzsche bejaht diesen Willen zur Macht *durchaus* und *unbedingt* und bis in seine *extremste Steigerung*. Anders *Adler*. Ihm erscheint dieses schrankenlose Machtstreben, dessen dynamische Bedeutung er für alle Menschenleistungen anerkennt, als eine im Interesse der Menschheit zu bekämpfende Gefahr. — Für *Adler* ist die Gemeinschaft *übergeordnet*, ihr haben alle Menschen je nach ihrer Möglichkeit zu dienen. Das Wohl der Allgemeinheit, die Höherentwicklung der Menschheit ist das Wesentliche und nur jene Bewegung des Einzelnen oder einer Vielheit läßt er als wertvoll gelten, die Werte schafft, die dieser Höherentwicklung zugutekommen.

Adler sagt: Die Unsicherheit des Lebens hat bisher — allgemein — keine bessere Lösung gefunden als Streben nach Macht. Nun ist es Zeit, nachzudenken, ob dies der einzige, der beste Weg zur Sicherung des Lebens, zur Entwicklung der Menschheit ist.

Bei Nietzsche hingegen wird der Wille zur Macht zum Wesen der Welt erhoben, für ihn ist die *Menschheit* eigentlich nicht mehr, als das *Mittel, höhere Menschen* hervorzubringen. Er sagt: Wert ist das höchste Quantum Macht, das der Mensch sich einzuverleiben vermag. — Der *Mensch*, nicht die *Menschheit*. Die Menschheit ist viel eher noch ein *Mittel*, als ein *Ziel*. Es handelt sich um den *Typus:* Die *Menschheit ist bloß das Versuchsmaterial, der ungeheure Überschuß des Mißratenen: Ein Trümmerfeld.* Oder: Die *Individuation*, vom Standpunkt der Abstammungstheorie beurteilt, zeigt das beständige *Zerfallen von Eins ins Zwei* und das ebenso beständige *Vergehen der Individuen* auf den Gewinn von *wenig Individuen*, die die Entwicklung fortsetzen: Die übergroße Masse stirbt jedesmal ab. Das *Grundphänomen: unzählige Individuen geopfert um weniger willen*, als deren Ermöglichung. Man muß sich nicht täuschen lassen: Ganz so steht es mit den *Völkern und Rassen:* sie bilden den „*Leib*" *zur Erzeugung von einzelnen wertvollen Individuen*, die den großen Prozeß fortsetzen.

Wir haben die Behauptung aufgestellt, daß die Gedankenwege *Nietzsches* und *Adlers* von einem Punkte an scharf auseinandergehen und da stellt sich als gar nicht überraschend heraus, daß von da ab die *geistige* und *seelische Landschaft* der beiden Denker eine völlig verschiedene wird, und diese Wesensverschiedenheit immer stärker und stärker hervortritt, je mehr wir uns den letzten Formulierungen *Nietzsches* nähern.

Daß da, ebenso wie das Gesamtproblem — die Frage nach dem Sinn

des Lebens — auch alle Einzelprobleme eine grundverschiedene Beantwortung erfahren, ist zu erwarten.

Eines dieser Probleme z. B.: Die Frage der Beziehung *zwischen Mann und Weib*, richtiger: Die Frage der Abgrenzung der Aufgabenkreise dieser beiden menschlichen Geschlechtstypen im Rahmen des Lebens, wollen wir nun im Sinne der Auffassungen *Adlers* und *Nietzsches* betrachten.

In einem Aufsatz *Adlers* (Der Überlegenheitskomplex) finden wir nach einer flüchtig skizzierten historischen Entwicklung der Stellung der Frau bis in unsere Zeit folgenden Satz: Zwischen Mann und Frau hat bisher die Kraft, der Besitz, der Bildungsdünkel entschieden. — Und gleich darauffolgend diesen: „Daher der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe.“ Wenn wir diesen, in zwei Sätzen ganz ungewöhnlich verdichteten Gedankengang ein wenig breiter dargestellt aufzulösen und aufzulockern versuchen, so tritt die grundsätzliche Stellung *Adlers* zum *Mann-Weib-Problem* ziemlich klar ins Licht. *Adler* ist der Meinung, daß die Stellung der Frau in der Gemeinschaft bisher eine unrichtige war, bestimmt in frühester Zeit durch die körperliche Überlegenheit des Mannes, später durch Besitz und das damit verbundene Monopol der sogenannten Bildung, wobei Tradition und Erziehung als Wegsperren für die Frau wirkten. Und doch ist es für Mann und Frau leicht einzusehen (so sagt *Adler)*, daß die Frau bei gleichwertiger Vorbereitung erfolgreich an der Macht teilhaben könnte. Und nun im unmittelbaren Anschluß folgt dieser ganz außerordentlich interessante und für die Anschauung *Adlers* sehr aufschlußreiche Satz: *„Daher der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe.“*

Wenn wir *Adler* richtig verstehen, so soll das heißen, daß das ganze *Mann-Weib-Problem* durch den Umstand, daß die Frau in eine psychologisch durchaus unrichtige Stellung gedrängt wurde, *zu unrecht kompliziert* erscheint. Die Dinge zwischen Mann und Frau liegen oder lägen in Wahrheit viel einfacher, wenn eben nicht durch die Besonderheit unserer Kultur, die eine männlich orientierte ist, der größte Teil der Frauen in jene unnatürliche Seelensituation gebracht worden wäre, die *Adler* als „männlichen Protest“ bezeichnet hat, demzufolge die gesamte seelische Dynamik der Frau beherrscht ist von dem Streben, *ein Mann sein zu wollen, d. h. die gleichen Rechte oder richtiger Vorrechte zu genießen, wie dieser.* Was *Adler* (wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob aus didaktischer, therapeutischer oder anderer Absicht) *nicht* gelten läßt, ist: daß die Frau auf Grund ihrer geschlechtlichen Besonderheit anderen, d. h. zweiten Ranges ist. Der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe wären aus der Überschätzung des erotischen Elements zu erklären. Das grandiose Spiel der Leidenschaften auf diesem Gebiete ist ein aus der schiefen, wenn auch historisch gewordenen gesellschaftlichen Stellung der Frau hervorgegangenes, *sinnverwirrendes Blendwerk.* Adler *entzaubert* sozusagen, aus *Gründen der Seelenhygiene*, die Beziehung zwischen Mann und Frau, denn — so meint er wohl —, es bliebe auch nach dieser versuchten Entzauberung noch immer und in allen Fällen reichlich Problematik übrig. Aus diesen und anderen Darlegungen *Adlers* geht deutlich hervor, daß er jene Ein-

stellung, die die Rolle der Frau auf die der Gebärerin und Pflegerin beschränkt sehen will, deutlich ablehnt. Er ist der Meinung, daß die Kameradschaftlichkeit den einzig sicheren Ankerplatz auf dem Meere der Liebe und Ehe bietet.

Und nun *Nietzsche:*

Wir gehen bei der Auswahl der bezüglichen Belegstellen chronologisch vor, um die Zuspitzung und Verschärfung der Formulierungen sinnfällig zu machen. — „Die fröhliche Wissenschaft“ 1881—82. „Scherz, List und Rache“, Vorspiel in deutschen Reimen.

Der unfreiwillige Verführer:

„Er schoß ein leeres Wort zum Zeitvertreib
in's Blaue — und doch fiel darob ein Weib.“

Mann und Weib:

„Raub Dir das Weib, für das Dein Herze fühlt!“
so denkt der Mann; das Weib raubt nicht, es stiehlt.

„Wenn ein Mann inmitten seines Lärms steht, inmitten seiner Brandung von Würfen und Entwürfen, da sieht er auch wohl stille, zauberhafte Wesen an sich vorübergleiten, nach deren Glück und Zurückgezogenheit er sich sehnt. — Es sind die Frauen. Fast meint er, dort bei den Frauen wohne sein besseres Selbst: an diesen stillen Plätzen werde auch die lauteste Brandung zur Totenstille und das Leben selber zum Traume über das Leben. Jedoch! Jedoch! Mein edler Schwärmer, es gibt auch auf dem schönsten Segelschiffe soviel Geräusch und Lärm, und leider so viel kleinen, erbärmlichen Lärm! Der Zauber und die mächtigste Wirkung der Frauen ist, um die Sprache der Philosophen zu reden, eine Wirkung in die Ferne, eine actio in distans: dazu gehört aber zuerst und vor allem Distanz.

Alle Frauen sind fein darin, ihre Schwäche zu übertreiben, ja erfinderisch in Schwächen, um ganz und gar als zerbrechliche Zierate zu erscheinen, denen selbst ein Stäubchen wehe tut: ihr Dasein soll dem Manne seine Plumpheit zu Gemüte führen und ins Gewissen schieben. So wehren sie sich gegen die Starken und alles Faustrecht.“

Der Schlußsatz des Abschnittes „von der weiblichen Keuschheit“ lautet: — Kurz, man kann nicht genug mild gegen die Frauen sein. — Ein individualpsychologisch geschultes Gehör wird in der so häufig mißverstandenen kleinen Wahrheit des alten Weibleins im Zarathustra (1883): „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ nichts Gegensätzliches vernehmen.

„Jenseits von Gut und Böse“, 1885—86: — „... seine große Kunst ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit. Gestehen wir es, wir Männer: wir ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe: Wir, die wir es schwer haben, und uns gerne zu unserer Erleichterung zu Wesen gesellen, unter deren Händen, Blicken und zarten Torheiten uns unser Ernst, unsere Schwere

und Tiefe beinahe wie eine Torheit erscheint. Zuletzt stelle ich die Frage: Hat jemals ein Weib selber schon einem Weibskopfe, Tiefe, einem Weibsherzen Gerechtigkeit zugestanden? Und ist es nicht wahr, daß, im Großen gerechnet, das Weib bisher vom Weibe selbst am meisten mißachtet wurde — und ganz und gar nicht von uns? Wir Männer wünschen, daß das Weib nicht fortfahre, sich durch Aufklärung zu kompromitieren: Wie es Manns Fürsorge und Schonung des Weibes war, als die Kirche dekretierte mulier taceat in ecclesia! Es geschah zum Nutzen des Weibes, als Napoleon der allzuberedten Madame de Staël zu verstehen gab: mulier taceat in politicis! — und ich denke, daß es ein rechter Weiberfreund ist, der den Frauen heute zuruft: mulier taceat de muliere."

Nietzsche nennt Madame Roland, Madame de Staël und Monsieur George Sand die drei komischen Weiber an sich; nichts mehr! Und gerade die besten unfreiwilligen Gegenargumente gegen Emanzipation und weibliche Selbstherrlichkeit.

Die Dummheit in der Küche, das Weib als Köchin; die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung des Hausherrn besorgt wird. Das Weib versteht nicht, was die Speise bedeutet; und will Köchin sein! Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja als Köchin seit Jahrtausenden die größten physiologischen Tatsachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen! — Eine Rede an höhere Töchter.

„Ein Mann, der Tiefe hat in seinem Geiste und in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken: — er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — wie dies ehemals die Griechen getan haben, dies besten Erben und Schüler Asiens, welche, wie bekannt, vom Homer bis Perikles mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz, orientalischer geworden sind.

Die Weiber selber haben im Hintergrunde aller persönlichen Eitelkeit immer noch ihre unpersönliche Verachtung für „das Weib".

„Die ungeheuere Erwartung in betreff der Geschlechtsliebe und die Scham in dieser Erwartung, verdirbt den Frauen von vorneherein alle Perspektiven."

„Wo nicht Liebe oder Haß mitspielt, spielt das Weib mittelmäßig."

„Mann und Weib im Ganzen verglichen, darf man sagen: Das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte."

„Götzen-Dämmerung", 1888: „Das vollkommene Weib begeht Literatur, wie es eine kleine Sünde begeht: Zum Versuch, im Vorübergehen, sich umblickend, *ob* es jemand bemerkt und *daß* es jemand bemerkt."

„Man hält das Weib für tief — warum? Weil man nie bei ihm auf den Grund kommt. Das Weib ist noch nicht einmal flach."

„Aus diesen Proben dürfte die Stellung *Nietzsches* zur Frage Mann—Frau mit ziemlich einwandfreier Deutlichkeit hervorgegangen sein.“

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob dieses Apperzeptions-Schema Mann — Weib, richtig oder falsch ist und wo man stehen muß, um das hier behandelte Problem in dieser Perspektive zu sehen. Unzweifelhaft festzustehen scheint, daß in dieser wie in vielen anderen Fragen *die Gegensätzlichkeit der individualpsychologischen Auffassungen und der Anschauungen Nietzsches unüberbrückbar ist.*

Wir haben bei anderer Gelegenheit auf dem Wege der individualpsychologischen Deutung auszuführen versucht, wieso es kam, daß gerade dieser außerordentlich sensible, an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellende Pastorsohn, der den gigantischen Kampf führte, welcher in der „Genealogie der Moral“ und im „Antichrist“ seinen geistigen Ausdruck gefunden hat, zu diesen Anschauungen und Formulierungen gelangen mußte.

Es war die ungeheuere Tragik dieses Himmelsstürmers, daß *sein* Wille zur Macht in die *Grenzenlosigkeit* zielte, so daß sein Sturz in geistige Nacht, wie ein grandioses Memento der Logik des menschlichen Zusammenlebens „Bis hieher und nicht weiter!“ anmutet.

Buchbesprechungen.

W. RIESE: *Le Determinisme de Claude Bernard et ses Rapports avec la Neurologie Contemporaine.* (Der Determinismus *Claude Bernards* und seine Beziehungen zur gegenwärtigen Neurologie.) L'Encéphale, 1934, 10.

Verfasser steht strikt auf dem Standpunkt, daß in der Psychopathologie nur die Kausalität in Betracht kommt und meint, daß „das nachdrückliche Hervorheben der Tatsache, daß das Kausalitätsgesetz die vitalen und psychischen Phänomene im selben Maße beherrscht wie die Erscheinungen an unbelebten Körpern nichts anderes ist als der Ausdruck des normalen Verstandes“. Aus diesem Grunde bekämpft er die Ansichten *Claude Bernards*, dessen Anhänger — und ein sehr unbedingter es im übrigen ist —, soweit *Bernard* die Rolle eines unberechenbaren Faktors in den vitalen Phänomenen in Abrede stellt, obwohl gerade *Bernard* die strengen physico-chemischen Prozesse bei Lebewesen sich „mit Hilfe vitaler Vorgänge“ ablaufen läßt, über deren Natur er sich allerdings nur sehr vage äußert. *Riese* hingegen meint, daß „die anatomische und physiko-chemische Integrität keine *genügende* Bedingung für die moralische Freiheit, nicht einmal immer eine *notwendige* Bedingung“ ist. Wäre dem so, dann „wäre die Tat ihres essentiellen, ihres *schöpferischen* Charakters entkleidet“.

Riese kommt allerdings auch zu keinem Entschluß, wie die Determinierung der Lebensprozesse eigentlich vorgestellt werden sollte, meint aber zusammenfassend, „daß das Zurückgreifen auf schöpferische Ursachen des Lebens solange aufgeschoben werden sollte, bis die Analyse der uns zugänglichen Ursachen keine genügende und befriedigende Erklärung für die konkreten Phänomene mehr bietet“. Die vorzeitige Einführung vitaler Prozesse als Erklärungsprinzip der Lebensphänomene halte den Fortschritt der Wissenschaft auf.

Leider ist aus der Arbeit nicht zu entnehmen, wie Verfasser, der vom „einzigartigen“ Individuum und von

schöpferischen Vorgängen spricht, sich letztere aus der Kausalität erklärbar denkt. Dr. *L. Sicher* (Wien).

GEORGES GENIL-PERRIN *und* MADELEINE LEBREUIL: *Le Paranoiaque et la Législation des Loyers.* (Der Paranoiker und das Mietengesetz.) L'Hygiène Mentale, 1934, 7.

Einige interessante Fälle, die deutlich den Zusammenstoß zwischen dem endogenen Faktor und dem exogenen aufweisen. Es handelt sich bei den zitierten Fällen um Menschen, deren Verfolgungswahn manifest wird durch den Umstand, daß sie um ihre Wohnungen kamen. Mit Ausnahme eines Falles zeigen alle den relativ hohen Grad von Ehrgeiz, der bei keiner Paranoia fehlt und der die Patienten dazu veranlaßt, sich in den Mittelpunkt von Machinationen gerückt zu sehen, deren Opfer sie werden. Ein Umstand, der von der Individualpsychologie als erster psychologischer Richtung aufgedeckt worden war. Dr. *L. Sicher* (Wien).

Chronik.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

21. Oktober 1935: Dr. med et phil. *Lydia Sicher:* Das Minderwertigkeitsgefühl der Frau.

28. Oktober: Dr. med. *Alexander Müller:* Wandlungen der Persönlichkeit.

4. November: Dr. phil. *Alice Friedmann:* Das Frauenproblem der Gegenwart. (Zyklus „Probleme der Frau“ I.)

11. Nov.: Dr. med. *Elda Lindenfels:* Wert und Unwert der Schönheit. (Zyklus „Probleme der Frau“ II.)

18. Nov.: Dr. med. *Margret Hilferding:* Ehe und Krise. (Zyklus „Probleme der Frau“ III.)

25. Nov.: Dr. med. *Rudolf Dreikurs:* Nervöse Schlaflosigkeit.

2. Dez.: Dr. med. *Alice Lehndorff:* Berufswahl der Frau. (Zyklus „Probleme der Frau“ IV.)

9. Dez.: Dr. med. *Franz Plewa:* Die Stellung der Frau zur Gesellschaft. (Zyklus „Probleme der Frau“ V.)

16. Dez.: Dr. phil. *Paula Fürth*: Jungmädchenprobleme. (Zyklus „Probleme der Frau“ VI.)

13. Januar 1936: Fachlehrer *Ferdinand Birnbaum:* Die Meisterung des Lebens. (Zyklus „Lebensführung“ I.)

20. Januar: Dr. med. et phil. *Alexander Neuer:* Über den Unterschied zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse.

27. Januar: Dr. med. *Felix Grünberger:* Menschen, die sich im Wege stehen.

3. Februar: Dr. med. et phil. *Alexander Neuer:* Das Problem der Genialität.

Ärztliche Diskussionsabende des Wiener Vereins für Individualpsychologie.

Vorträge:

30. Oktober 1935: Dr. *Arthur Holub:* Die Rolle der minderwertigen Organe in der Praxis.

13. November: Dr. *Alexander Müller:* Frigidität.

27. Nov.: Dr. *Rudolf Dreikurs:* Nervosität.

11. Dez.: Dr. *Rudolf Dreikurs:* Grenzen und Ausbaumöglichkeiten der Individualpsychologie.

8. Januar 1936: Dr. *J. Weitz:* Die psychische Komponente bei Haut- und Geschlechtskrankheiten.

22. Januar: I. Dr. *Rudolf Dreikurs:* Symptomwahl. — II. Dr. *Alexander Neuer*-Dr. *Lydia Sicher:* Zwiegespräch, eine Behandlung darstellend.

5. Februar: Dr. *Alexander Neuer:* Psychogenese.

The Medical Society of Individual Psychology.

Chairman: Dr. *C. M. Bevan Brown.*

14th November, 1935. Dr. *I. A. Hadfield:* “A Contribution to Psychopathology.”

12th December, 1935. Dr. *R. G. Macdonald Ladell:* "Medical Psychology: Pre-war, War-time and Post-war; a Retrospect."

9th January, 1936: Annual Dinner.

Alexander Baldie, M. B., D. P. M., Hon Sec.

7, Warrington Gardens, Warrick Avenue, London, W. 9. Tel.: ABErcorn 4200.

Nachrichten und kleine Mitteilungen.

Unsere Mitarbeiterin Frau Dr. med. et phil. *Lydia Sicher* (Wien) hat vom 2. November bis 15. Dezember 1935 im Rahmen einer Vortragsreise in Holland, Litauen und Lettland — und zwar in Holland in Dordrecht, Gennep, Leeuwarden, Weendam, Utrecht, Hengelo, Nijmegen, Amsterdam, Heemstede, Haag, Haarlem und Rotterdam (als Gast verschiedener Rotary-Clubs), in Litauen in Kaunas (als Gast der vereinigten litauischen und jüdischen Ärztegesellschaften), in Lettland in Riga — 37 Vorträge über Individualpsychologie gehalten.

*

Frau *Sofie Lazarsfeld* (Wien) hielt am 28. November 1935 in der Deutschen Urania in Prag über „Die Frau zwischen 30 und 50 Jahren", und am 29. November über Einladung der Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie und Journalistenvereinigung in Brünn über „Adam und Eva bei der Eheberatung" Vorträge.

*

Marie Heynemann, früher Leiterin der individualpsychologischen Erziehungsberatungsstelle in Magdeburg, ist seit dem 1. Dezember 1935 am Jüdischen Waisenhaus West Norwood, London, S. E. 27, als beratende Psychologin angestellt.

*

Mr. *Anthony Brook* (Barcelona) hat am 4. Dezember 1935 im Ateneo Barcelones einen Vortrag in spanischer Sprache über „Amor y Matrimonio" (Liebe und Ehe) gehalten.

*

Die Adresse der *Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie* in *Barcelona* ist: Barcelona, Rambla Catalunya, 84, 4⁰. Postanschrift: Barcelona, Apartado 5016. (Dr. *Oliver Brachfeld.*)

*

Von Prof. Dr. *Alfred Adler* (New-York) erscheint im nächsten Heft unserer Zeitschrift ein Artikel über *„Symptomenwahl in der Neurose"*.

*

Soeben ist die zweite Auflage von Dr. *Alfred Adlers* „Individualpsychologie und Schule" *in spanischer Sprache* (Verlag der „Revista de Pedagogia", Madrid), sowie eine *spanische Übersetzung* von Dr. *Alfred Adlers* „Das Problem der Homosexualität" (Editorial Apolo, Barcelona) erschienen.

*

Soeben ist das 1. Heft des *„International Journal of Individual Psychology"* mit dem in unserem letzten Heft angekündigten sehr reichhaltigen Inhalt in erstklassiger Ausstattung *erschienen.*

Subskriptionen — $ 5.00 ganzjährig — sind an *„International Journal of Individual Psychology"*, 228. N. La Salle Street, *Chicago*, Illinois, U.S.A., zu richten.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit der Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4*, zu beziehen.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6*, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Erneuerung des Abonnements.

Die Administration bittet um ehebaldigste Überweisung der Abonnementbeträge für 1936, sowie der etwaigen Rückstände, an die Adresse der Zeitschrift: Wien, VI., Joanelligasse 6.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie

Verein Wien: IX., Alserbachstraße 15. (Dr. Heinz Sternberg.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Sir Walter Langdon Brown, M. D., F. R. C. P., Regius Professor of Physic, University Cambridge; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Benno Stein.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Barcelona: Barcelona, Apartado 5016. (Dr. Oliver Brachfeld. Adresse: Barcelona, Rambla Catalunya, 84, 4⁰.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Arbeitsgemeinschaft Ödemis (Türkei): Ödemis, Türkei (Prof. Eyüp Hamdi Bey).

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Wetzikon, Kanton Zürich. (Frau Inès Spring-Zürcher, Telephon: 978.494.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. Nr. 174, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, Frans van Mierisstraat 59. (Sekretärin: Frau Paula Allmayer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Hallinglaan 4. (Fräulein M. J. A. M. van Geelen.)

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. C. L. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Heinz Sternberg, Wien, I., Seilerstätte 15.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6.

Symptomwahl.

Von ALFRED ADLER.

Das Thema, das ich heute zu behandeln habe, scheint mir das allerschwierigste in der Neurosenpsychologie und in der Psychologie überhaupt. Es scheint mir, daß man sich an dieses Thema erst heranwagen darf, wenn man die Schwierigkeiten bereits überwunden hat, die sich der Psychologie der Neurosen und der Psychiatrie fortwährend entgegenstellen. Vor allem auch muß gesagt werden, daß, wenn man an die Symptomwahl schreitet, um sie zu verstehen, man sich vor allem jedes Herumratens entschlagen muß. Hier muß alles fest gehämmert sein, von allen Seiten bewiesen. Da darf kein Stein im Bau wanken. Ja, wir müssen so weit kommen, daß wir sagen können: wenn ich an derselben Stelle wäre, wenn ich denselben Irrtum in meiner Meinung vom Leben gehabt hätte, wenn ich in dieser Weise trainiert hätte wie dieser Mensch, wenn ich fälschlich wie er etwas zu einem Problem gemacht hätte, zur Ursache für die Organisation meines Lebens, dann würde ich ungefähr an denselben Symptomen leiden. Erst dann, nach dieser Identifizierung, können wir behaupten, daß wir wirklich einen Menschen verstanden haben, und daß wir seine Symptomwahl begreifen. Freilich muß noch einiges hinzugefügt werden. Vor allem möchte ich sagen, daß, wenn ich heute von Symptomwahl spreche. man mir erlauben muß, daß ich nicht nur auf die Symptomwahl in der Neurose zu sprechen komme, vor allem deshalb, weil — wie die Individualpsychologie feststellt — eigentlich das, was wir Neurose nennen, auch nur Symptome sind, Symptome eines fehlerhaften Lebensstils, Erscheinungen, die auftreten, wenn einer nicht in der von uns erwarteten normalen Weise mit den Lebensfragen fertig wird. Das ist der eine Gesichtspunkt, den wir berücksichtigen wollen. Und wenn wir dann zum Schluß sehen werden, daß tatsächlich unsere Untersuchungen nicht bloß für die Neurose, sondern auch für die schwer erziehbaren Kinder, für Kriminelle usw. gelten, dann wird man mir verzeihen, daß ich mein Thema so weit ausgedehnt habe.

Wir werden die Symptomwahl nur verstehen, wenn wir sie als ein Kunstwerk betrachten. Wir müssen uns unseres richterlichen Urteils entschlagen und nur bewundernd betrachten, wie jeder Mensch ein Künstler ist auf seinem Lebenswege, wohl aus seinen Irrtümern heraus, aus Beeinflussungen, die sicherlich nicht die richtigen waren, die der Betreffende auch nicht richtig beantwortet hat. Wenn wir also, von irgendeinem Symptom ausgehend, etwas feststellen wollen, so können wir, menschlicher Voraussicht nach, es nicht anders, als daß wir es *als einen Teil des Ganzen* empfinden, das heißt, daß wir in jedem Symptom, das wir betrachten und verstehen wollen, noch etwas finden, außer der Äußerlichkeit, die man

beobachtet, außer dem Inhaltlichen, außer dem, daß einer z. B. *leidet*, an Kopfschmerzen, an Angsterscheinungen, Zwangsvorstellungen, daß er ein Dieb geworden ist oder ein Faulpelz in der Schule. Es steckt noch etwas Persönliches, Einmaliges darin. Eine Entscheidung läßt sich mit einer Formel nicht fällen. Je schärfer man solch ein Symptom ins Auge faßt, und je mehr man von dem Aufbau seelischer Struktur versteht, um so mehr wird man begreifen, daß es Symptome, die das Gleiche bedeuten, nicht gibt. Nur bis zu einem gewissen Grade können wir die Unterschiede benennen wegen der Armut unserer Sprache. Daher kommt es, daß andere Gleichheiten sehen, wo wir Unterschiede finden. Aber eins darf man jedenfalls sagen: in dieser schöpferischen Leistung, die uns vorliegt, eine schöpferische Leistung, deren Meister immer der betreffende Patient oder wie wir ihn nennen wollen, ist, findet sich immer ein Zug, der nach einer Art von Vollendung strebt, findet sich ein Werden, niemals ein Sein, ein Werden, das offenbar auch all denen vorschwebt, die von einer Symptomwahl sprechen. Ob sie es wissen oder nicht, wer von Symptomwahl spricht, muß damit auch die Idee verbinden, daß es sich hier um etwas Zielstrebiges handelt, um etwas, das man *nur unter dem finalen Gesichtspunkt* begreifen und verstehen kann.

Vorerst ist die wichtige Frage zu entscheiden, die heute besonders stark betont wird, wie weit die Vererbung eine Rolle spielt, da man oft beobachten kann, wie in einem Familienstammbaum gewisse, ähnliche Erscheinungen auftreten. Nun, ich sagte vorher, daß wir aus der äußerlichen Ähnlichkeit oder Gleichartigkeit von Symptomen niemals einen Schluß ziehen können, und daß hier das Wort gilt: wenn Zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Wir trachten in der Individualpsychologie alle die Tatsachen festzustellen, die auf irgendwelche irrtümliche Wege geführt haben. Die Tatsache, der wir zuerst begegnen, ist, wie das Kind das Erlebnis seiner Körperlichkeit aufnimmt, mit der es ins Leben zu treten hat, mit der es das Leben zu bestehen hat. Nach einiger Zeit findet man ja auch das Verhalten des Kindes und seine Stellungnahme in dem Sinne ganz deutlich ausgeprägt, daß sich das eine Kind mehr, das andere weniger zutraut, wie das eine aktiv, das andere weniger aktiv vorgeht, wie das eine Kind nahezu besorgt immer an sich denkt, während das andere bereit ist, sich anzugliedern und mitzuarbeiten, mitzuhelfen, mitzuspielen und die Last nicht auf andere zu schieben, auszudrücken, ob es eine Hilfe oder eine Bürde ist usw. Natürlich, wenn ich hier darüber spreche, habe ich nur Typen herausgegriffen, die uns für den einzelnen Fall noch keine endgültige Lösung geben, weil wir ununterbrochen mit Tausenden von Varianten zu rechnen haben. Immerhin können wir die Einflüsse der Körperlichkeit, der Validität der Organe sehr bald beobachten, *der offenbar verschieden angeborenen seelischen, allmenschlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten, über die wir nichts aussagen können, da wir sie nur an den trainierten Resultaten errechnen wollen*, wie sie *von dem Kinde erlebt werden* und wie das Kind *sie verwendet und verwertet*. Natürlich können dem Kinde auch Fehler unterlaufen. Das Kind befindet isch in irgendeiner Stimmungslage gegenüber den Anforderungen des Lebens. Diese Anforderungen können noch so klein sein, sie betreffen doch die Atmung, die Bewegung, die Auf-

nahme der Nahrung, die Reinlichkeit, die Umgebung usw. All diese Funktionen stehen natürlich auch in Beziehung zur Wertigkeit der Organe. Und so konnte die Individualpsychologie in größerem Maße als das früher schon bekannt war, feststellen, daß Kinder, die mit schwächeren Organen zur Welt kommen, irgendwie Eindrücke davon bekommen, die uns als Eindruck der Schwäche, der Unsicherheit, der Minderwertigkeit, der Schwierigkeit oder Feindlichkeit des Lebens erfaßbar sind, und die als Ergebnisse einer Unsicherheit sich immer wiederholen können. An dieser Stelle muß ich einen wichtigen Gedanken vortragen, der uns weiter zum Verständnis der Symptomwahl führen kann. Wenn ein solcher Zustand des Unsicherheitsgefühls, des Minderwertigkeitsgefühls, das heute, wie es die Individualpsychologie gelehrt hat, ganz allgemein als eine Tatsache festgehalten wird, längere Zeit besteht, ist es selbstverständlich, daß dieses Kind nun in dieser Situation, in dieser Empfindung, in dieser Stimmungslage sein Leben und seinen Lebensplan ausbaut, daß es dementsprechend Stellung nimmt, so daß wir behaupten können, hier liegt *ein Training* vor, ein Training, das zu einer Fixierung der Haltung den Lebensaufgaben gegenüber Anlaß gibt. Ein Training, das sich hauptsächlich dadurch charakterisiert — wie ich zeigen konnte —, daß ein solches Kind viel mehr um sich besorgt *sein kann* und alle jene Charakterzüge erzeugt, die uns dann verständlich erscheinen, dem Kinde aber als notwendig und selbstverständlich. Sie werden z. B. Charakterzüge finden von übergroßer Vorsicht, was auch schon besagt, daß es sich hier um ein Individuum handelt, das sich nicht allzu viel zutraut und eine Welt von Gefahren wittert. Sie werden Züge von besonderer Empfindlichkeit finden, was verstehen läßt, wie dieses Kind fürchtet, den Halt zu verlieren, wenn sein ängstlicher Ausblick ins Leben eine Bedrohung wittert oder es angegriffen wird. Sie werden Züge von Ungeduld finden, die uns ebenfalls zeigen, daß wir es hier mit einem Individuum zu tun haben, das wenig Selbstvertrauen hat, nicht warten kann, sondern glaubt, es müsse im Augenblick Erfüllung aller Wünsche haben, widrigenfalls es eine Niederlage bedeutet, eine übergroße Neigung hat, die Lösung von Aufgaben anderen zuzuschieben, unordentlich zu sein oder um andere zu bestechen und eine bevorzugte Stellung zu erlangen, sich scheinbar unterordnen und alle Regeln sklavisch zu befolgen. Freilich immer im Streben, erhöhte Geltung zu erlangen, was auf allen diesen Linien nur möglich ist bei eingeschränkter Sphäre der Aktivität und unter erhöhter Emotionalität. Letztere führt sehr oft auch zu offenem Ausbruch von Emotionen, die deutlich als Zorn, Trauer, übertriebener Zärtlichkeit, kurz als erhöhte Affektivität zum Zweck der Selbsterhöhung in Erscheinung treten.

Wir kennen die Symptome, die sich körperlich zeigen, die andauern oder immer wieder auftauchen, ohne organisch begründet zu sein, wenngleich sie häufig den „locus minoris resistentiae“ verraten. Wir stellen fest, daß an solchen minderwertigen Organen im weiteren Leben nicht selten ausgeprägte Erscheinungen organischer Schädigung zutage treten, daß aber auch das Kind, ohne es auffällig zu finden, sehr oft ein besonderes Interesse zur Behütung und größerer schöpferischer Leistung des locus minorus resistentiae aufwendet. Da kann man feststellen, daß Kinder, die

an irgendwelchen Sehschwächen leiden, mit besonderem Interesse die Perspektiven, Farben, Linien, Schatten und die Symmetrie beobachten, um alles besser erfassen zu können. Es ist sicher, daß sie unter einer größeren Spannung stehen, die gelegentlich zu großem Vorteil führen kann, einer Spannung, die vielleicht später sie dazu führt, das Sehbare besser zu erfassen, während andere wieder unter anderen Einflüssen dieses Streben sehr bald aufgeben, sich um das Sehbare nicht bemühen, weil sie es erlebt haben, daß sie nicht durchkommen. Dasselbe findet man bei anderen Organen, bei Minderwertigkeit des Ernährungsapparates, wo Kinder oft lange leiden, wo sie hungern müssen, um zu gesunden oder am Leben erhalten zu bleiben, wo sie unangenehme Sachen zu schlucken bekommen, wo man mit ihrer Nahrung sehr vorsichtig sein muß, so daß bei diesen Kindern künstlich das Interesse auf das Eßbare gelenkt wird, wie *Czerny* schon vor vielen Jahren gezeigt hat. Man wird bei solchen Menschen sehr häufig finden, daß nicht nur ihr Ernährungsapparat anfällig ist und gelegentlich Krankheiten zeigt, gelegentlich freilich nur am Familienstammbaum. Sondern solche Menschen interessieren sich oft unausgesetzt für das Essen, sprechen gern davon, können auch hier wieder gewisse Vorzüge erreichen, aber stehen doch eigentlich mit einer Hauptachse dem Leben gegenüber, die zur Harmonie des Lebens nicht paßt. Denn wir müssen behaupten, was durch alle Erfahrung bekräftigt wird, das, was immer in der Zusammensetzung, in der Konstruktion unseres Seelenlebens, in der Organisation unseres Lebens eine Überbetonung erfährt, die Harmonie des Zusammenlebens stört. Sie brauchen nur z. B. an Reinlichkeit zu denken. Wenn irgendein Kind dazu angehalten wird, die Reinlichkeit zu übertreiben und sie als Hauptpunkt des Lebens anzusehen, wenn ein solches Kind nun heranwächst mit einer derartigen Auffassung des Lebens, als ob Reinlichkeit unter allen Umständen das Allerwichtigste und alles andere demgegenüber zu vernachlässigen sei, so können wir schon ahnen, daß es von hier aus näher sein wird zu einer Waschzwangneurose. Ein solcher Mensch wird wohl stillschweigend seine Reinlichkeit allen andern gegenüber hervorheben, auch daß sie ihm nicht rein genug sind, er wird aber doch im Lebenswerk fehlgehen. Es gibt vielleicht nur eine einzige Leistung des seelischen Organismus, von der ich nicht sehen kann, daß sie jemals zum Schaden übertrieben werden könnte, zuungunsten des Betreffenden, und das ist das soziale Interesse. Hier eröffnet sich ein Weg zum Verständnis einer ganzen Anzahl von Symptomen, nicht nur neurotischer Symptome. Z. B. bei den Schwierigkeiten des Ernährungsapparates geschieht es sehr bald, daß ein solches Kind mit dem großen Interesse für alles Eßbare, mit den *vielleicht* außerordentlich gesteigerten Heißhunger und der Begehrlichkeit für das Essen aus dem Zusammenhang des Eßbaren mit dem Geldproblem sein Interesse auch auf das Geldproblem erstreckt, und daß wir bei solchen Menschen sehr häufig finden, wie sie sich nicht nur mit dem Essen, sondern auch mit Geldgier ungeheuer belasten. Wenn ich an dieser Stelle Ihnen einen Typus erwähnen darf, den ich schon vor längerer Zeit als „kleinen Napoleon“ beschrieben habe, so betrifft er Geldmagnaten, die oft Zeit ihres Lebens an Magenstörungen gelitten haben. Ford z. B., den man wohl auch

unter die geschäftstüchtigsten Menschen rechnen kann, hat u. a. ein Lehrbuch der „richtigen Ernährung" geschrieben. Es gibt auch andere Beispiele, und gelegentlich bekommt man Ausblicke so interessanter Natur, daß ich Ihnen nur empfehlen kann, diese Gesichtspunkte im Auge zu behalten. *Czerny* hat schon vor längerer Zeit hingewiesen auf die Bedeutsamkeit der Schwäche des Ernährungsapparates für die seelische Entwicklung und auch für neurotische Probleme. Im Einzelfall läßt sich mehr darüber sagen, ich kann nur die grundlegende Linie zeichnen, aber natürlich je klarer die Frage, je verschlungener die Antwort. Es handelt sich nicht bloß um minderwertige Organe, die den Lebensstil beeinflussen, sondern auch um alle Kinder, die sich irgendwie künstlich den Lebensproblemen schief gegenübergestellt haben und deshalb nicht vorbereitet sind für die Forderungen unserer Kultur. Wir müssen auch der Einflüsse gedenken, die durch die Führung eines Kindes sehr frühzeitig auf das Kind einwirken. Nicht nur die ökonomischen Bedingungen, nicht nur die Geschicklichkeit der Erzieher, die Gewandtheit und Erfahrenheit der Mutter wirken auf das Kind ein, sondern die gesamte Familiensituation auch. Von außen her fluten die Wellen des sozialen Lebens bis in die Kinderstube und beeinflussen ununterbrochen das Kind, das freilich in seiner Antwort auf Hereditäts- und Umgebungseinflüsse das stärkste Wort zu sprechen hat.

Denn das Kind hat Stellung zu nehmen, um nicht in seinem seelischen Gefüge auseinander zu fallen. Es muß eine Richtung finden, und diese Richtung wird dahin zielen, irgendwie fertig zu werden mit den Problemen des Lebens, irgendeine Endform anzustreben, eine Lösung der Schwierigkeiten usw. Aus der Familiensituation stammt natürlich ein großer Zustrom von Regungen und Erregungen, die zur Symptomwahl verleiten können. Wir haben die seelischen äußeren Einflüsse ins Auge zu fassen. Aber das Kind muß die Vorbereitung für ein konstantes, in seinen Anforderungen wechselndes und wachsendes Leben finden. Dies ist eine Aufgabe, bei der die Erzieherin, die Mutter helfen muß. Da es sich hier um menschliche Leistungen handelt, verstehen wir wohl, daß eine ideale Lösung dieser Aufgabe wohl kaum zu erwarten sein wird. Es werden sich tausenderlei Varianten in der Aufzucht des Kindes ergeben, in der Leitung, es mit seiner primitiven Leistungsfähigkeit in Einklang mit der Kultur zu bringen. Da können wir verstehen, daß sich eine Unzahl von Fehlern herausstellen können und mehr und mehr die Selbstbestimmung der Lebenshaltung des Kindes in eine bestimmte Richtung bringen, so daß die zu erwartenden Lebensfragen das Kind in einer mangelhaften Vorbereitung finden werden. Man kann die Probleme des Lebens — natürlich ist dies nicht wörtlich zu nehmen — auffassen wie eine mathematische Aufgabe. Die ungefähr richtige Lösung wird nur der finden können, der die mathematische Vorbereitung hat. Man will das Kind so erziehen, daß es, wie unsere Kulturfragen es verlangen, ein richtiger Mitmensch wird, daß es vorbereitet wird für die Lösung von Fragen, die ohne soziales Interesse nicht gelöst werden können, Fragen des Ich zum Du, Fragen der Beschäftigung, Fragen der Liebe, bei denen es sich immer darum handelt, ein genügendes Interesse für den Partner, für die Wohlfahrt der Mensch-

heit mitzubringen, alles Fragen, die nicht gelöst werden können, wenn einer im Gemeinschaftsgefühl nicht vorbereitet ist.

So weit wir feststellen konnten, hat das Kind nach 3, 4, 5 Jahren einen solch festgefügten Lebensstil, daß er sich ohne Verständnis der Irrtümer, die darin verborgen sind, nicht mehr ändert. Dieser Lebensstil hat nun die Form und Ausbreitung, die bis zu der Zeit erreicht werden konnten, und es ist die Frage: wie wird dieser eigenartig geformte Lebensstil, auf den die Einflüsse der Mutter, der Umgebung gewirkt haben, individuell erfaßt von der schöpferischen Kraft des Kindes, wie wird dieser nun festgefügte Lebensstil antworten, wenn er einer Frage gegenübersteht, für die er nicht vorbereitet ist? Es zeigt sich sehr bald, wieweit irrtümliche Auffassung der Außenwelt sich in der Antwort des Lebensstiles geltend machen. Das zeigt sich in der Art, wie ein Kind sich von einer andern Person abhängig macht und dadurch diese andere Person von sich abhängig macht, wie man es bei verzärtelten Kindern findet. Es gibt eigentlich recht wenige Kinder, die nicht verzärtelt worden sind. Vielleicht muß jedes Kind im Beginn seines Lebens eine gewisse Verzärtelung erfahren. Die richtige Art der Erziehung wäre nun, so bald als möglich das Kind zu einem selbständigen Mitarbeiter zu machen. Darauf zielt wohl das Werk unserer Erziehung hin. Wir würden ja von Symptomen, von Fehlschlägen, von den Irrwegen des menschlichen Seelenlebens gar nicht sprechen, wenn wir nur sicher wären, daß die Irrenden Mitmenschen sind, daß sie mitleben, mitarbeiten, mitlieben. Aber gerade daran fehlt es ja, und deswegen ist ja die Menschheit immer wieder bemüht, Ordnung zu schaffen, Besserungen zu erzielen usw. Nun, die ideale Art der Führung der Erziehung ist außerordentlich selten, und deshalb wird man in der Entwicklung eines Kindes natürlich mit irgendwelchen Abwegigkeiten immer zu rechnen haben. Das zumeist vergessene Kind ist ja immer antwortend in der Art, wie es ihm erfolgreich scheint. Aber nun setzt eigentlich das schärfste und bedeutsamste Werk der Erziehung ein; diese Abwegigkeit frühzeitig zu bemerken und ihr abzuhelfen. Ich höre oft Einwendungen wie: Ich habe alles getan, was ich konnte, ich habe versucht, das Kind unabhängig zu machen, und es ist doch nicht gelungen, z. B. es macht doch Schwierigkeiten beim Essen, will nicht schlafen gehen, hat Schwierigkeiten mit dem Stuhl, ist eifersüchtig auf die jüngere Schwester, macht das Bett naß, schreit bei Nacht auf usw. Wir können nur antworten: das Werk ist nicht gelungen. Vielleicht sind wir heute noch nicht so weit, die Erziehung in einem richtigeren Maße einem Kinde angedeihen zu lassen, so daß seine Führung zur Mitmenschlichkeit von vornherein gesichert wäre. Freilich wir könnten viel mehr tun als heute getan ist, und dann würden wir natürlich nicht erleben, daß ein Kind etwa die Annahme der Kultur verweigert; denn ein Kind verweigert die Kultur nur dann, wenn es der Mutter nicht gelingt, es der Kultur anzupassen. Mögen Schwierigkeiten vorliegen — daß es gelingen kann, ist keine Frage. Freilich heißt „Erziehung“ nicht nur günstige Einflüsse geltend zu machen, sondern auch nachzuhelfen, wenn das Kind nicht richtig antwortet. Wenn jemand an den Möglichkeiten einer guten Erziehung zweifelt, würde ich die Frage daran knüpfen: „wenn Sie es sich nicht zugetrauen, ein

Kind dazu zu bringen, daß es in seiner Haltung der Kultur gegenüber in Ordnung kommt, würden Sie sich nicht wenigstens zutrauen, jedes Kind dazu zu bringen, daß es sich schmutzig macht, nicht essen will, nicht schlafen will, Vater oder Mutter haßt?". Das wäre sicherlich leicht zu erreichen. Daraus können wir sehen, daß hier Erziehungsfaktoren im Spiele sind, und es sind hauptsächlich die verzärtelten Kinder, die den Lebensproblemen nicht gewachsen sind, die gewohnt sind, daß sie jeden ihrer Wünsche erfüllt bekommen, die natürlich auch ein Gefühl und ein Streben in sich erzeugen, alles sofort haben zu wollen und jene zu hassen, die sie daran hindern. Das sind die Kinder, die sich an eine Person anschließen und alle andern Personen ausschalten möchten. Das sind die Kinder, bei denen man später oder auch früher schon, freilich in stark übertriebener Art von einem Ödipuskomplex sprechen kann. Das sind die Kinder, die die Kultur nicht angenommen haben, die im Kampf gegen die Kultur sind, weil es niemandem gelungen ist, sie der Kultur anzupassen. Das sind immer Kinder, die voll von Selbstliebe sind und darauf pochen: „zuerst komme ich, ich tue was ich will und habe nichts mit den andern zu tun." „Alles oder nichts", „plechea si neq neo supera Acheronta movebo". Hier sehen Sie bald die Verweigerung zur Mitarbeit. Dieser Prozeß beginnt schon in den ersten Tagen. Hier brauche ich Kinderärzten nicht weiter zu sagen, wie wichtig es ist, daß ein Kind nicht nur nicht verzärtelt wird in der ersten Zeit, sondern daß man sofort eine gewisse Ordnung in seiner Lebensführung durchführt, daß man vermeidet, das Kind in Konflikt mit der Kultur kommen zu lassen. Es gelingt häufig, derartige Fehler zu vermeiden. Hier kann man nicht etwa damit antworten, als ob solche Kinder von Natur aus zu irgendwelchen Unarten eine Eignung besäßen. Die beliebte „Kotstange" hat eigentlich niemand gesehen, und es ist vielmehr sicher, daß bei Obstipation der ganze Ablauf der Darmbewegung ins Stocken kommt. Nun komme ich auf einen Punkt zu sprechen, der hauptsächlich verzärtelte Kinder betrifft. Verzärtelte Kinder sind in einer Situation, in der ihr Minderwertigkeitsgefühl außerordentlich verschärft wird. Es ist heute kaum ein Geheimnis mehr, daß das Minderwertigkeitsgefühl verzärtelter Kinder sich davon ableitet, daß sie jede veränderte Situation als eine Gefahr, als eine Verkleinerung ihres Machtbereichs empfinden, so daß sie in einer Welt leben, in der sie fortwährend Unsicherheiten, Gefahren, Niederlagen befürchten. In der verzärtelten Situation wenigstens wollen sie der Herr sein. Die verzärtelten Kinder eignen sich am besten zu Haustyrannen. Daß die Mutter zuerst einbezogen wird, kommt daher, daß die Mutter diejenige Person ist, die sich zuerst dem Kinde darbietet, so daß tatsächlich die Verzärtelung durch die Mutter eine Hauptrolle spielt auf den Irrwegen, die das Kind in den ersten Jahren einschlägt. Nun gibt es eine Unzahl von Familien, die den Fehler machen, den ich schon früher erwähnt habe, die ebenfalls unsichere Menschen, vielleicht auch aus einer verzärtelten Situation erwachsen und mit fehlerhaften Traditionen behaftet, die sie nun weitergeben, die z. B. auf das Essen einen übertriebenen Wert legen, so daß das Kind Gelegenheit findet, dagegen zu revoltieren. Merkt das verzärtelte Kind nun, daß es auf diese Art eine verstärkte Aufmerksamkeit und Verzärtelung erweckt,

so revoltiert es mehr. Es ist keine Frage, daß ein solches Kind, das das Essen verweigert, ein viel größeres Machtgefühl hat und eine viel stärkere Befriedigung seines Machtstrebens als andere Kinder. Diese verzärtelten Kinder treffen nach einigen Vorversuchen den ganz richtigen Punkt. Sie sind geübte Strategen, sie greifen am schwächsten Punkt an. Und wenn eine Familie großen Wert auf die Reinlichkeit des Bettes legt, und das Kind hat das Bedürfnis und die Hoffnung, die Mutter auch bei Nacht heranziehen zu können, so wird man erwarten dürfen, daß das Kind das Bett näßt. Dabei übersehe ich nicht, daß auch die Organfunktionen mitspielen, verschiedene Anomalien [1]) usw. Wenn aber ein solches Kind mit irgendwelchen kleinen Schwierigkeiten oder aber auch ohne diese Schwierigkeiten verstärkt immer auf einen Punkt hingewiesen wird, z. B. auf das richtige Reden, Essen, Schlafen, auf Stuhl und Urin usw., und zwar in einer Art, durch die dieses Kind bald bemerkt, wie es da jemanden festhalten kann, dann wird ein verzärteltes Kind mit ziemlicher Sicherheit zum Stotterer, Eß- und Schlafverweigerer, Enuretiker werden. Dasselbe gilt für die Schulschwierigkeiten. Es gibt eine Anzahl von Familien, für die der Stuhl der Mittelpunkt des Lebens ist. Das merkt ein solches Kind bald und zwingt die Familie, sich unausgesetzt mit seinem Stuhl zu beschäftigen. Die Frage, wie es das zustandebringt, will ich später zu lösen versuchen. Es geht sicher instinktiv auf der Linie einer fieberhaften Emotion vor sich, und erhöht automatisch die Genugtuung des Kindes darüber, der Mittelpunkt der Verzärtelung zu sein oder diese trotzig zu erzwingen. Ich spreche lieber vom „verzärtelten Lebensstil", den das Kind auch entwickeln kann, wenn es von niemandem verzärtelt wurde.

Ich weiß, daß ich verschiedene Gesichtspunkte übergehen muß, aber ich möchte Ihnen vor allem zeigen, wie die Auswahl gewisser Symptome durch Mangel in der Erziehung zustandekommen können. Wenn Symptome später verschwinden, ist es immer in solcher Situation, wo die Symptome keinen Wert mehr für den Betreffenden haben. Wächst das Individuum heran, kommt es in eine Situation, für die es sich nicht vorbereitet fühlt, so ist es immer aus mangelnder Fähigkeit, ein Mitmensch, ein Mitarbeiter zu sein. Dann kommen alle jene körperlichen Spannungen in Lauf, die auf den Wegen des vegetativen Systems entweder minderwertige Organe treffen oder das Kind benimmt sich so, wie es sich immer schon siegreich gezeigt hat. Auch hier wird es sich wieder darum handeln, wie bei der Neurose, jemand in den Dienst zu ziehen, den Beitrag der Gemeinschaftsleistung anderer auszubeuten. Wie ich in andern Arbeiten gezeigt habe, hängt es von der geringeren Aktivität dieser Kinder ab, ob sie zur Neurose oder Psychose neigen.

Ich wähle absichtlich unkomplizierte Fälle, weil es sich mehr darum handelt zu zeigen, wie man beginnen kann, um zum Verständnis einer Symptomenwahl zu kommen. Wenn ich nun weitergehe, möchte ich sagen, daß es Kinder gibt, bei denen ebenfalls durch ein mangelhaftes Interesse für die Allgemeinheit etwas mangelhaft ausfällt, was eigentlich den Wert

---

[1]) *Alfred Adler*, Studie über Minderwertigkeit von Organen. Bergmann, München.

des Menschen ausmacht, und das ist die *Leistung*. Nun ist es schwer in unserer Kultur, auch schon in der Kindheit, die Leistung zu unterschlagen. Aber man kann sich da schon helfen. So findet man es in der Neurose. Der Zuschuß, zu dem jeder verpflichtet ist. weil er in einer sozialen Bindung lebt, kann in unserer Kultur erspart werden dadurch, daß man einen andern heranzieht, der diesen Zuschuß liefert, so daß man wohl die Mitarbeit des andern verlangt, aber selber eigentlich nichts dazu beiträgt. Das wird nur dann der Fall sein, wenn einer sich selbst vor einer Niederlage sieht, wenn einer den mehr oder weniger dunklen Eindruck hat, daß er selbst zu schwach, daß er minderwertig ist. Es könnte sich das düstere Geheimnis entpuppen, daß er eigentlich *keinen Wert* hat. Das sind wieder die, die nur an sich, an ihre Eitelkeit denken und nicht an die andern, die an sich nicht vergessen können, die nicht die Kraft in die Arbeit legen können und immer nur darauf sehen: wie schaue ich aus, was für einen Eindruck mache ich, was denkt man von mir, was bekomme ich? Das sind diejenigen Menschen, bei denen wir stark antagonistische Gefühle finden, bei denen man Trotz, Neid, Eifersucht usw. findet, immer Zeichen, daß hier die soziale Beziehung eine feindliche geworden ist, etwas, das man zurückverfolgen kann bis an den Beginn des Lebens, wo es nicht gelungen ist, die Urform des Kindes zu einem Mitmenschen zu gestalten. Man kann in jedem Falle diesen Prozeß wieder bestätigt finden, wenn man auf dieser Linie vorwärts geht. Nun, wenn einer seine Leistung der Gemeinschaft offen vorhält, so ist das, was wir Neurose nennen, ausgeschlossen. Dies ist z. B. möglich im Selbstmord, im Verbrechen, in der Trunksucht und in aktiver Perversität. In der Neurose ist es nicht möglich; denn der Neurotiker zeigt sich von einer solchen seelischen Struktur, als ob er sagen wollte, ich möchte ja mitarbeiten, aber ich kann nicht. Er schaut natürlich immer auf die dem schlecht Vorbereiteten erwachsenden inneren Widerstände und auf die äußeren Hindernisse, und knüpft daran die Forderung seiner Enthebung von der Mitarbeit. Wir sehen es in seinen Angsterscheinungen deutlich, daß er sich selbst als minderwertig empfindet, daß er wie vor einem Abgrund steht, ohne daß wir es bestätigen könnten. Denn gerade wir Individualpsychologen sind von einem so unverbesserlichen Optimismus, daß wir geradezu behaupten, daß jeder Vollsinnige zumindest alles Durchschnittliche leisten kann. Wenn aber einer das Gemeinschaftsgefühl noch nicht erlernt hat, bleibt nichts anderes übrig als es zu erlernen. In der Tat, das soziale Interesse, das als angeborene Möglichkeit die wichtigste Mitgift des Kindes ist, um der Neurose auszuweichen und allen Fehlschlägen, muß in der Kindheit lebendig werden, oder aber es muß später nachgeholt werden. Der Betreffende muß repetieren. Da der Neurotiker auf dem Standpunkt steht: „ja — aber", muß er natürlich die Gründe außerordentlich stark ausgestalten, die eine Entschuldigung für ihn bieten. Die Anerkennung der Notwendigkeit der Mitarbeit ist ja bei ihm erhalten. Sein Wille — wie sich alle nervösen Patienten ausdrücken — ist ja immer da. Was nicht da ist, ist die Leistung. Diese Leistung verhindert er, er schiebt sie hinaus, immer gestützt auf irgendwelche Argumente, die als Entschuldigung dienen können, aber aus reiner seelischen Spannung stammen, als Schockresultate, wie ich es in dieser Ztschr.

beschrieben habe. Nun handelt es sich in der Neurosenpsychologie darum, zu sehen, wie der Patient seine Entschuldigungen erzeugt. Wenn einer irgend etwas vollbringen *will*, wenn einer über irgend etwas *nachdenkt* — was immer im seelischen Leben vorgeht, er kann nichts anderes benützen als was in seiner (früheren) Erfahrung gelegen ist. Es ist unmöglich, irgendwie anders vorzugehen als unter Benutzung früherer Erfahrung. Da muß er zurückgreifen bis zu einer Situation, wo er schon einmal die Mitarbeit verweigern konnte unter den möglichst günstigen Umständen, als Angst, als Ausrede, als Alibi. Kommt ihm dabei ein weiteres Training seiner neurotischen Haltung zugute, umso besser. Kommen minderwertige Organe als Stützen in Betracht, werden sie sicher ausgenutzt, weil sie von selber mitzuschwingen beginnen, sobald eine seelische Spannung erregt wird. Bei einer seelischen Spannung beginnt der ganze Körper zu vibrieren. Wir nehmen dies aber nur an Stellen wahr, wo sich die Erscheinungen deutlicher zeigen, und das ist zumeist an den minderwertigen Organen oder an irgendwelchen Organbetätigungen, die früher schon in der Kindheit aus Gründen, die ich schon angedeutet habe, erlebt wurden. Nun genügt es natürlich nicht, einfach zurückzugreifen, sondern hier liegt schon ein Ziel vor, ein Ersatzziel, das ein Gefühl der Überlegenheit bietet, obwohl es eigentlich lautet, wenn man es mit dürren Worten beschreibt: „Wie mache ich es, daß ich enthoben bin, daß ich die Leistung nicht durchzuführen brauche, vor der ich mich fürchte?“ Das Eingeständnis der Feigheit ist nicht beliebt, deshalb muß der Vorgang umgegossen werden. Der Betreffende wird fast niemals sagen: ich bin in Erregung, weil ich glaube, ich bin nichts wert, nicht fähig, die Aufgabe zu lösen, sondern er wird geleitet sein, sich irgendwie eine Deckung zu verschaffen und ununterbrochen nur auf Resultate der Erregung blicken, die wie eine Sicherung vor ihm stehen. Sicherung gegenüber einer Niederlage, gegenüber einer Entwertung der eigenen Persönlichkeit. Diese Spannung wird bei verschiedenen Menschen verschiedene Resultate zeigen. Es ist im höchsten Grade wichtig und interessant, daß sie *auch auf das gedankliche* Gebiet ausstrahlt, wie ich z. B. bei der Zwangsneurose festgestellt habe, wo einer sich mit solchem gedanklichen Material erfüllt, und ein Gefühl dafür bekommt, das ihn aus den Klammern der Wirklichkeit befreit, und er „nur“ durch seine Zwangserscheinungen verhindert ist, mehr zu leisten als er leistet, dabei aber automatisch, ohne daran zu denken, sich ein Übergewicht über die anderen zuschreibt. Auf der einen Seite ist das wie ein Balsam für den verwundeten Ehrgeiz, auf der andern Seite ein Leiden, die Kosten, die er für sein Entweichen zahlt. Um zur Aufklärung über diesen Punkt zu kommen, möchte ich sagen, die Leiden sind dem Neurotiker sicherlich nicht angenehm, sind keine Wunscherfüllung, keine Erfüllung von sexuellen Gelüsten oder von Schuldgefühlen, sondern sie sind die traurigen Kosten, die er dafür zahlt, um enthoben zu sein, um einer Niederlage ausweichen zu können. Aber die Gefühle, die Gedanken, die dort entstehen, *Gefühle* wie bei der Angstneurose, *Gedanken* wie bei der Zwangsneurose, Motilitätserscheinungen wie bei der Hysterie usw. weisen darauf hin, lassen uns erraten, wo der Betreffende nun sein Ziel hingesetzt hat, um seiner eigentlichen Leistung, seiner Mitarbeit entgehen zu können, und was für

ihn in der Kindheit Kompensationen seines Minderwertigkeitsgefühls waren, Gedanken, Gefühle, Motilität — sind nun wieder Leistungen. Auch hier sieht man wieder etwas „Trickhaftes“ im Wesen des Neurotikers, im Wesen aller Fehlschläge; deshalb tauchen gewisse Charakterzüge immer wieder auf, die eigentlich nicht dem Starken, dem Selbstbewußten zugehören, sondern immer dem, der sich schwach einschätzt, der aber die Enthüllung seines Schwächegefühls mit allen Kräften zu verhindern trachtet, der also anschuldigt, was sein Lebensstil erzeugt hat. Überempfindlichkeit, Ungeduld, Genäschigkeit in jeder Form, Ängstlichkeit, Sehnsucht nach unstatthaften Erleichterungen und starke Affektbereitschaft sind seine ständigen Wegbegleiter.

Nun bleibt uns zur Erörterung übrig, wie sich die schöpferische Kraft des Individuums in der Erzeugung seiner Symptome zeigt. Dafür ein Beispiel: Wenn ich das Ziel vor Augen habe, einer Leistung zu entgehen, und ich bin von Kindheit an durch meine Ängstlichkeit darauf trainiert, einen andern für mich arbeiten zu lassen, mich zu begleiten, mich zu beschützen, ihn seiner Freiheit zu berauben, ihn mir untertan zu machen usw., wenn ich auf diesem Wege bin, muß ich natürlich diesen Weg so stark als möglich ausbauen, so daß ich mein Ziel mit Sicherheit erreichen kann. Nun, wie erzeugt man Angst, die mich notwendige Leistungen ausschalten läßt und einen andern zwingt, mir diese Angst zu erleichtern? Die Patienten sagen es ganz deutlich. Sie verstehen nicht, was sie uns sagen, haben keine Ahnung davon, daß sie uns einen Blick tun lassen in die Werkstätte der Neurose, wenn sie z. B. sagen: „ich fühle den Boden schwanken“, oder wenn sie sagen, „ich denke an den Tod meines Mannes, an meinen eigenen Tod“, „ich fürchte, daß ich ohnmächtig werde, daß ich einen Herzanfall bekomme“ usw. Besonders bei verzärtelten Menschen spielt der Todesgedanke eine unglaubliche Rolle, sobald ihr Streben nach Erfolg stark in Frage gestellt ist, weil ihnen da die Stütze abhanden kommen könnte, weil einer verschwinden könnte, der zu ihrem Hofstaat gehört. Der Patient ist ununterbrochen mit dem Gedanken beschäftigt, wie elend er wäre, wenn seine Stütze verloren ginge; aber durch diesen Gedanken, der für ihn an seine Lebensnotwendigkeit rührt, ist er imstande, durch Einfühlung eine solche Angst zu erzeugen, als *ob* der unentbehrliche „Hofstaat“ verloren gehen könnte, das heißt, er identifiziert sich mit einer Situation, die möglicherweise in der Zukunft erfolgen könnte. Das kann man am besten bei dem Melancholiker sehen, der so lebt, als ob das Unglück schon geschehen wäre.

Durch diese Darstellung konnte ich Ihnen natürlich nur die Grundlinien geben, und ich glaube, daß wir hier ein außerordentlich fruchtbares Feld haben, um zum Verständnis der Symptomwahl zu kommen. Wie früh aber die Symptomwahl bereits begründet ist, und wie schwierig es doch in den einfachsten Fällen ist, die Symptomwahl richtig aufzudecken, ohne herumzuraten, möchte ich Ihnen an dem einen oder andern Falle zeigen, die ich ihrer Einfachheit halber gewählt habe, weil sie außerordentlich durchsichtig sind.

„In einem Falle handelt es sich um einen dreizehnjährigen Jungen, der im fünften Jahre der Volksschule war, also zweimal bereits repetiert

hatte, und als der schlechteste Schüler dieser Schule galt. Außerdem hatte er sich mehrere Diebstähle zuschulden kommen lassen und war auch einige Male vom Hause durchgebrannt, auf einige Tage verschwunden, bis ihn die Polizei gefunden und zurückgebracht hatte. Der Lehrer hatte es mit Strafen versucht, mit Ermahnungen, aber weder so, noch in Güte konnte er etwas ausrichten, so daß man beschloß, den Jungen in ein Fürsorgeheim zu schicken. Er kam dorthin mit einem Attest, in welchem geschrieben stand, daß der Junge schwachsinnig sei. In diesem Fürsorgeheim befand sich ein Lehrer, der einer meiner Schüler war, und der sich nicht damit begnügte, nur auf die Symptome zu sehen, sondern der auch den Lebensstil und damit die Symptomwahl verstehen wollte, der überzeugt war, daß kein Diebstahl dem andern gleich ist. Da er wußte, daß es sich bei obigen Verfehlungen um Erscheinungen der Gesamtpersönlichkeit handeln müsse, trachtete er bis zum Kern der Persönlichkeit vorzudringen, zu finden, was ich die „psychische Konstitution" genannt habe, die man im 3., 4. und 5. Lebensjahr entwickelt sieht, die immer vorhanden bleibt, immer als solche perzipiert, antwortet, assimiliert, solange sie nicht zum Bessern gewendet wird. So wußte er auch, daß er an irgendeinem beliebigen Punkt beginnen konnte, weil in jedem Symptom immer die ganze große Melodie des Individuums steckt. Er begann mit einer Musterung der Zeugnisse. Da fand er, daß der Junge in den ersten drei Klassen gute Zeugnisse hatte, erst im vierten Jahr schlechte. Daraus schloß er, daß er für die vierte Volksschulklasse aus irgendwelchen Gründen nicht die richtige Vorbereitung hatte. Der Lehrer des Fürsorgeheims hat nun weiter geschlossen, daß der Junge in der vierten Klasse einen anderen Lehrer bekommen hat. Das bestätigte sich auch. Und er konnte auch weiter schließen, daß der Junge in den ersten drei Jahren einen freundlichen Lehrer hatte, im vierten Jahre einen unfreundlichen, für den sein Lebensstil nicht vorbereitet war. Er konnte den Rückschluß machen, daß es sich hier um ein verzärteltes Kind handelte, das nur gemäß seinem Lebensstil *bedingungsweise*, wenn freundlich behandelt, vorwärts geht. Es ergab sich also, daß dieser Knabe mit seiner psychischen Konstitution, einer Funktionsprüfung ausgesetzt, wie in diesem Falle gegenüber einem strengen Lehrer, in einem Symptom anzeigen muß, daß er versagt, weil nur für Wärme eingerichtet. Soweit kam der Lehrer schon bei Betrachtung der Zeugnisse. Diese Tatsachen wurden durch den Jungen bestätigt. Er fragte ihn weiter: „Was hast du denn mit dem gestohlenen Geld und den gestohlenen Dingen getan?" Da antwortete der Junge: „Ich habe es meinen Kameraden geschenkt, damit sie meine Freunde werden, denn ich habe keine Freunde, und da ich ein armer Junge und der schlechteste in der Klasse bin, weichen mir die andern aus." Wieder hört man die große Grundmelodie in der Symptomwahl des Diebstahls, denn ein anderer Weg zur Bestechung der Kameraden war kaum möglich. Wir sehen die Sehnsucht des Jungen, seinen Hunger nach Zärtlichkeit, und wie er sich Zärtlichkeit durch Bestechung erkaufen will. Wir können den Rückschluß machen, daß offenbar die Mutter ihn verzärtelt hat, und wir werden das beweisen müssen. Der Lehrer fragt ihn, „wie ist es denn gekommen, daß du davongelaufen bist?" Er sagte: „ich habe mich im Walde versteckt,

oder in einer Scheune, wenn mein Vater mich schlagen wollte. Aber in der Nacht habe ich immer im Walde Holz gesammelt und habe es vor die Küche meiner Mutter gelegt, damit sie Holz zum Kochen hat." Er hat wieder gestohlen zu dem Zweck, um seine Mutter zu bestechen, um ihre Liebe zu gewinnen, wie er die Liebe seiner Kameraden zu gewinnen trachtete. Er weiß kein anderes Mittel, um zur Verzärtelung zu kommen, was für ihn der Gipfelpunkt des Lebens ist. Ein schlechter Schüler, vom Lehrer geschlagen, unfähig vorwärts zu kommen, wie sollte er zu Freunden kommen? Wir können auch entgegen seiner Schulbeschreibung behaupten, daß der Junge intelligent ist. Er hat etwas getan, was ein anderer intelligenter Mensch auch nicht besser und zielgerechter hätte tun können."

Da sehen wir die Symptomwahl: er trifft den richtigen Punkt, um zu seinem Ziel zu gelangen. In der Schule hat er immer nur erwartet, beschimpft zu werden. Wenn ich die gleiche Erwartung hätte, würde ich auch nicht hingehen. Auch diese Symptomwahl ist intelligent, begreiflich und *zwingend*. Er ist von Hause fortgelaufen, weil der Vater mit ihm streng war, und wenn er schlechte Zeugnisse brachte, hat der Vater ihn geschlagen, die Mutter hat geweint und war unfreundlich. So ist er davongelaufen, um das Herz der Mutter zu rühren. Man sieht, wie jedes der Symptome über sich hinaus zeigt und die Grundmelodie in sich trägt: der Diebstahl, um andere zu bestechen, das Davonlaufen, um die Mutter zittern zu machen, um ihre Zärtlichkeit zu erpressen, das Versagen in der Schule als Protest gegen die Lieblosigkeit des Lehrers, alles nur im Streben Wärme zu gewinnen, verzärtelt zu werden, — wenn ohne Hoffnung, zu versagen. Wieweit diese psychische Konstitution in die Kindheit zurückreicht, möchte ich Ihnen auch an diesem Falle zeigen. Wir wissen, daß die Individialpsychologie auf älteste Kindheitserinnerungen einen ungeheuren Wert legt, weil die ältesten Kindheitserinnerungen das Hauptinteresse eines Menschen anzeigen, wenn er zurückblickend aus tausend Einflüssen einen heraushebt, der auf ihn besonderen Eindruck gemacht hat. Er erzählt:

„Als ich vier Jahre alt war, schickte mich mein Vater um eine Zeitung, aber" — wenn man dieses „aber" hört, sieht man schon eine Bewegung des Jungen, sich der Aufgabe, die ihm der strenge Vater setzt, zu entschlagen. Er interessiert sich nicht für den Vater, wie er sich auch für den strengen Lehrer nicht erwärmt. — Die Fortsetzung dieser Erinnerung lautet: „Ich ging zu meinem Onkel, er schenkte mir Kuchen, und den brachte ich meiner Mutter." Hier sieht man in seiner Bewegungslinie, daß dieses Kind nur seine Mutter kennt, und nimmt nur vorlieb mit einem anderen, — sei es Mann oder Frau, — wenn er ihn gleicherweise verzärtelt. Aber ohne Verzärtelung geht er nicht vorwärts.

Bezüglich der Behandlung eines solchen Jungen läßt sich folgern, daß man ihn nicht beeinflussen kann, wenn man ihn nicht zuerst nur freundlich behandelt, und das kann man natürlich nur verstehen, wenn man seinen ganzen Lebensstil erkannt hat. Es ist freilich noch nichts damit getan, wenn man ihn verzärtelt. Das wäre ja die gleiche Situation, die er von früher her auch kennt. Aber ohne anfängliche Wärme ist der Junge nicht behandlungsfähig. Dies hat der letzte Lehrer auch erfahren. Eine andere Erinnerung dieses Jungen: „Einmal am Bahnhof hat ein

Waggon zu brennen begonnen. In dem Waggon waren Kinderbälle. Da haben sich die Arbeiter bemüht, die Bälle vor dem Verbrennen zu retten und haben sie herausgeworfen. Eine Anzahl Kinder und Erwachsene sind herumgestanden und haben sich diese Bälle angeeignet.“ In seinem dritten Lebensjahr also ist ihm der Diebstahl als etwas Gewöhnliches, Mögliches erschienen. So kann man auf leichte Weise zu etwas kommen, ohne Beitrag, ohne Mitarbeit, ohne Leistung, einfach dadurch, daß man die andern arbeiten läßt, daß man sich der andern zur Mitarbeit versichert, und an ihren Leistungen teilhat. Aus seiner Kindheit läßt sich leicht eine große Aktivität und ein Mangel an Gemeinschaftsgefühl erschließen. Er war ein potentieller Delinquent, bis er geheilt wurde.“

Nun möchte ich einen andern Fall mitteilen, der auch einfach liegt, so daß man die Symptomwahl leicht begreifen kann. Ich habe darauf hingewiesen, daß verzärtelte Kinder feige und ängstlich sind, weil sie immer gewohnt sind, eine Stütze zu haben, daß sie immer wieder Angsterscheinungen äußern, wenn sie in eine Situation kommen, wo sie eine Niederlage voraussehen.

„Als der Junge 5 Jahre alt war, war er einer der ungebärdigsten Kinder. Die Mutter war immer erschöpft, so sehr nahm er sie in Anspruch. Er kletterte mit den Schuhen auf den Tisch, griff mit den Händen in den Suppentopf, nahm mit einem Werkzeug alle Schrauben seines Bettes heraus, zerstörte alle seine Spielsachen usf. Wollte seine Mutter lesen, drehte er das Licht ab, wenn sie Klavier spielen wollte, hielt er sich die Ohren zu und begann gellend zu schreien usw. Der Junge war natürlich eine große Last, die Eltern versuchten vieles mit ihm, um ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Wir verstehen nun schon, daß seine Unarten offenbar das Resultat einer Funktionsprüfung sind, die der Junge nicht bestanden hat. Die Eltern bekommen verschiedene Ratschläge, was sie machen sollen. Es wurde ihnen geraten, den Jungen unter andere Jungen zu schicken. Das taten sie auch. Der Junge brachte eine Unzahl von unflätigen Ausdrücken mit und kam immer beschmutzt nach Hause.

Der Vater nahm ihn in den Zoo mit, um ihn abzulenken. Der Junge hatte schon immer die Aufmerksamkeit der Eltern dadurch erweckt, daß er, wie sooft verzärtelte Kinder tun, unruhig schlief, daß er in der Nacht aufschrie und gelegentlich schlafwandelte. Nachdem er im Zoo war, schrie er weiter in der Nacht auf, und klagte beim Schlafengehen, er könne die Augen nicht schließen, denn sobald er die Augen schließe, sehe er die Schlangen, die der Vater ihm im Zoo gezeigt habe. Man kann den Jungen auch in den Zoo schicken, — er wird immer nur den Gebrauch davon machen, der in seinen Lebensstil paßt. Die Funktionsprüfung aber hatte er nicht bestanden, weil er einen jüngeren Bruder bekommen hat. Sein Machtbereich war eingeschränkt, und er trachtete, um wieder der Mittelpunkt zu sein wie vorher, mit aller Macht nach einer Erweiterung.

Der Junge hat Angst als Symptom gewählt. Warum macht er das Bett nicht naß? Warum macht er keine Schwierigkeiten mit dem Stuhl? Vielleicht ist er angeborenerweise anders veranlagt, hat andere erogene Zonen? Wie leicht wäre es, den Jungen zu einem Enuretiker zu machen und ihm Stuhlschwierigkeiten anzuzüchten. Wir werden lieber daraus schließen,

daß die Mutter den Stuhl- und Urinfunktionen keine Aufmerksamkeit geschenkt hat, so daß der Junge nicht merkte, daß dies auch verwundbare Stellen wären, an denen er angreifen könnte.

Übrigens: „auch der gute Homer schläft bisweilen."

Die Wahl der Symptome zu verstehen, ist keine mathematische Angelegenheit, die man mit einer Formel lösen könnte. Jede Formel ist zu vermeiden. Hier heißt es: verstehen, Beweise zu bringen für das, was man kraft einer größeren Erfahrung erraten kann. Man muß wohl die allgemeine Diagnostik der Individualpsychologie anwenden, aber sich damit noch lange nicht begnügen, sondern dann die spezielle Diagnostik folgen lassen, bis man zu der Aufdeckung der Ganzheit, der Persönlichkeit, der Individualität kommt. Daher „Individualpsychologie".

„Eine 26jährige, jung verheiratete Frau verlor in der Zeit der wirtschaftlichen Depression ihre Stelle als Lehrerin, auf die sie sehr stolz war, und nahm eine Stelle als Schreiberin an, während ihre ältere Schwester, auch eine Lehrerin, ihre Stelle behielt. Kurze Zeit nach Antritt der neuen Stelle überkam sie eines Tages plötzlich das Gefühl, sie würde sofort sterben, wenn sie nicht von dem Stuhle aufstünde, auf dem sie bei ihrer Arbeit saß. Diese Angst vor dem Sterben überfiel sie auch bald nachher, wenn sie in der Untergrundbahn zu ihrer Arbeitsstelle fahren wollte, so daß sie, obwohl schon in Begleitung ihres Mannes, immer wieder aussteigen mußte.

Prahlerisch erzählte sie gleich zu Beginn der Behandlung, wie sie als Kind immer alles durchsetzen konnte, selbst bei dem strengen Vater, der nur Interesse für den Jüngsten, einen Sohn, hatte. Als typische Zweite ergab sich für sie als verlockend, ihre Schwester in allem zu übertreffen, was ihr gewöhnlich gelang, insbesondere, wenn sie durch Weinen („Wasserkraft") ihre Eltern zum Weichen brachte. Hart traf sie aber, daß dem Bruder soviel mehr Gunst gewährt wurde als ihr. Die Herrschaft des Vaters im Hause und die dem Sohne gewährte Überlegenheit tönte ihre ins Klagen gewendete Revolte mit der Furcht vor der weiblichen Rolle, dem „männlichen Protest", der sich unter anderem, wie ich es als gewöhnliches Symptom aufzeigte, in Dysmennorrhoe zur Erscheinung brachte. Auch daß sie, belehrt durch die Erfahrungen mit dem Vater und mit dem Bruder, vorsichtigerweise einen ihr unterlegenen Mann suchte und fand, zeigt ihre Haltung zum Leben und zum männlichen Geschlecht. Trotzdem ihre junge Ehe ganz glücklich verlief, brach sie bei dieser Erwähnung in Tränen aus und äußerte die Befürchtung, daß sie auch in der Ehe unterliegen könnte. Als ihre Phobie, die sich zu einer Platzangst steigerte, anhielt, war in Gatte gezwungen, sich ganz in ihren Dienst zu stellen, sie überall hinzubegleiten und jeden ihrer Wünsche zu erfüllen. Die, hinter ihrer Todesfurcht steckende, Ablehnung einer sie erniedrigenden Stelle gewann noch Nahrung dadurch, daß die Schwester, auch eine Lehrerin, von ihr stets übertroffen, ihre Stelle erhalten hatte. Die Wahl ihres nervösen Symptoms war völlig identisch mit ihrem Verhalten in der Kindheit, wo sie ebenfalls durch Entfaltung ihrer zu Tode betrübten Persönlichkeit wieder die Überlegenheit erlangte, wenn sie sich verkürzt fühlte. Die besondere Nuance dieses Verhaltens war, daß sie dem Manne gegenüber sich un-

sicher fühlte, wie in der Kindheit ihrem Vater und dem Bruder gegenüber, so daß ihr die Schockresultate aus ihrer Niederlage gegenüber der Schwester so gelegen kamen, um ihrem Gatten gegenüber eine stärkere Überlegenheit zu gewinnen.

Natürlich konnte sie in Situationen, wo sie ihres Erfolges sicher war, auch durch Festigkeit und Zornausbrüche ihren Erfolg sicherstellen, wie in schwierigen Fällen durch Angst und Weinen. Die Unsicherheit der Autoren, die in solchen Fällen von Ambivalenz, Polarität oder Double Life sprechen, rührt daher, daß sie nicht das Ganze der Persönlichkeit als einheitlich sehen, sondern nur die Mittel, die zum Ziele des Lebensstiles führen. Freilich haben wir keinen vereinheitlichenden Namen für nuancierte Lebensstile. Hätten wir ihn, so würde niemand an eine Ambivalenz denken.

Wieder zeigt sich uns durch obige Auseinandersetzung, daß der Weg zur Verhütung von Fehlschlägen gegeben ist, wenn wir, wie ich gezeigt habe, die Symptomenwahl als durch den einheitlichen Lebensstil erzwungen, begriffen haben.

Die individualpsychologische Deutung und Behandlung der Neurose.

Von Dr. med. ALFRED NEUMANN (Kurhaus Sacher, Baden bei Wien)

Die Erkenntnis, daß es mit der Organotherapie allein nicht geht, war ja zu allen Zeiten Gemeingut der Ärzte; gewiß in den früheren Jahrhunderten mehr als in den letzten Jahrzehnten. Mit dem Fortschreiten aber auf allen Gebieten der organischen Medizin ist das Vertrauen zu den organischen Behandlungen im gleichen Maß gestiegen, und so kann es nicht wundernehmen, wenn heute ein großer Teil der Ärzte bewußt rein organisch eingestellt ist. Unbewußt allerdings betreiben sie Psychotherapie wie ehedem. denn so gut geht es uns Ärzten heute noch lange nicht, daß wir alles mit Pillen, Pulvern, Tropfen, Elektrizität und Bädern usw. heilen können. Es ist kaum anzunehmen, daß es uns je gelingen wird, auf die Psychotherapie zu verzichten, und auch die genannten Behandlungen, werden von den Ärzten häufig bewußt, meistens unbewußt mit einem starken Zusatz von psychischer Einwirkung versehen. Die Suggestion, daß das Mittel bestimmt wirken wird, die Ermutigung, daß alles wieder gut wird, gehört also auch heute wie je zu den Grundlagen der Behandlung. Der Anteil, den die Suggestion an diesen Behandlungen häufig nimmt, ist nicht abzuwägen, aber meistens nicht gering. Trotz der allgemeinen Anwendung und allseits anerkannter Wirksamkeit dieser unsystematischen Psychotherapie steht ein großer, leider sehr großer Teil der Ärzte der systematischen Psychotherapie fremd, wenn nicht ablehnend gegenüber. Und doch hat die systematische psychische Behandlung ebenso wie die suggestive ihr eigenes Wirkungsgebiet, nur ist dieses umgrenzter. Es bezieht sich auf die Neurosen und den neurotischen Überbau meist langdauernder organischer Leiden. Die Neurosen haben eine systematische psychische Genese und brauchen eine dementsprechende systematische Behandlung. Besonders

ist es die Wissenschaft der Individualpsychologie von *Alfred Adler*, auf die sich meine langjährigen Erfahrungen als Anstaltsarzt beziehen, und die außer anderen auch den Vorteil besitzt, in relativ kurzer Zeit praktische Erfolge zu zeitigen. Meine Darstellung soll an der Hand einer Krankengeschichte so geschehen, daß diejenigen Stellen derselben, welche die für die Entstehung der Krankheit wichtigen Momente enthalten, zu deren Erörterung herausgehoben werden. Natürlich ist die Darstellung eines so großen Stoffes im Rahmen eines Aufsatzes unvollständig und muß bei dem Bestreben, trotzdem deutlich zu sein, leicht schematisch werden.

Bevor wir uns dem Studium dieser Krankengeschichte zuwenden, muß etwas Prinzipielles gesagt werden. Die Individualpsychologie sieht die bei weitem wichtigsten Ursachen der Entstehung von Schwererziehbarkeit von Kindern und von Neurosen in der kindlichen Auffassung der Umweltsfaktoren und deren Auswirkung für den Charakter. Das Vorhandensein von konstitutionellen und erblichen Maßen ist weder Bedingung für das Auftreten von Neurosen, noch ist volle seelische Gesundheit durch die beste Konstitution allein gesichert. Das gilt ja meist auch für die körperlichen Erkrankungen, noch viel mehr aber für die seelischen, bei denen es in erster Linie darauf ankommt, was der Mensch erlebt, wie er das Erlebte auf sich einwirken läßt und verarbeitet.

Die Auffassung *Adlers* von der Neurose ist vor allem dadurch charakterisiert, daß die Entstehung der Krankheit nicht vom Standpunkt einer Ursache aus angesehen werden darf, sondern vielmehr unter dem Gesichtspunkt des *Zieles*. Jede Neurose hat einen Zweck, eine Absicht, und jede scheinbare Ursache, der man vor *Adler* die größte Bedeutung für die Entstehung der Krankheit beigemessen hat, ist nur das auslösende, exogene Moment eines von frühester Kindheit an vom Kinde selbst systematisch vorbereiteten Zustandes. Dieses angestrebte Ziel besteht, wie wir später hören werden, darin, sich Vorteile und Sicherungen von seiten der näheren oder weiteren Umgebung zu verschaffen, die ohne Krankheit nicht ohne weiteres erlangt werden könnten. Die Kenntnis von der individuell erfaßten Nützlichkeit der Krankheit nach dieser Richtung hin stammt aus der allerfrühesten Kindheit, als die Eltern und Geschwister sich nie so viel mit dem Kinde befaßt haben, ihm nie so viel Güte erwiesen haben, als wenn es krank war. Betrachten wir kurz den Fall eines verwöhnten Kindes, das durch die Erkrankung, z. B. Erbrechen am Morgen vor einer gefürchteten Schulstunde geschützt ist, so ist da mit naiver Offenheit der Zweck einer Erkrankung dargetan. Das geschieht bei Erwachsenen natürlich nicht so offenkundig und es bedarf zur Erkennung des Zieles hier meist eines Studiums der seelischen Anamnese. Die Richtigkeit dieser Auffassung *Adlers* vom Wesen der *Neurose* als einer *final gerichteten* seelischen Handlung hat lange Zeit keine allgemeine Anerkennung gefunden, trotzdem man an der Zielstrebigkeit z. B. der Unfallneurose gar nicht gezweifelt hat und trotzdem *Wagner-Jauregg* für die Hysterie eine gleiche Auffassung hatte.

Man wird sich natürlich fragen, warum der Neurotiker die Vorteile, die er im Leben anstrebt, sich im Schleichweg verschafft, wenn er sie doch wie jeder andere auch auf geradem Wege erreichen könnte. Die Beantwortung dieser Frage führt zur Besprechung des 2. Hauptpunktes der Indivi-

dualpsychologie, zu der *Lehre vom Minderwertigkeitsgefühl* und vom *Geltungsstreben oder Strebens nach einer Erfolgsmöglichkeit* in der individuellen Auffassung des Kindes. Der Neurotiker fühlt sich manchen Anforderungen des Lebens nicht gewachsen und hat diese Angst vor dem Leben aus seiner frühesten Jugend her mitgebracht. Damals war das Schwächegefühl von Erfolg begleitet. Wenn nun aber glücklicherweise nur ein Teil von ihnen auf den Weg der Neurose kommt, so kann dieses Mißverhältnis zwischen den Kräften der Großen und jenen der Kleinen nicht der alleinige Grund sein. Es muß noch etwas dazukommen. Normalerweise überwinden die Kinder diese kritische Situation entweder mit Hilfe des Mutes, den sie aus ihren eigenen Leistungen und den Fortschritten ihres Könnens schöpfen, oder es sind die Eltern, die ihnen über die Schwierigkeiten hinweghelfen, indem sie die Mißerfolge der Kleinen als selbstverständlich hinstellen und ihnen z. B. versichern, daß sie ebenso ungeschickt waren, als sie selbst klein gewesen sind. Wenn aber der Abstand zu den Erwachsenen noch vergrößert wird durch körperliche Mängel, wie Organminderwertigkeit, Krankheit, Schwäche, Häßlichkeit usw., oder wenn die Umgebung durch unvernünftige Einwirkung auf das Kind, rohe Erziehung, ununterbrochenen Tadel und sonstiges stetes Herabsetzen des Kindes, dessen Selbstbewußtsein sich nicht entwickeln läßt, oder wenn umgekehrt das Kind durch Verwöhnung für die sich früher oder später einstellenden Härten des Lebens (schon in der Schule) nicht abgehärtet wird, oder wenn die wirtschaftliche Situation zu Hause so schlecht ist, daß der Vergleich mit anderen Kindern ihm auch in dieser Richtung den Tiefstand seiner Situation zum Bewußtsein bringt, dann kann es beim Kind zu dem Gefühl kommen, daß es einer übermächtigen, feindlichen Umgebung gegenübersteht, der es nicht gewachsen ist. Es entwickelt sich ein krankhaftes Minderwertigkeitsgefühl.

Unter diesen Umständen kommt es häufig zu einem Streben nach besonders hohen Zielen und dem Resultat, daß diese Menschen erfolgreicher sind als der Durchschnitt.

So könnte es scheinen, daß solche Umstände, welche geeignet sind, das natürliche Minderwertigkeitsgefühl des Kindes zu verstärken, auch dazu dienen, um später nützliche Wirkungen auszuüben, also eine sehr wünschenswerte Entwicklungsbasis abgeben. Das trifft häufig zu. Jedoch nur bei solchen Kindern, welche wie die, die unter normalen Verhältnissen aufwachsen, selbst oder mit Hilfe einer vernünftigen Erziehung soviel Mut aufbringen, daß sie das Leben unabhängig, ohne Anlehnung an andere, zu meistern sich getrauen. Dann bleibt das verstärkte Streben nicht steril, sondern führt zur Leistung, ist also positiv tätig. Wenn aber den Umständen, welche dem Kind den Glauben an sich nehmen, weder durch eigenen Mut, noch durch Hilfe der Umgebung das Gleichgewicht gehalten wird, dann wirkt sich dieses verstärkte Minderwertigkeitsgefühl im Leben des Kindes nicht fördernd, sondern zu seinem Schaden aus.

Bei *jedem* Kind können wir leicht feststellen, daß es das Ziel ins Auge faßt, groß zu werden. Wir brauchen es nur bei seinen Spielen zu beobachten. Im Spiel ist es Vater, Mutter, Doktor, Lehrer, Kaufmann, Kutscher usw., lauter Menschen, die ihm groß und mächtig erscheinen.

Wenn aber das Kind seine Situation als besonders tief empfindet, sich gegenüber tyrannischen Eltern, oder durch Häßlichkeit, Kränklichkeit, Schwäche gegenüber seiner Umgebung schwer beeinträchtigt fühlt, dann kann es von dem Wunsch erfüllt sein, wenn es auch nicht augenblicklich möglich ist, so doch in der Zukunft sich *irgendwie* über die erheben zu können, deren Überlegenheit es jetzt empfindet, z. B. mehr als Vater und Mutter zu werden, höher zu stehen als der Lehrer, mehr zu werden als seine Kameraden, die ihn jetzt hänseln oder ausnützen. Wir haben uns alle auch als Erwachsene ein oder das andere Mal in einer Situation befunden, wo wir die ungerechte Machtentfaltung eines anderen quälend empfunden haben, und in uns der Wunsch auftauchte, später einmal eine Stellung einzunehmen, die der des anderen übergeordnet ist, oder seinem Druck entrückt zu sein. Um wieviel intensiver muß in einem Kinde diese Sehnsucht werden, das sich ganz zuunterst fühlt, selbst niemandem übergeordnet ist, lauter Vorgesetzte hat. Nun haben wir ja festgestellt, daß gerade solche Enterbte es im Leben so häufig weit bringen, also Vorteile aus ihrem tiefen Lebensstart ziehen. Das ist aber nur eine Gruppe von ihnen, diejenigen, die ihren Mut bewahrt haben. Anders ist das Schicksal derer, die ihren Mut durch die ungünstige Ausgangssituation haben brechen lassen. Sie bewahren zwar ihr übersteigertes Streben nach dem übergroßen Ziel, aber ihr Mut reicht nicht aus.

Versinnbildlichen wir uns ihr Streben, ihren beabsichtigten Lebensweg, indem wir den Ausgangspunkt mit dem Ziel verbinden, so erhalten wir zwei aufsteigende Linien, von denen die des sich minderwertig fühlenden Kindes viel steiler ist, da sie von tiefer ausgeht und höher ansteigt als die des normalen Kindes. *Adler* nennt diese Verbindung vom Ausgangspunkt zum Ziel die Leitlinie. Man könnte sie als einen markierten Weg durchs Leben auffassen. Diesen steilen Weg ohne Mut bis ans Ende zu gehen, ist nicht möglich. Die übergroßen Schwierigkeiten werden das Kind von der normalen Entwicklung, den Erwachsenen vom geraden Weg abbringen.

Und nun fragt es sich, wie benehmen sich solche Menschen als Kinder und Erwachsene, kann man sie von den anderen unterscheiden? Ganz leicht. Sie trachten, ihr Minderwertigkeitsgefühl auf verschiedene Weise zu kompensieren. Das Kind legt sich Methoden zurecht, die sich ihm aus der Erfahrung als zweckmäßig erweisen. Das eine hatte gute Erfolge für seine Selbstbehauptung mit Wildheit, Trotz, Faulheit erzielt, weil es schwache, nachgiebige Eltern hat, das andere aber erlitt mit den ersten Versuchen dieser Art Schiffbruch oder beobachtete, daß das ältere Geschwister schlecht damit gefahren ist und stellt sich nun im Gegensatz dazu auf übergroßen Fleiß, Sanftmut, große Folgsamkeit ein. Beide beherrschen auf ihre Art ihre nächste Umgebung und kompensieren so ihren Mangel an Selbstbewußtsein, ihr Gefühl von Schwäche, von Unterlegenheit, die ihnen unerträglich sind, sie erleben so eine Erhöhung ihres Persönlichkeitsgefühls.

Auch in der Schule wird das Kind eine der beiden ihm geeignet erscheinenden Möglichkeiten ergreifen. Vielleicht wird es strebern, um jeden Preis glänzen wollen und Liebedienerei treiben, oder es wird durch

Faulheit, Stören des Unterrichts, durch schlechte Streiche in oder außerhalb der Schule eine Stellung einnehmen, die ihm wenigstens den Schein einer überlegenen Rolle im Kreise seiner Mitschüler und sogar über den Lehrer geben.

Und nun der Erwachsene. Auch er wird Charaktereigentümlichkeiten aufweisen, die irgendwie geeignet sind, in ihm die Überzeugung der Überlegenheit zu erwecken, die er so dringend zur Beschwichtigung seines Minderwertigkeitsgefühls braucht. Der eine wird durch Unterdrückung seiner Untergebenen oder Tyrannei in der Familie die Rolle eines Herrschers spielen, der andere wird sich selbst durch Ruhmredigkeit, wieder ein anderer durch vernichtende Kritik seinen Zuhörern gegenüber den Schein eines großen Kenners geben. Der Geizige hilft seinem Minderwertigkeitsgefühl durch die Macht seines aufgehäuften Reichtums, der Verschwender durch die Leichtigkeit des Geldausgebens, durch die er sich von den „Knickern und Filzen“ abhebt, die Eitelkeit manches Wohltäters dient diesem dazu, sein Selbstbewußtsein zu heben. In der gleichen Richtung sind zu werten: Mißtrauen, Neid, Grausamkeit, Pedanterie, Verschlossenheit, Unpünktlichkeit, Schüchternheit, Empfindlichkeit, womit natürlich die Reihe der neurotischen Charaktereigenschaften nicht abgeschlossen ist.

Weder ein seelisch normal sich entwickelndes Kind, noch ein seelisch normaler Erwachsener braucht diese Hilfen für sein Selbstbewußtsein, weil er mit beiden Füßen auf der Erde stehend, sich nicht ein selbstsüchtiges Lebensziel gesetzt hat, das er nicht erreichen kann. Nur aus dem *verstärkten* Minderwertigkeitsgefühl entsteht ein unfruchtbares Geltungsstreben, das statt Nutzen zu bringen, sich schädlich auswirkt.

Die Betrachtung der eben geschilderten Menschen läßt als gemeinschaftlichen Nenner jene Eigenschaft der Neurotiker erkennen, die *Adler* als Mangel an *Gemeinschaftsgefühl* bezeichnet. Es ist selbstverständlich, daß Menschen, die alle Geschehnisse nur in Relation zu sich selbst betrachten, nur von dem Gesichtswinkel aus ansehen, ob dieselben für sie nützlich oder schädlich sind, ob sie ihre Persönlichkeit heben oder drücken, ihren Einfluß, ihre Macht stärken oder schwächen, daß die Beziehungen solcher Menschen zu der Mitwelt gestört ist. Denn jeder von uns ist ein Glied der großen Gemeinschaft, steht zu einer größeren oder geringeren Zahl von Menschen in näheren Beziehungen und diese Beziehungen bringen ihm Vorteile, aber verlangen auch Leistungen. Eben dieses Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen ist bei solchen Menschen gestört, welche in steter Sorge um die Erhaltung ihres Persönlichkeitsgefühls und in immerwährender Furcht für ihren Eigenwert, bei allen ihren Handlungen nur oder in erster Linie darauf bedacht sind, ihre Eitelkeit nicht zu Schaden kommen zu lassen. So kommt es, daß sie nicht mit gleichem Maß messen und gemessen werden wollen. Betrachten wir die Stellung des Empfindlichen in der Familie, so ist diese bezeichnet durch die Vorsicht, mit der man mit ihm umgehen muß, die Rücksicht, zu der die Angehörigen im Verkehr mit ihm verpflichtet werden, eine Rücksicht, die sie von ihm nicht verlangen und auch nicht erfahren. Ähnlich der Leichtsinnige, der für sich das Recht verlangt, mehr Geld ausgeben zu dürfen, als auf ihn entfallen würde, der Unpünktliche, der seine Verpflich-

tung, Abmachungen paritätisch einzuhalten, für seine Person ablehnt. Und so könnte man an jedem einzelnen jener Charakterzüge zeigen, daß er dazu dient und seinem Träger dazu verhilft, Vorteile zu erlangen, die er dem anderen nicht zubilligen würde. Damit ist schon in diesen Charakteren vorgebildet, was in höchstem Maß bei der Neurose zum Ausdruck kommt, die Beeinträchtigung, die Schädigung, die Übervorteilung der Gemeinschaft. Deshalb nennt *Adler* solche Charaktertypen neurotische Charaktere. Man kann sie nicht als Kranke bezeichnen, weder fühlen sie sich so, noch wird die Umgebung sie als Kranke ansehen. Zum Begriff der Krankheit gehört, daß diese Menschen aus Rücksicht auf ihre Person und zum eigenen Vorteil den drei großen Lebensaufgaben nicht genügen: der *Berufsarbeit*, der *Liebe* und den *sozialen Beziehungen*, d. i. ihren Verpflichtungen gegenüber der Familie, Freunden, Kameraden und schließlich der Allgemeinheit. Diese vorher geschilderten Menschen aber erfüllen im großen und ganzen ihre Aufgaben. Auch der prinzipiell Unpünktliche, der Empfindliche, der Eitle, der Jähzornige, der Pedant kann seinen Lebensaufgaben im Wesentlichen genügen. Er kann seiner Berufsarbeit nachgehen und darin Gutes leisten, er kann seine Geschlechtsbeziehungen im Sinne der Gemeinschaft erfüllen und ebenso seine sozialen Verpflichtungen. Dazu befähigt ihn der Umstand, daß er sich noch ein hinreichendes Maß von Selbstvertrauen bewahrt hat und seine Entmutigung nicht solche Dimensionen angenommen hat, daß damit ein Leben in der Gemeinschaft unvereinbar wäre. Nehmen wir z. B. den Pedanten. Es gibt deren eine große Zahl. Sie können in ihrer Familie leben, ohne daß diese namhaft beeinträchtigt wird. Wenn aber die Pedanterie dazu dient, die ganze Familie zu tyrannisieren, so muß man diesen Grad von „Ordnungsliebe" schon als Krankheit bezeichnen, sobald der Betreffende behauptet, nicht anders zu können. Wenn eine nervöse Schlaflosigkeit keinen weiteren Sinn hat, als vielleicht dem schlechten Schläfer und den Seinigen zu beweisen, daß er doch eigentlich sehr leistungsfähig ist, da er trotz mangelhafter Nachtruhe seine Berufspflichten voll erfüllt, mag das noch nicht als Krankheit gelten. Wenn er sich aber diesen Pflichten mit Berufung auf seine Schlaflosigkeit entzieht und vielleicht auch die Nachtruhe seiner Umgebung stört, „weil er ängstlich wird, wenn um ihn alles ruhig ist", will heißen, wenn die anderen schlafen, so ist das krankhaft. Oder wenn der Empfindliche so weit geht, daß die Umgebung nichts anderes zu tun hat, als bei jedem Wort zu überlegen, ob er sich nicht darüber kränken wird und sich ihm dadurch unterordnen muß, weil er angeblich gegen diesen Zustand nichts tun kann, so wird man nicht zweifeln, einen solchen Zustand als Krankheit zu bezeichnen. Mit dieser Darstellung soll natürlich nicht der Schein erweckt werden, als ob man zwischen Gesunden und Kranken scharfe Grenzen ziehen könnte. Wie im Körperlichen, gibt es auch im Seelischen fließende Übergänge. Beschreiben kann man aber nur die ausgesprochenen Typen.

Man könnte hier einwenden, daß es genug Menschen gibt, die ihre Verpflichtungen gegen die Allgemeinheit nicht erfüllen und trotzdem nicht erkranken. Das ist auch richtig. Das sind die Menschen, die die Kraft aufbringen, es offen zu tun, die sich förmlich dazu bekennen und ihre

Verpflichtungen einfach leugnen. Es ist natürlich nicht sicher, ob diese nicht später einmal erkranken werden, wenn ihnen bange wird. Der Neurotiker aber — und das ist das Entscheidende — anerkennt die Gemeinschaft der anderen, indem er krank wird. Aber nur theoretisch. Er anerkennt seine Verbundenheit mit der Mitwelt, hat aber nicht die Absicht, die sich daraus ergebenden Verpflichtungen einzuhalten, aber auch nicht den Mut, sie offen abzulehnen. Er möchte also seine Aufgabe nicht machen, wenn er einen triftigen Grund zu seiner Rechtfertigung wüßte, er legt Wert auf seine gute Reputation. Selbstverständlich, da er doch ohnehin so wenig von sich hält. Wie könnte er es ertragen, wenn man von ihm auch noch glauben würde, daß er sich Verpflichtungen entzieht. Er braucht also für die Schule des Lebens eine schriftliche Entschuldigung für nicht gemachte Aufgaben. Diese Entschuldigung ist eben die Neurose und diesen Zusammenhang hat die Neurose mit dem Gemeinschaftsgefühl. Hier schließt sich die Beziehung der Neurose zur Gemeinschaft an die eingangs gezeigte Zielstrebigkeit des neurotischen Verhaltens. *Damit* sich der Kranke seinen Verpflichtungen gegen die Gemeinschaft entziehen kann und *damit* ihm daraus kein Vorwurf erwächst — das ist ein Ziel und keine Ursache — ist er krank geworden.

Und nun eine Krankengeschichte.

Das 36jährige Fräulein F. D. klagt über Verstimmung, Angst, auf die Straße zu gehen, geisteskrank zu werden, über Zittern, Schwäche in den Beinen, Brennen im Nacken und am Rücken, schlechten Schlaf. Besonders aber plagt sie der Gedanke, daß sie ja am Leben vorbeikomme, wenn sie nicht heirate. Es hätte sich jedoch niemals ein wirklich passender Bewerber gefunden. Der Krankheitszustand ist vor sechs Monaten nach einer Aufregung aufgetreten. Sie hatte damals wieder einem Bewerber definitiv abgesagt, und dieser hatte sich damit abgefunden. Auch jetzt stehe sie wieder vor der Entscheidung zu heiraten oder es zu lassen, denn sie sei seit kurzem verlobt. Leider sei der Bräutigam recht ungebildet.

Die objektive körperliche Untersuchung ergab nichts Pathologisches, ihr Wesen machte deutlich den Eindruck einer Neurose.

Ihre seelische Anamnese ergab folgendes:

Sie war die jüngste von drei Geschwistern, sehr schön und zart, und wurde sowohl von den älteren Schwestern als auch von der Mutter sehr verwöhnt, während der Vater übermäßig streng war, der glaubte, ein Gegengewicht gegen die Verwöhnung der anderen bilden zu müssen. Sonst aber drehte sich in der Familie alles um sie. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren nicht schlecht, ohne Sorgen um die Existenz. In der Schule ging es ihr in jeder Beziehung gut. Ihre Lehrer hatten sie wegen ihres Fleißes, ihre Mitschüler wegen der lustigen Streiche, durch die sie erfolgreich mit den Buben konkurrierte, sehr gern. So kam sie bis in die 7. Lateinklasse. Sie hatte sich vorgenommen, den ärztlichen Beruf zu ergreifen. Als der Krieg ausbrach, wurde sie und ihre Schwestern nach Wien geschickt. Dort setzte sie ihr Studium fort. Aber jetzt unter sehr schweren Bedingungen. Denn die Geldsendungen von zu Hause blieben aus und so mußte sie sich und die Schwestern durch Stundengeben erhalten. Das gelang unter Anspannung aller Kräfte und vollständigem

Verzicht auf alles Schöne, was Wien ihr sonst geboten hätte. Es wurde ihr von vielen Kollegen der Hof gemacht. Aber auch das wurde keine Quelle der Freude, da sie gar keine Zeit hatte, sich um die Männer zu kümmern. Die Nachricht vom Tode ihres Vaters zwang sie nun, nach Hause zurückzukehren, wie sie glaubte, vorübergehend. Es zeigte sich aber, daß sie zur Führung des Geschäftes nötig war. Sie mußte also das Studium aufgeben und Geschäftsfrau werden, ein Tausch, der einen großen Verzicht auf ihre Lebensideale bedeutete. Sie erledigte aber auch diese Aufgabe sehr gut. Schließlich verkaufte sie das Geschäft und übernahm die Führung eines anderen als angestellte Leiterin. Auch hier leistete sie ihr Möglichstes, war meist 14 Stunden im Geschäft, brachte auch dieses auf eine für die Kleinstadt bedeutende Höhe und hatte die Freude, sowohl bei den Kunden beliebt zu sein, von den Bekannten wegen ihrer Tüchtigkeit bewundert zu werden, und das gute Gefühl, daß sie ihre Mutter und Schwester (die eine hatte geheiratet) erhalte. Nur der eine Gedanke plagte sie, daß sie um ihr sexuelles Leben komme, wenn sie nicht heirate. Vergnügungen, die ihren Interessen entsprochen hätten, gab es in der Kleinstadt nicht, und Bewerber, die ihr gefallen hätten, fanden sich nicht. Zwar hatte sie Anträge von Männern, die sie zur Frau wünschten, genug. Aber meist waren es Reisende oder Angestellte, deren Bildungsgrad und soziale Stellung ihr zu gering schienen. Sie hätte gern einen Arzt oder Rechtsanwalt geheiratet. So vergingen die Jahre im Einerlei. Manchmal gab es auch eine kurze Liebschaft. Aber immer, wenn der Mann ernst machte und um ihre Hand anhielt, verabschiedete sie ihn. Es war eben wieder nicht der rechte.

An der Hand dieser Krankengeschichte soll nun versucht werden, zu zeigen, welche Milieueinflüsse sie verlockten, die Neurose entstehen zu lassen.

Daß für die Stellungnahme des Kindes zum Leben als einer freundlichen oder feindlichen Basis für seine Selbstbehauptung die ersten Kindheitsjahre ausschlaggebend sind, ist schon aus der vorausgegangenen Darstellung zu erkennen. *Adler* faßt die Ausbildung der Stellungnahme mit ihren Erscheinungsformen, den Charakterzügen, als Mittel auf, das Leben zu meistern, und findet, daß das Kind mit dieser Entwicklung aus eigener schöpferischer Kraft im wesentlichen mit fünf Jahren fertig ist. In diesem Alter ist es schon entschieden, mit welcher Gruppe von sichernden Charakterzügen das Leben angegangen wird. Deshalb ist die Kindheitsanamnese von beosnderer Bedeutung für die Klarstellung des Verhaltens des Neurotikers.

Wir hören nun, daß die Patientin die jüngste von drei Geschwistern war. Es ist heute bereits eine allgemein gekannte Tatsache, daß die Erziehung einziger Kinder ein besonderes Problem darstellt. Die Neigung der Eltern, das Einzige nicht aus dem Auge zu lassen und damit die Entwicklung seiner Selbständigkeit zu stören, andererseits die kluge Ausnützung seiner vorteilhaften Situation durch das Kind, welches die Sorge und Sorgfalt der Eltern praktisch in eine Hörigkeit steigert, ist bekannt. Ähnlich ist oft die Stellung des jüngsten Kindes *(Adler)*, das allen als Puppe dient. Nur kommt hier noch dazu, daß sich das Jüngste durch den

Abstand von den viel weiter entwickelten Geschwistern bedrückt fühlt, und daher darnach strebt, sie womöglich einzuholen oder gar zu überholen. Jedenfalls resultieren hier zwei Aufgaben aus der Familienkonstellation, in der sich die Patientin befand. Erstens die Überwindung der Verwöhnung, welche die Gefahr brachte, den Härten des Lebens gegenüber nicht vorbereitet zu sein, und die Verlockung zu ehrgeizigem Streben. Sehr schädlich wirkt sich eine uneinheitliche Erziehung aus. Wir hören, daß der Vater, im Gegensatz zur übrigen Familie, sehr streng war. Härte der Erziehung beeinflußt oft, wie wir wissen, sehr schlecht die Selbsteinschätzung des Kindes, erhöht das Minderwertigkeitsgefühl und ruft damit oft dessen Kompensation: Trotz und verstärktes Streben usw. hervor. Diese Härte der einen Seite wirkt sich desto schlechter aus, je mehr die verweichlichende Erziehung der anderen Seite Verweichlichungen schafft.

Man könnte sagen, trotz dieser schlechten erziehlichen Grundlage hätte die Patientin sich lange genug der Schwierigkeiten des Lebens erwehrt. Das ist aber nur Schein. Sie war immer ein nervöser Charakter und hat ihr starkes Geltungsstreben zu jeder Zeit dokumentiert. In der Schule war sie die beste Schülerin. Aber es genügte ihr nicht, daß die Lehrer sie geschätzt haben, mit ihren Leistungen sehr zufrieden waren. Sie imponierte auch ihren Mitschülerinnen gern durch ihr mutiges Benehmen. Einmal ging sie in ein Schuhgeschäft und verlangte dort Bonbons, ein andermal läutete sie an einer Hausglocke, um sich an der Straßenecke zu verstecken. Oder sie führte Ringkämpfe mit den Buben auf, bei denen sie wegen ihrer Geschicklichkeit oft Sieger blieb. *Adler* nennt diese Art des Wesens den männlichen Protest. Er rührt her von der Unzufriedenheit mit der Frauenrolle. Diese Einstellung ist begründet in der höheren Bewertung des männlichen Geschlechtes durch unsere Zeit, die das Mädchen vom frühesten Alter an zu fühlen bekommt: „Das darf ein Mädchen nicht machen", „du bist nur ein Mädchen", oder: „wenn du lieber ein Junge geworden wärst" usw. Aber das Kind sieht auch, daß der Vater die wichtigste Person in der Familie ist. So identifiziert sie denn „oben" mit „männlich", und da sie ja „oben" sein will, da ihr Ehrgeiz sie antreibt, Hohes anzustreben, möchte sie gern männlich sein. Nebenbei gesagt sei, daß auch Buben im männlichen Protest stehen können, wenn sie fürchten, weibisch zu erscheinen und sich dann eine möglichst kraftvolle Haltung geben, oder Männer, die z. B. aus Furcht, durch eine Frau ihre männliche Geltung einzubüßen, lieber ledig bleiben, die Frauenhasser spielen und auf die Frauen herabsehen. Unsere Patientin wählt also auch einen oft als männlich gewählten Beruf, sie will Arzt werden. Auch in der Art, wie sie ihre Liebhaber abtut, ist das Streben, eine männliche Attitude einzunehmen, unverkennbar. Die ungewöhnliche Energie, mit der sie das Geschäft führt, kaum sich Zeit nehmend, zu schlafen, schon gar nicht, sich eine Zerstreuung zu gönnen, zeigt, wie sie darnach strebt, sich zur Geltung zu bringen. Die Leute *mußten* von ihr sagen, daß kein Mann das imstande wäre. So sehen wir also, wie, aus dem Samenkorn des kindlichen Minderwertigkeitsgefühls entstanden, das Geltungsstreben solche Dimensionen annimmt, daß es zum brennenden Ehrgeiz wird.

Es waren also die Vorbedingungen für das Entstehen einer Neurose

schon längst vorhanden, es hätte auch mancherlei Gelegenheiten gegeben, die nach der gewöhnlichen Auffassung hätten als Krankheitsursache wirken können; so die Sorgen und kümmerlichen Verhältnisse, unter denen sie in Wien studierte und dabei ihre Geschwister erhielt, so der Tod des Vaters und das dadurch bedingte Aufgeben des Studiums. Das hat auf sie gewirkt wie auf die meisten Menschen. Sie hat sich darüber gekränkt, aber wieder beruhigt. Denn sie hat immer einen seelischen Ersatz gefunden: für die schwierige Situation in Wien durch das Bewußtsein der Leistung und ähnlich beim Wechsel des Berufs durch das Gefühl jetzt die Rolle des Vaters zu übernehmen und für Mutter und Schwester zu sorgen.

Sie erkrankte erst, als die Entscheidung an sie herantrat zu heiraten oder ledig zu bleiben. Zwar hatte sie früher öfters Bewerber abgewiesen, aber damit war nichts entschieden gewesen. Damals war sie noch jung, der Entschluß war nur hinausgeschoben. Aber jetzt war sie 36 Jahre alt, und um nicht mehr viel Zeit zu verlieren, wollte sie das Richtige treffen. Auch wurde sie von den Angehörigen gedrängt und mit dem Hinweis auf ihr Alter gewarnt. Jetzt erst stand sie vor der folgenschweren Entscheidung. Gewiß auch für andere Menschen ist diese Entscheidung folgenschwer. Aber sie überlegen sich die Frage und entscheiden. Sie werden nicht krank. Unsere Patientin hat, — natürlich uneingestanden — verschiedene Bedenken gegen die Ehe. Vor allem besitzt sie nicht den Mut, ein neues Unternehmen, das sie nicht kennt, zu beginnen. Ihr altes nie überwundenes Minderwertigkeitsgefühl meldet sich. Sie könnte Schwierigkeiten haben, ihren Platz nicht ausfüllen, es nicht so gut machen wie im Geschäft. Dazu kommt, daß sie ihre jetzige Position, in der sie sich sicher fühlt und eine ihr zusagende Rolle spielt, niederlegen müßte. Sie befand sich eigentlich immer in der Situation eines Mannes und sollte sich jetzt mit der Rolle der Frau begnügen, es ist für sie unvorstellbar, nicht mehr die Entscheidungen zu haben, darauf angewiesen zu sein, sich etwa vom Mann erhalten zu lassen und nicht mehr unabhängig zu sein. Aber noch in einer anderen Beziehung soll sie eine ihr unbekannte Rolle übernehmen. Die vom Leben gestellte Aufgabe der Liebe soll sie erfüllen. Darin hat sie bisher vollständig versagt. Zwar hatte sie kleine Liebeleien, aber sie hat sie immer abgebrochen, bevor sie durch ein eigenes tieferes Gefühl sich gebunden gefühlt hätte. Sie weiß nicht, was es heißt, sich einem anderen hingeben, ihm ganz gehören, mit ihm eins werden und weil ihr dieses Gefühl der Liebe ganz fremd ist, fehlt ihr die Beurteilung und die Einschätzung dessen, was sie von einem Mann an Liebe erfahren kann. Deshalb muß es ihr scheinen, daß die Ehe ihr nur Verluste bringen kann. Es ist zweifelhaft, ob ihre Fürsorge für Mutter und Schwester wirklich einem inneren Gefühl oder vielleicht nur ihrer Eitelkeit, ihrem Bedürfnis, das Familienoberhaupt zu spielen, entspringt. Sie wäre natürlich tief gekränkt, wenn man ihr solchen Verdacht unvermittelt äußern würde.

Auch wenn man nicht wüßte, daß die harmlose Neurose eine Ausrede ist, könnte man es aus den lächerlichen Gründen erkennen, die sie vorbringt, um ihre Unentschlossenheit zur Ehe noch weiter zu begründen. So z. B., daß ihr Busen zu klein ist, daß sie vielleicht keine Kinder bekommen würde, die sich der Bräutigam so dringend wünscht, und schließlich,

daß dieser ihr nicht genug gefallen könnte. Der Photographie nach ist der gegenwärtige Bewerber ein schöner Mann, und nach einem Brief zu schließen, den sie mir übergab, ist er zärtlich, um sie besorgt, und vom Wunsch erfüllt, sie möchte bald zurückkommen. Er ist auch in guten materiellen Verhältnissen — „aber er spricht nicht viel", und sie fürchtet, er würde in Gesellschaft keine gute Figur machen.

Wir sehen also, daß die Krankheit auch hier einen deutlichen Zweck hat, zielgerichtet ist. Sie ist entstanden, weil die Patientin, über die zu lösenden Fragen aufgeregt, nicht richtig vorbereitet, es entsprechend ihrem Lebensstil vorteilhafter fand: „ja — aber" zu sagen, was in der Wirklichkeit ein „Nein" bedeutet *(Adler)*. Denn was immer sie jetzt tut, ihrer Eitelkeit kann nichts geschehen. Heiratet sie nicht, so ist sie entschuldigt. Sie ist ja krank, und niemand kann ihr zumuten, in diesem Zustand zu heiraten, weder die Mutter noch der Bräutigam. Vor allem kann sie sich selbst keinen Vorwurf machen. Ja, wenn sie gesund wäre! Entschließt sie sich aber trotzdem noch, in den Ehestand zu treten, auch dann ist sie gesichert, denn sie hat es nur auf Drängen der Mutter getan, oder dem Bräutigam zuliebe. Sie kann also nichts dafür, wenn die Sache irgendwie schief geht. Der Mann wird sich ihr dann mit doppelter Hingebung widmen müssen und ihr nichts vorzuwerfen haben, da er ja gewußt hat, daß er eine kranke Frau heiratet.

Zwei Momente kennen wir, welche bei diesem Mechanismus der Entstehung einer Neurose eine wichtige Rolle spielen. Das eine ist die seelische Spannung, in welche sich der Patient wegen der bevorstehenden Schwierigkeiten oder Entscheidungen versetzt *(Dreikurs)*, der Shock, wie *Adler* sagt. Sie ist der Erkältung vergleichbar, die den Organismus so verändert, daß bakterielle Einwirkungen haften. Das zweite ist das Training des Symptoms. Dieses Training geht zurück auf die früheste Jugend, wo das verwöhnte Kind naturgemäß das Gefühl der Angst so oft erlebt hat, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, es durch Vorstellung einer Angst machenden Situation zu reproduzieren, wenn es etwa auf die Eltern wirken wollte. Welche Menge von nervösen Symptomen aber mit der Angst verbunden sind, wissen wir: Erröten, Erblassen, Herzklopfen, Atemnot, Zittern, Appetitlosigkeit, Diarrhoen, unwillkürlicher Abgang von Urin, unbestimmte Sensationen in Haut und Muskeln, Kälteempfindung, Druck auf der Brust, Sexualerregungen usw. Man kann sich also sehr leicht vorstellen, daß solche und andere Symptome meist konstitutionell, durch Organminderwertigkeit nähergebracht, in diesem Zustand der Spannung, des „Shocks", leicht wieder auftauchen, wenn der Kranke seine ihm bedrohlich erscheinende Situation mit Angst betrachtet. Nur nebenbei sei daran erinnert, welche Fülle von Symptomen in Hypnose durch Suggestion hervorgerufen werden können. Das gleiche wird auch unter günstigen Umständen durch Autosuggestion möglich sein, wie es die bestehende Erregung, die Spannung, ist. Also nicht das Erscheinen der Krankheit ist das Unverständliche, vielmehr der Umstand, daß der Neurotiker seine Ausweichtaktik mit großen Beschwerden bezahlt und diese Kriegskosten, wie *Adler* sagt, auf sich nimmt. Er hätte es doch besser, wenn er lieber seine Aufgaben erfüllen würde und gesund bliebe. Das ist richtig, und das

wissen *wir*, aber das ahnte der Neurotiker nicht, als er dieses Verlustgeschäft einging. Damals tauchten die Beschwerden als Shockresultate auf und die Vorteile des Rückzugs ergaben sich von selbst. Aber allmählich vertiefte sich durch weiteres Training das Leiden, — die einer Leistung ausweichende Beschäftigung mit dem Leiden war doch Rettung vor einer gefürchteten Niederlage — und schließlich nahm es unerwartete Dimensionen an. Wo es aber scheinbar plötzlich auf irgend einen Shock auftrat, da war es bereits durch vorausgegangenes Training und konstitutionell gut vorbereitet. Während ein normaler Charakter den erschütternden Anlaß, den exogenen Faktor, der einige Tage auch ihn seelisch verändern kann, allmählich überwindet, sich von ihm zu den sozialen Aufgaben des Lebens wendet, läßt der Neurotiker die seelische Veränderung nicht mehr los. Denn jetzt endlich auch befaßt man sich mit ihm oder befreit ihn von seinen unangenehmen Aufgaben und widmet ihm so viel Sorgfalt, wie nie zuvor. Auch hier überwiegen noch scheinbar die Vorteile. Hat er sich aber einmal verleiten lassen, krank zu bleiben, weil er dabei, wenn auch unter Leiden von seiner Furcht vor einer Niederlage befreit ist, dann erlahmt die Sorgsamkeit der Umgebung. Aber er kann sich aus dem Maschenwerk der Krankheit nicht befreien, weil ihm ja die Zusammenhänge nicht klar sind. Das Gewebe ist so dicht, daß es unentwirrbar erscheint. Erst wenn man die Fäden lockert, kann man erkennen, wie das Muster hergestellt ist und es ihm demonstrieren.

Dazu dient eben die individualpsychologische Behandlung. Unter anderen hat sie die Aufgabe, dem Patienten zu zeigen, daß die Arbeit des Gesundwerdens von ihm selbst geleistet werden muß, und er nicht erwarten kann, ähnlich wie durch Medikamente, passiv ohne seine Mithilfe die lästigen Beschwerden loszuwerden. Er muß, wie *Adler* gezeigt hat, zur „sozialen Aktivität" erweckt werden. Der Gang der Behandlung ist nach dem Bisherigen gegeben. Es handelt sich darum, den seelischen Wegen des Kranken nachzugehen, von der ersten Kindheit angefangen bis in die Gegenwart, und ihm ihre Abwegigkeit aufzuzeigen. Sich selbst erkennen kann am allerwenigsten derjenige, der einen Anlaß hat, sich nicht zu kennen. Das ist aber auch die Aufgabe der Behandlung, die dem Patienten bisher verborgen gebliebenen Kunstgriffe, mit denen er sich unerlaubte Erleichterungen seiner Lebensführung geschaffen hatte, zu enthüllen. Es versteht sich von selbst, daß diese seelische Operation unter Anästhesie, weniger schmerzlich gemacht wird und durch taktvolle Auseinandersetzung der Schleichwege die Situation geklärt wird, in die sich der Kranke begeben hat. Ironie oder Überheblichkeit wäre da nicht am Platz. Handelt es sich doch darum, den Entmutigten nicht weiter zu entmutigen. Im Gegenteil, der wichtigste Teil der Behandlung ist ja der aufbauende, die Ermutigung. Es muß dem Kranken gezeigt werden, daß er ja allen Situationen, vor denen er ausgewichen ist, voll gewachsen ist; daß es unwichtig ist und der Wert der Persönlichkeit wenig darunter leidet, wenn man da und dort Mißerfolge hat, daß es eigentlich selbstverständlich ist, daß man öfter Irrtümer begeht. Der Kranke wird dann erkennen, daß er durch sein unnötig überspanntes, eitles Streben die vom Leben geforderten Aufgaben nicht erfüllen konnte.

Es wird natürlich zum Teil von der Persönlichkeit des Arztes abhängen, wie viele Erfolge er hat. Eines muß aber in der Behandlung aus dem Spiele bleiben, die Anwendung der Autorität. Denn schließlich ist die Behandlung eines Nervösen eine Erziehung. Und so schlecht die selbstherrliche Autorität gegenüber den Kindern wirkt, so falsch wäre ihre Anwendung gegenüber dem Kranken. Nur Überzeugen kann Erfolg haben. Das ist aber weitgehend abhängig von der neuen Gemeinschaft mit dem Arzt, in die der Kranke unter Führung des Arztes eingetreten ist.

Zur Behandlung muß alles herangezogen werden, was dem Kranken über sich Klarheit verschaffen kann. Beispiele ähnlich gelegener Fälle und ihre Lösungen und Vergleiche mit dem Verhalten gesunder Menschen in ähnlichen Situationen, die ja immer viele Beziehungen zum Verhalten der Kranken haben, können manchmal wirken. Weit wirksamer ist die Aufklärung der ersten Erinnerungen und die von Träumen. Beides deshalb, weil Erinnerung wie Traum ureigenste seelische Produkte des Kranken sind, deren Beziehungen zu seinem Ich er nicht übersehen kann. Wenn es nun gelingt, aus ihnen Beweise für seine falsche Einstellung zu gewinnen, so wird er sich gegen deren Kraft nicht wehren.

Die ersten Erinnerungen betreffen solche Ereignisse, welche durch ihre Eigenart in der Richtung des Charakters des damaligen Kindes und damit des späteren Menschen liegen *(Adler)*. Unser Gedächtnis ist tendenziös eingestellt. Wir merken uns nichts 100% objektiv. Wir erinnern uns an Ereignisse so, wie wir sie gesehen haben. Wir sehen sie aber so, wie wir seelisch gebaut sind, man drückt sich aus: mit *unseren* Augen. Daher differieren Zeugenaussagen über dieselbe Sache oft so weitgehend, daß sie sich direkt widersprechen, ohne daß man einem der Zeugen beabsichtigte Täuschung vorwerfen kann. Wir merken uns aber nicht einmal die Dinge, wie wir sie sehen. Wir behalten in Erinnerung, was mit unseren Auffassungen übereinstimmt, in unserem Interesse liegt und unser Weltbild stützt. Es gehört mit zu den Verdiensten *Freuds*, die täglichen Fehlhandlungen erklärt zu haben. *Adler* zieht die ersten Erinnerungen deshalb zur Klärung der Persönlichkeit des Kranken heran, weil wir von allen den tausenden merkwerten Ereignissen nur solche in Erinnerung behalten, die unserem Streben *(Adler)*, unseren Wünschen entsprechend, als „Bausteine und Wegweiser“ gelten können. Aber auch dann werden wir Tatsachen noch in unserem Sinne abändern. Durch diese tendenziöse Auswahl und Beeinflussung unseres Gedächtnisses werden die ersten Erinnerungen für die Beurteilung eines Charakters aufschlußreich.

Unsere Patientin gibt an, daß ihre erste Erinnerung etwa aus dem 4. Lebensjahr stamme. Sie sieht sich vor dem Schlafengehen, umgeben von der Mutter, der einen Schwester und zwei Tanten, die zu Besuch bei ihnen waren. Aus ihren sonstigen Angaben geht hervor, daß das zu-Bett-gehen immer eine große Angelegenheit gewesen ist, an der sich möglichst alle Familienmitglieder aktiv beteiligen mußten. Diesmal schien dem Kind die Situation offenbar besonders feierlich, da sogar zwei Outsider, die Tanten, assistierten. Die Beherrschung der Familie muß ihr schon als kleines Kind von großer Wichtigkeit gewesen sein.

Adlers Traumdeutung nimmt als gegeben an, daß auch das Denken im Schlaf mit dem im Wachen gleichgerichtet ist. Er akzeptiert keine gekünstelte Voraussetzung, da es sich ja im Traum um seelische Produkte desselben Menschen handelt. *Adler* sagt, „daß der Traum anzeigt, daß der Träumer mit einem Problem des Lebens beschäftigt ist sowie, in welcher Weise er dazu Stellung nimmt. Insbesondere werden sich im Traum jene beiden Faktoren geltend machen und sich wenigstens in Spuren erkennen lassen, die dem Träumer auch in der Wirklichkeit bei seiner Stellungnahme zur Umwelt beeinflussen: das Gemeinschaftsgefühl und das Streben nach Erfolg." Der Traum ist somit die Stellungnahme des Träumers zu der Lösung gegenwärtiger schwierig scheinender Situationen, Verwicklungen oder Entscheidungen. Diese Stellungnahme kann zweierlei Inhalt haben. Der Träumer kann sich zu der bevorstehenden Entscheidung im positiven oder negativen Sinn einstellen. Im ersten Fall wird sich der Traum als eine Ermutigung darstellen, in letzterem, wie meistens bei Neurotikern, als ein Abraten, als Warnung, ja nur recht vorsichtig zu sein. Manchmal ist die Deutung eines Traumes, sein Sinn so klar, daß man ihn ohne weiteres erkennt, wenn man die Auffassung *Adlers* zur Grundlage macht. Solche in die Augen springenden Bedeutungen von Träumen beweisen eindeutig die Richtigkeit der *Adler*'schen Auffassung. Manchmal aber muß man den Traum mit dem Charakterbild des Träumers in Beziehung bringen, um ihn zu verstehen. Ich möchte hier zwei Träume erzählen, die zur ersten Gruppe gehören.

Das eine ist ein Traum, den die Patientin vor ihrer Abreise nach Wien hatte. Es schien ihr, als wäre sie bei Bekannten auf dem Lande eingeladen, wo sie sich sehr wohl fühlt. Eines Tages sollte sie den Besuch eines anderen Bekannten, wie sie glaubt, eines Witwers (im Wachen kann sie ihn nicht identifizieren) erwidern. Sie machte sich auf den Weg, der anfangs durch blumige Wiesen führte. Bald aber änderte sich das Bild. Sie kam durch steinige, öde Felder, der Weg wurde schmäler und ungangbar, wenn ihr ein Wagen (entgegenkam) begegnete, kam sie in Gefahr, in den Graben zu stürzen, und als schließlich eine Herde Rinder den Weg ganz zu blockieren drohte, wachte sie mit Herzklopfen und Beklemmungen auf. Der Traum war so eindeutig in den Hauptzügen, daß die einigermaßen über sich orientierte Patientin sich darin erkannte als ein Mensch, der sich scheut, die Verbindung mit dem Mann zu vollziehen und sich auch im Traum zu bedenken gibt, daß auf dem beabsichtigten Weg vielerlei Schwierigkeiten auftauchen könnten, mit denen sie noch nicht gerechnet hat.

Den zweiten Traum, der nicht von unserer Patientin stammt, erzähle ich, weil er zeigt, daß auch die Träume von Gesunden die oben geschilderte Bedeutung haben. Herr X, der früher in sehr guten Verhältnissen lebte, legt auch heute Wert darauf, gut gekleidet zu sein. Eines Tages kommt sein Bruder aus Deutschland zu Besuch und zeigt einen kleinen Apparat, um den man die Krawatte ein für alle Male bindet, wodurch sie vielmehr geschont wird, als wenn man sie täglich frisch anlegt. Herr X empfindet diese Art als unelegant, während seine Frau vom ökonomischen Standpunkt aus sehr dafür plädiert. Er kann sich nicht entschließen. Da träumt er, daß er in einer Auslage eines eleganten Modegeschäftes auf der

Kärntnerstraße den gleichen Apparat sieht und ist — im Traum wenigstens — darüber beruhigt, daß er sich nichts damit vergibt, wenn er ihn auch verwendet. Auch hier ist die Stellungnahme des Träumers zu der Frage, die ihn tagszuvor, wenn auch nicht sehr intensiv, beschäftigt hat, offensichtlich kundgetan: er würde den Apparat benützen, wenn er wüßte, daß dies nicht unelegant sei.

Das Frauenproblem der Gegenwart [1]).

Von Dr. ALICE FRIEDMANN (Wien).

Jede individualpsychologische Betrachtung der Frauenfrage muß ausgehen von der Relativität des Geschlechtsproblems. Die bedeutenden Forschungen Johann Jacob *Bachofens* um die Mitte des 19. Jh., geben dieser Auffassung wichtige Grundlagen in der Geschichte der Frauenherrschaft.

Diese Arbeiten sind seither von modernen Forschern, besonders *Schulte-Vaerting*, gefördert worden. Eine neuere Arbeit von Ida *Lublinsky* beschreibt den Weg vom Mutterrecht zum Vaterrecht.

Die philosophische Darstellung dieser Frage finden wir bei Georg *Simmel* in den Abhandlungen: „Das Relative und das Absolute im Geschlechterproblem."

Die Psychologie der Frau hat als erster *Nietzsche* von dieser Seite gesehen, indem er das meiste in ihrem Wesen versteht von ihrem Bewußtsein her, daß sie die zweite Rolle spiele. Die Erläuterung der vollen menschlichen und psychologischen Bedeutung des Problems ist der individualpsychologischen Lehre eigen.

Der Betrachtung des Frauenproblems der Gegenwart will ich die Philosophie der Geschlechter von *Simmel* zugrundelegen, um die begrifflichen Fehler der gewöhnlich geübten Urteilsweise festzulegen. Georg *Simmel* führt aus, wie wir auf allen Gebieten den Wert eines einzelnen Elements aus seinem Verhältnis zu einem andern Element erfassen, und zwar zu einem solchen, das ihm in seinem Wesen verbunden ist. Diese Relativität bleibt aber nicht immer gleich erhalten, sondern abwechselnd wächst eines der beiden relativen Elemente zu einem absoluten auf, welches nun in unserem Denken die Beziehung der beiden dirigiert. Alle großen Gegensatzpaare — Individuum und Gemeinschaft z. B. oder Stoff und Form, ich und Welt — erfahren es, daß eines von beiden zu einem breiten und tiefen Sinn aufwächst, der es selbst und auch seinen Gegensatz in sich begreift.

Die Grundrelativität unseres Daseins ist Männlichkeit und Weiblichkeit. Die Normen, an denen wir Leistung und Wert des Männlichen und Weiblichen messen, sind nicht neutral, sondern sind selbst männlichen Wesen. In der Gestaltung vieler wichtiger Lebensbegriffe wird objektiv gleich männlich gesetzt. Es ist dies ein historisches Beispiel da-

---

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten im Verein für Individualpsychologie, Wien.

für, daß bei der Wertbestimmung polarer Begriffe der eine verabsolutiert wird und für den andern herrschend ist. Das männliche Geschlecht ist nicht einfach relativ überlegen. Die Machtstellung der Männer wird vielmehr als Norm gesetzt und von hier aus männlich und weiblich von einem neutralen Prinzip her beurteilt. Daher kommt es, daß die Frauen selbst Urteile, Institutionen, Bestrebungen für männlich halten, die die Männer naiv für sachlich halten. Jede Herrschaft verwandelt aber auch Macht in Recht. Auf diese Art verwandelt sich die männliche Autorität sozusagen in eine logische. Wahrheit und Richtigkeit der Ideen wird für beide Geschlechter gefordert. Doch die Selbständigkeit des weiblichen Prinzips kann nach diesen Kriterien gar nicht beurteilt werden. Dies hat für die Frauen verhängnisvolle Folgen der Herabsetzung. Merkt der Mann aber einmal, daß hier doch eine andere Basis des Denkens und Handelns vorliegen könnte, so gerät er sofort dazu, die Frau zu mystifizieren statt zu verstehen. Denn die Forderungen des Mannes sind nur solche, die ihm wünschenswert erscheinen, seine Macht erhalten, sie betreffen also das traditionell Weibliche. Die höhere Instanz, von der aus gefordert wird, ist wiederum männlich, daher Gerechtigkeit unmöglich.

Für die Forderungen des Mannes an die Frau ergeben sich zwei Maßstäbe. Der eine tritt als übergeschlechtlich objektiv auf, also scheinbar objektive Forderungen doch vom männlichen Standpunkt gebildet. Die andere Art der Forderung verlangt Ergänzung des männlichen Wesens durch die Frau und bezeichnet diese Eigenart als das typisch Weibliche. Diese beiden Forderungen, unvereinbar in ihrem Wesen, begründen die spöttisch kritische Attitude gegenüber der Frau. Sie enthalten tragische Möglichkeiten im Verhältnis von Mann und Frau.

Soweit folge ich *Simmel.* Gegen seine weiteren Feststellungen sind zum Teil seine eigenen Kriterien anzuwenden, da sie gleichfalls von einem rein männlichen Standpunkt gefaßt zu sein scheinen. Im übrigen betonen sie in bewußter Einseitigkeit die philosophische und biologische Seite des Problems.

Die historischen Grundlagen, welche die Eigenschaften der Frau unserer Zeit als gewordene erkennen lassen, nehmen wir aus dem Werk von Johann Jakob *Bachofen* über das Mutterrecht. Bachofen wurde im Jahre 1815 als ältester Sohn einer Basler Kaufmannsfamilie geboren. Er wird von seinem Biographen als Muttersohn bezeichnet, denn von größter Bedeutung war der Einfluß seiner nur um 18 Jahre älteren Mutter. Er lehnte es ab, in den Kaufmannsstand einzutreten und sich mit Kunst und Sammlungen nur aus Liebhaberei zu befassen wie seine Vorfahren. Er studierte Philologie, dann Jus und bezog einen Lehrstuhl für römisches Recht an der Universität Basel. Es war von Anfang an sein Bestreben, das Altertum zu erkennen, wie er selbst mitteilt. Sein Lehrer war Savigny, er gehörte dem Kreise Jacob Burckhardts an. Auf einer Romreise fand er in der Gräberwelt der Antike zerstreute Zeugnisse der verschollenen Seele der Mutterherrschaft. Dieses grandiose Erlebnis, getragen von einer beispiellos zu nennenden Kenntnis des Altertums, brachte er in seinen Arbeiten in den Jahren 1859—70 ans Licht. Er starb im Jahre

1887, von den zeitgenössischen Forschern totgeschwiegen, nach einem Leben, das der Forschung und seinen Sammlungen gewidmet war.

Nach den Forschungen *Bachofens* ist das Mutterrecht am klarsten beim lykischen Volke ausgebildet, welches seine Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter benennt und auch den Stand der Kinder nach ihr beurteilt. Erbberechtigt waren ausschließlich die Töchter. Bei den alten Ägyptern findet sich die Angabe, daß nur die Töchter Alimentationspflichten gegenüber den alten Eltern besaßen. Bei den Kantabrern hatten die Schwestern die Brüder auszuzahlen. Noch andere Volksstämme haben mutterrechtliche Sitten und so vertritt Bachofen die Anschauung, daß das Mutterrecht nicht einem Volke, sondern einer Kulturstufe angehört, welche vor der hellenischen Zeit lag und welche vom Vaterrecht verdrängt wurde. Dieser Umstand ist von jüngeren Forschern bezweifelt, welche annehmen, daß Vater- und Mutterrecht nebeneinander bestanden. Dem widerspricht die einzigartige Stellung der Frau im Mythos. Bachofen geht davon aus, daß der Mythos ein getreuer Ausdruck der Lebensgesetze jener Tage gewesen sei. Die geschichtliche Überlieferung teilt nirgends Anfänge mit, sondern weist immer auf altertümliche Zeiten zurück. Diese sind im Mythos dargestellt. Es ist ein Fehler der sogenannten kritischen Sichtung der modernen Geschichtsforschung gewesen, daß diese Verhältnisse so lange verborgen bleiben konnten, da sie nach den Gesichtspunkten ihrer eigenen patriarchalischen Verhältnisse zurecht machte. Wenn nun allein der Mythos bestünde, welcher eine Darstellung weiblicher Größe und Herrscherkraft bietet und ganz andere Prinzipien bevorzugt als die Dichtungen späterer Tage, so würde man sich berechtigt fühlen, diese Quellen abzulehnen. Das wäre ungerecht, denn wo Zweifel auftreten, müßten sie das Verständnis des Forschers, nicht die Quellen treffen. Nun ist aber der Mythos gestützt durch die Geschichtsforschung des griechischen Altertums, welche getreuer als die Modernen, ganz in Übereinstimmung mit dem Mythos, Tatsachen des Mutterrechts berichtet, obwohl sie sie selbst bereits nicht mehr deuten konnte. So berichtet staunend Herodot, das alte Ägypten erscheine ihm als die verkehrte Welt. Denn seine Sitten waren dem patriarchalischen Griechenland gerade entgegengesetzt.

Bachofen erklärt den Umstand, daß das schwächere Geschlecht herrschend gewesen sei, in Übereinstimmung mit anderen Forschern aus dem Besitz des Kindes her. Als hochwichtig hebt er die besondere Beziehung des weiblichen Geschlechts zur Religion hervor, aus der alle Sitte entspringe. Interessant ist zu diesem Punkt die Auffassung von *Vaerting*, welcher annimmt, daß Größe und Körperkraft damals entgegengesetzt zu den heutigen Verhältnissen verteilt waren. Ja, er geht sogar so weit, anzunehmen, daß die sekundären Geschlechtsmerkmale, Fettansatz z. B., von den heutigen verschieden waren und stützt sich dabei auf alte Bildnisse. Auch begründet er diese Tatsachen damit, daß die Frau den Arbeitsprozeß beherrschte, daß sie älter in die Ehe trat als der Mann usw. Eine jüngere Forscherin, Ida *Lublinsky*, führt die Herrschaft der Frau darauf zurück, daß die Rolle des Mannes bei der Zeugung unbekannt war und meint, daß der Umschwung von der Mutterherrschaft zur Vaterherrschaft mit

der Aufklärung dieser Tatsachen gegeben war. Gewiß haben dazu noch andere Veränderungen beigetragen, so die Verbesserung der Werkzeuge und dadurch der Jagd, welche in Händen des Mannes lag, in der Folge der Aufschwung der Viehzucht, die Ausbildung des Eigentums dadurch. Interessant sind die Sitten der Übergangszeit, die Knabenweihe, das Männerhaus, mit deren Hilfe man die Knaben der Mutter entzieht. Zu den Geheimnissen, die dem jungen Mann bei der Knabenweihe mitgeteilt werden, gehört die Kunde einer altvergangenen Herrschaft der Frau. Auch bei heutigen Stämmen lassen sich diese Verhältnisse verfolgen. Interessant ist die Darstellung *Bachofens*, der erklärt, daß die Überlieferung von Amazonenstaaten, rachsüchtiger und grausamer Herrschaft der Frau, bereits aus einer Zeit des Überganges und des Kampfes mit der Männerherrschaft stammt. Dort, wo die Frauen ungestört herrschten — und es werden allerorten, z. B. auch aus China, Frauenreiche überliefert — dort seien Eintracht, Milde und Gesittung ihre Prinzipien gewesen. Und diese Herrschaft erstreckte sich über Zeiträume von Jahrtausenden, viel länger als die für uns historisch so bezeugte Zeit des Patriarchats. Reste der Mutterherrschaft findet man in kultischen Gebräuchen.

Ich habe diese Verhältnisse etwas ausführlicher dargestellt, um die Frauenfrage unserer Zeit aufzubauen auf ein Bewußtsein weiblicher Größe und Machtentfaltung in einer wichtigen Epoche der menschlichen Entwicklung. Ich will noch feststellen, daß übereinstimmend die Entfaltung der geistigen Fähigkeiten im Zusammenhang mit der Sorge für das Kind zuerst und vor allem der Frau zugeschrieben werden. Die Nahrungspflanzen, die sie für sich und das Kind auffand, während die Männer sich von der Jagd nährten, sind noch heute im großen und ganzen die wichtigsten. Die Methode der Züchtung, der Entgiftung, der Konservierung der Nahrung, die Erfindung der Töpferscheibe, des Webfadens, der in der Natur nicht vorkommt, Techniken des Flechtens und Webens, des Hausbaues, ja die Erzeugung genähter Boote und die Erfindung des Segels sind nach alten Zeugnissen weibliche Leistungen und setzen geistige Entfaltung und technisches Interesse voraus. Die Beschränkung auf die Hausarbeit, die zuerst ihre Fähigkeit entfaltete, ist später, erzwungen, verhängnisvoll für die Frau geworden.

Diese Darstellung zeigt den Gegensatz Mann—Frau in historischer Beleuchtung. Gewiß zieht dieser Gegensatz durch die ganze Geschichte der Menschheit. Aber die wahre Geschichte der weiblichen Anteilnahme, des weiblichen Einflusses ist nicht leicht zu geben. Es ist kein Zufall, daß das Matriarchat so vergessen war, daß es wieder entdeckt werden mußte, weil die männerstaatliche Wissenschaft seine Spuren nicht verstehen konnte. Dagegen war es immer im Interesse des herrschenden Geschlechts, die Situation der Frau durch Minnedienst z. B. zu einer scheinbar befehlenden zu machen. Ein Ergebnis dieser Bemühungen, weder das Beste noch das Schlechteste ist in unseren Tagen die Koketterie, auch sex appeal genannt. Die Veränderungen, die durch solche Betonung der weiblichen Rolle erzielt werden, dienen nicht einer Befreiung der Frau, sondern einer Bewahrung des alten Bildes in neuer Beleuchtung. Nun hat es zu allen Zeiten Frauen gegeben, die gerade auf geistigem Gebiet einer

Vertiefung und Veredelung der Kultur zustrebten. Diese Frauen nahmen dazu stets die Kraft aus einer besonders begünstigten, finanziell und sozial geschützten Stellung. Ich erinnere an die alten, dem Matriarchat benachbarten, archaischen Kulturen der Dorer und Äolier in Griechenland und ihre genialen Frauen, Diotima, die den Sokrates belehrte, Theano, die dem Lykurg die Gesetze gab, Sappho, die erste europäische Dichterin. Ich erinnere an die geistvollen Nonnen des Mittelalters, an die provençalischen Frauen an den Päpsthöfen, von denen *Ortega y Gasset* den Anbeginn unserer Kultur herleitet.

Schließlich ist auch die Frauenbewegung des 19. Jh. von finanziell und sozial geschützten Schichten ausgegangen. Die Not hat nämlich die Frau stets noch kürzer gehalten als den Mann. Dadurch hat sie die Verfechter ihrer Selbständigkeit nur in den oberen Ständen erzielt. Dadurch sind aber wertvolle schöpferische Kräfte, aus deren Erfindergeist die männliche Kultur viele Quellen zog, nämlich die durch Not und soziale Mißstände bedrückten der Sache der Frauen verloren gegangen. Erst die großen Massenbewegungen des 19. Jh. haben zum Teil die Forderungen der Frau in sich aufgenommen. Denn im Zuge der Entwicklung hat die Frauenbewegung den Charakter einer wirtschaftlichen Bewegung erhalten müssen.

Bezeichnend ist für den Druck der Männerherrschaft, daß die Frauen, denen geistige Bewegungsfreiheit einen Anteil an der kulturellen Entwicklung ermöglichte, häufig außer oder neben dem Familienkreise standen, wie z. B. die Hetären im alten Griechenland. Neben den traditionellen Kreisen konnten Kritik und Fähigkeiten sich entfalten unter dem Stachel der persönlichen Not. So ist auch die Frauenbewegung unserer Tage durch die Einsicht in das Problem vor anderen Zeiten ausgerüstet.

In der psychologischen Darstellung dieser Problematik rücken wir nun zur Individualpsychologie vor. Die logische Fassung des Problems nach *Simmel*, die historischen Funde *Bachofens* und der Neueren entbehren noch der psychologischen Grundlegung: der Konstatierung des weiblichen Minderwertigkeitsgefühls. Ich bin mir bewußt, zu wiederholen, wenn ich einzelne Stationen des Erlebnisses der geringeren Einschätzung der Frau aufzähle: die Bevorzugung der Knabengeburten, die traditionelle Betonung der größeren Intelligenz und Überlegenheit der Knaben in gewissen pseudoerzieherischen Bemerkungen der Erwachsenen bereits beim Kinderspiel; die Organisation der Schulen in diesem Geiste; alle Einseitigkeiten des Milieus, die man den Mädchen unter dem Namen Mädchenerziehung bietet. Wenn man bedenkt, daß noch vor wenigen Jahrzehnten Diskussion darüber geführt wurde, ob die Mädchen überhaupt imstande seien, die Mittelschulgegenstände Mathematik und Latein zu bewältigen, so erkennt man den Grad dieser Einschätzung und den schmerzlichen Weg, der jedem weiblichen Individuum, ob es sich dessen nun bewußt sei oder nicht, aufgegeben ist, bis es nur vor der Möglichkeit einer Berufswahl steht, die schließlich dadurch gekennzeichnet ist, daß die Rolle der Frau im öffentlichen Leben allüberall — und sei es auch in Rußland und sei es auch in Amerika — eine deutlich eingeschränkte ist. Dazu kommen noch die ungeheuren Erschwerungen in der sexuellen Frage, die Ungunst der Vor-

bereitung auf diesem Gebiete, die offizielle Unfreiheit der weiblichen Wahl bei gleichzeitiger Nötigung zur Wahl und die ganze Last der Schwierigkeiten, die sich ergeben, selbst wenn es der Frau gelungen ist, die finanzielle Unfreiheit zu überwinden.

Der Individualpsychologie verdanken wir die Formulierung des männlichen Protests. Unter diesem Begriffe vereinigt sie die Bewegungen und Attituden, welche einer Unzufriedenheit mit der Geschlechtsrolle entspringen. Also gehören auch die neurotischen und Fluchtsymptome diesem Begriffe an. Es ist keine Frage, daß auch diese Negativismen an dem Frauenproblem der Gegenwart gewirkt haben, es wird noch davon zu sprechen sein.

Nun hat das Frauenproblem der Gegenwart selbstverständlich in den verschiedenen Ländern eine ganz verschiedene Ausgestaltung, ein ganz verschiedenes Niveau erhalten. Wenn man sich z. B. wenige Stunden von Wien Donau-auf- oder -abwärts bewegt, findet man schon ganz andere Verhältnisse vor. Man findet z. B. eine viel ungünstigere Einschätzung der unverheirateten Frau und gerade diese ist ein untrüglicher Gradmesser der Frauenfrage, denn in ihr erreicht die Problematik ihren speziellen Fall. Sie hat keine andere Wahl als ein Pionier zu sein. Dieses Gefühl des Pionierseins ist in Zeiten des Patriachats der wahre und einzige Schüssel zur Begabung der Frau. Diejenigen, welche es nicht von Kindheit an haben oder erwerben, können im Reiche der Männerherrschaft nicht talentiert sein. Zur Illustration empfehle ich das Buch von Elga *Kern*: „Führende Frauen Europas in Selbstdarstellungen". Wesentlich erscheint mir, daß die Lage der Frau, gefördert durch die Frauenbewegung und die großen Massenbewegungen, einen Grad der Sklaverei überwunden hat, wo es ihr unmöglich wäre, Anschluß an Ideen zu finden, Literatur und förderliche Bekanntschaften zu erwerben. Dies nehme ich als das Mindestmaß der Entwicklung in Europa und Amerika, den untersten Grad der Verheißung an. Ich bin der Meinung, daß es diese Erweckung der Frau ist, welche nicht mehr gestört und nicht mehr zurückgenommen werden kann. Im übrigen verweise ich auf die Literatur zur Frauenfrage auch auf den Bericht des Bundes österreichischer Frauenvereine „Frauenbewegung, -Bildung, -Arbeit in Österreich", mit einem Vorwort von Marianne Hainisch, und gebe zur Charakteristik noch einige Angaben. Ebenso wie in Kriegszeiten die Frau ohne weiteres, ohne Frage nach ihrer Befähigung, zu allen Leistungen herangezogen wurde, so verdrängt sie die Männerherrschaft in Krisenzeiten aus den eroberten Stellungen und trachtet, die junge weibliche Generation mit einem Geiste zu erfüllen, welcher die Errungenschaften der Vergangenheit nicht mehr versteht und auf die eigene Zukunft nicht mehr bedacht ist.

Trotzdem teilt eine Statistik mit, daß ein Drittel aller Berufstätigen in Österreich Frauen sind; dies erstreckt sich über alle Berufe. Wenn man daranginge, die Zahl der Arbeitenden, nicht speziell der Berufstätigen, festzustellen, so würde dieses Verhältnis sich noch weitaus zugunsten der Frau verschieben, denn es müßte die arbeitende Hausfrau dazugezählt werden und jene Frauen, welche durch Gelegenheitsarbeit ihre Familien unterstützen. Dazu kommt die Überlegung, daß ein großer Anteil an dem

Drittel der Berufstätigen, das die Frau stellt, doppelt arbeitet, im Haus und im Beruf. Die Versuche derer, die die heutige Krise auf diesen Anteil der Frau und die Frau in die Familie zurückführen wollen, sind theoretisch auf schwachen Füßen und praktisch undurchführbar. Es gibt nicht eine weitere Anzahl von Familien, welche diese Frauen erhalten könnten. Dagegen gibt es eine große Anzahl von Frauen, welche ihre Männer erhalten. Diese Verhältnisse waren früher auf gewisse Stände beschränkt, welche sich durch Heirat zu rangieren pflegten. Heute sind sie in Arbeiter- und Intellektuellenkreisen sehr verbreitet. Auch besteht ja dieses Drittel, obwohl man verheiratete Lehrerinnen abbaut und die Frauen aus den Berufen drängt. Bestehen bleibt die Tatsache, daß die Arbeit der Frau ein notwendiger Kulturfaktor geworden ist.

Auf dem Gebiete der Schulung sehen wir noch das Vordringen der ermutigten Frau. Die Mittelschulstatistik des Vorjahres gibt an, daß 15% Vorzugsschülern in Österreich 23% Vorzugsschülerinnen gegenüberstehen. Dies ist nicht nur eine Frage des Fleißes, der Begabung, denn die Prozentzahl der Repetenten ist bei Knaben und Mädchen ungefähr gleich. Besondere Leistungen hatten die Mädchen auf dem Gebiete der Mathematik und der Realfächer aufzuweisen. Vor nicht allzu langer Zeit warf man den Mädchen die Unfähigkeit gerade auf diesen Gebieten vor. Und tatsächlich hat die Gymnasiastin früher in den Sprachen und humanistischen Fächern brilliert. Die Anzeichen dieser Umkehr waren seit langem in der Statistik der deutschen Pädagogik zu finden, wo in den wissenschaftlichen Zeitschriften herabsetzende, aber besorgte Erklärungen für den Vorstoß der braven Gymnasiastin in der Mathematik gegeben wurden. Daß diese Überwindung eines Vorurteils zugleich eine Anpassung an unsere Zeit war, wurde nicht erkannt. Eine französische Statistik bringt die Auffassung, daß die Unterrichtsweise unserer Zeit den weiblichen Bedürfnissen mehr angepaßt sei, als den männlichen. Eine statistische Feststellung der männlichen Überlegenheit scheint dadurch nicht erbracht.

Es ist nur selbstverständlich, daß auch auf dem Gebiete der Liebe Anpassungserscheinungen vorhanden sind. Hier wird der ungeklärte, suchende Charakter, der durch die Not der Zeit gegeben ist, vielleicht am deutlichsten. Ein Begriff, der die Literatur des 19. Jh. erfüllt hat, die unverstandene Frau, ist aufgegeben. Die häufigste Forderung in ihrem Mund, die wahre Liebe, ist auf den Mann übergegangen.

Alle diese Feststellungen enthalten deutlich inbegriffen die Problematik der männlichen Rolle. Unsere Kultur ist es nicht gewöhnt, den Mann und Helden als Problem zu sehen. Dies verträgt sich nicht mit ihrer Dialektik, die darin besteht, das Männliche zu verabsolutieren und als Norm zu erklären. Es ist die Frau, die als Abart von der Norm dargestellt wird. Daher gibt es eine Frauenpsychologie, eine Frauenfrage; dem gegenüber steht nicht die Männerpsychologie, sondern der Mensch als Norm gesehen und die Fragen der Menschheit. Dies ist nur ein logisches Ergebnis des Patriachats.

Die Erklärungen der Individualpsychologie, daß das Geschlechterproblem als ein großes Rollenspiel im Rahmen der männlichen Kultur aus-

gestaltet sei. ein Spiel von Ehrgeiz und Gemeinschaftsgefühl, macht auch die Leiden der ersten Rolle. der männlichen, verständlich. Unter dem Tradition gewordenen Beruf der Männlichkeit muß das führende, das heldenhafte, das begabte, das verantwortliche, das starke Geschlecht gemimt werden. Die Einsicht in diese Problematik zu verhüllen, liegt im Interesse der Herrschaft.

Die Heldenrolle bedrückt und entmutigt nach den Erkenntnissen der Individualpsychologie das männliche Geschlecht, hindert es an der redlichen Erfüllung seiner Aufgaben. Die Heldenrolle belastet auch die Gemeinschaft, sie gibt der Kultur eine ganz bestimmte Richtung. Die kompensatorischen Bestrebungen treiben die Leistungen in der Richtung des männlichen Prestige besonders in die Höhe. Dieser Ballast, der Entwicklung auferlegt, hat die Krisen in der Geschichte der Menschheit mitverschuldet. Das ungeklärte Problem Mann—Frau, die ungerechtfertigte Herrschaft nicht der Männer, sondern des männlichen Prestige hat einen bedeutenden Anteil daran. Das Problem ist aber kein einfaches. Denn man darf nicht vergessen, daß unter dem Deckmantel des männlichen Prestige die Frau stärker geworden ist.

Hier beginnt eine neue Seite der Verantwortlichkeit der Frau. Sie selbst hat sich in den Stand der scheinbaren Unverantwortlichkeit begeben und das Leben ihrer schöpferischen Kräfte beraubt. Sie ist mitschuldig geworden an dem falschen Bilde der Weiblichkeit.

Um dies zu erklären, berühre ich beiläufig die Bedeutung des Idealbildes in der Individualpsychologie. Ein Bild der Männlichkeit und Weiblichkeit besitzt jeder Mensch von der Kindheit her. Es ist bestimmend für die Gestaltung seiner Ziele, für den Aufbau seiner Persönlichkeit, sein späteres Verhalten zu dem andern Geschlecht, seine Bewährung in der eigenen Rolle. Dieses Bild, frühzeitig geformt nach den kindlichen Eindrücken, hängt wesentlich von dem Bilde ab, das die Eltern dem Kinde gewähren. Diese individuellen Träger haben nicht nur ihre persönlichen Eigenschaften, sondern sind Teil der Handlungen und des Geistes der Männer und Frauen ihrer Zeit, der durch sie an das Kind herangebracht wird. Unter dem Einfluß dieses Bildes gestaltet sich die kindliche Persönlichkeit, das Bild der Welt, die Auffassung der Geschlechtsrolle. Dieser Eindruck ist ein ununterbrochener, der sich in den kleinsten Begegnungen mit dem Leben ausdrückt. Die Vorstellungen von Mann und Frau in der heutigen Zeit sind durchaus angepaßt den Handlungen und dem Geiste der Männerherrschaft. Wir können schließen, daß die Zeiten des Mutterrechts durch ein ganz anderes typisches Bild von Mann und Frau geformt waren. Das Bild der Weiblichkeit ist vor allem durch etwas Ruhendes ausgezeichnet, das der sozialen Lage, der Abhängigkeit der Frau angepaßt ist. Das Charakteristikum der Männlichkeit ist entsprechend seinen Aufgaben im Patriarchat in der Erweiterungsfähigkeit des Kreises der Persönlichkeit gelegen. Den kompensatorischen Kräften der Frau ist eine Grenze gezogen in dem männlichen Urteil, die sie akzeptiert hat. An dem Bilde der Weiblichkeit und der Männlichkeit haben Mann und Frau mitgearbeitet, sie sind beide daran interessiert, so wie z. B. Herr und

Diener — ich sage absichtlich nicht Sklave — an der Aufrechterhaltung ihres Zustandes interessiert sein können.

Zu allen Zeiten hat es geistreiche Frauen gegeben, die dieses Bild der Weiblichkeit elastischer zu gestalten suchten. Aber im allgemeinen haben die Frauen die Einschränkung der weiblichen Rolle bejaht. Daher wissen wir nicht, was die Frau war, ist und sein wird, wir wissen es von ihr weniger als vom Manne. Und doch gibt es die neue Frau früher als es den neuen Menschen gibt. Denn diesen wird es erst geben, wenn der Mann sich erneuert hat.

Es ist nach alledem klar, daß eine Krise des männlichen Prestige, wie wir sie erleben, das ruhende Bild der Weiblichkeit stören mußte.

Die Lage der Frau in der Zeit der Krise ist eine besondere. Wir sehen, daß alle Ressorts der Frau bedroht sind. Andererseits ist sie vielfach geeigneter, gewisse Lücken im sozialen Organismus auszufüllen als der Mann, da sie das Berufsprestige nicht in dem Maße besitzt. Auch sind in Zeiten der Arbeitslosigkeit die Betätigungen, die als typisch weiblich gelten, eine Verstärkung ihrer Position, weil es zwar untergeordnete, aber solche Leistungen sind, auf die man nicht verzichten kann. Dazu kommt, daß die menschlichen Aufgaben in kritischen Zeiten andere sind als in befriedigten. Zur Erreichung der größtmöglichen Leistung wird immer Elastizität erfordert. In kritischer Zeit wird höchste Anpassung gefordert, um einen minimalen Erfolg zu erzielen. Dem ist die Einstellung des Berufsspezialisten, der geordnete Arbeitsverhältnisse braucht, fremd. Eher entspricht die Einstellung der Frau.

Es ist die Aufgabe der Frau, in jede Bresche der Kultur zu springen, aber mit dem Plan, unsere Einsicht in die Problematik der Geschlechter dabei zu verwerten im Sinne eines Abbaues des männlichen Prestige auf beiden Gebieten Arbeit und Liebe. Zwar wird die Frauenfrage im allgemeinen Fortschritt entschieden werden, nicht auf besonderem Feld. Doch muß man sie im Bewußtsein tragen, mitarbeiten und im besonderen daran arbeiten. Man muß das Bewußtsein wach erhalten durch Reden, Schreiben und Erziehung der jungen Generation. Die jungen Mädchen wissen heute höchstens, daß man es als Frau noch schwerer hat.

Das Bild der Frau muß von der Leistung her verändert werden. Zu schwierig wäre es, von der Liebe her ein Programm aufzubauen. Überflüssig ist es, von dem äußeren Bilde der Weiblichkeit her zu ändern. Denn hier besteht eine Verknüpfung mit positiven Werten, Kunst und Sitte. Die stärkst angegriffene Periode der Erweckung der Frau war die einer exzentrischen weiblichen Kameradschaft. Sie war auch angreifbar, hatte aber doch einen gwissen Erfolg. Das Bild des Menschen ist auch durch diese Hilfe elastischer geworden. Eine ähnliche Form der weiblichen Kameradschaft wird auch wiederkommen von der Mitarbeit her, aber man soll sie nicht suchen.

Manche meinen, daß eine schöpferische Mitarbeit der Frau auf ureigensten Gebieten, wo ihr Wirken über das des Mannes hinausgeht, für die Frau und die Gemeinschaft wertvoll sei. Andere meinen, daß die Frau in die männliche Kultur hineinwachsen müsse, um sie zu überwinden. Beidem stellen sich heute ungeheure Hindernisse entgegen, die durch die

wirtschaftliche Not und den Konkurrenzkampf der Geschlechter bedingt sind. Trotzdem müssen wahrscheinlich alle Wege gegangen werden, die sich bieten. Dies ist sowohl die Forderung der Wirklichkeit als auch der nicht mehr einschläferbaren Problembewußtheit der Frau.

Sicherlich ist die Beschäftigung mit dem Menschen das meist trainierte Gebiet der Frau. Es ist schließlich auch das Gebiet, dem alle jene Eigenschaften entsprechen, die man der Frau zuschreibt, welchen Ursprungs sie auch sein mögen. Diese Eigenheiten: Lebensnähe, Naturnähe, Anpassungsfähigkeit, Leidgewohnheit, ob sie nun antrainiert oder biologisch noch viel älter angezüchtet oder noch tiefer mit dem Wesen verknüpft sind, ein großer Wirkungskreis sollte ihnen beschieden sein. Auch die berüchtigten weiblichen Eigenschaften Tratsch, Neugier, Gefallsucht entstammen der gehemmten Gemeinschaftsbetätigung. Man erkennt es schon daraus, wie sie ihre positiven Seiten haben. So bildet der Tratsch eine Art Sieb, durch das hindurch muß, was sich bewähren soll.

Wie immer man die Eigenheiten der weiblichen Natur erklärt — sie treffen zusammen mit einer Not der Kultur. Die Beschäftigung mit dem Menschen muß in einen Plan der Kultur sehr wesentlich einbezogen werden. Da der Liberalismus überwunden scheint, Züge des Planes überall entstehen, so müßte auch der Anteil der Frau geplant werden. Es hängt davon ab, ob sie diese Einsicht erwecken kann. Gemeint ist nicht etwa, daß sie sich technischen und sachlichen Problemen fernhalten solle. Das Gebiet der seelischen und körperlichen Fürsorge hat keine Grenzen.

Die Vermenschlichung der Kultur wäre das Wettrüsten der Frau. Die Gefahren der Technisierung werden vielleicht erst dann an ihrem Ende sein, wenn durch außerirdische Gewinnungen, Besiedlung von neuen Planeten der Wert der Menschenzahl wieder Sinn bekäme. Es scheint wichtig, daß Menschengruppen, in denen die Frau ein starkes Kontingent stellen könnte, an der Vermenschlichung der Kultur programmatisch arbeiten, ehe die Erde in den Weltenraum übersiedelt.

Wenn nicht die einzige Hoffnung der Welt darin bestehen soll, daß sie durch die Furcht vor ihren eigenen zerstörenden Techniken im Zaum gehalten wird, so ist eine Technik der Vermenschlichung, die auch unter den denkbar ungünstigsten Umständen arbeitet, vor allem geboten. Unter Vermenschlichung ist nicht Verweichlichung gemeint.

Früher war die Frau wirklich vom Kampfe ausgeschaltet. Infolge der Ausbildung der Technik hat sie vor dem Mann diesen Vorteil nicht mehr voraus. Mann und Frau stehen in der gleichen Gefahrzone. Auch der Wert der Körperstärke ist infolge der technischen Hilfsmittel verändert. Ebenso kann man sich nicht verhehlen, daß die traditionelle Schutzfunktion des männlichen Geschlechts nur mehr eine Erinnerung ist. Vor den wirklichen Gefahren dieses Lebens sind Männer, Frauen und Kinder gleich. Das Jahrhundert des Kindes führt diesen Namen nicht mehr. Und doch ist Erziehung das Gegenwartsproblem.

Durch die Art ihrer inneren Arbeit steht die Frau dem Problem der Vermenschlichung der Kultur näher. Auch die Bevorzugung der Hysterie im weiblichen Geschlecht zeigt, wenn auch in falscher Richtung, eine Hinwendung auf das Menschliche.

Sie soll sich nicht selbst zum zweitenmal verblenden. In ihrer ersten Verblendung hat die Frau an dem Bilde der eingeschränkten weiblichen Rolle mitgeformt. Die zweite Verblendung droht jetzt, wo der Mann an Stelle der Verantwortung nur mehr sein Prestige zu setzen vermag. Er behält es mit Hilfe der Frau, obwohl sie überall mitträgt und an manchen Stellen ausschließlich verantwortlich ist.

Das Frauenproblem der Gegenwart ist die Umgestaltung des Bildes der Weiblichkeit und der Männlichkeit, um den neuen Menschen zu ermöglichen.

Die Stellung der Frau zur Gesellschaft[1]).

Von Dr. med. FRANZ PLEWA (Wien).

Eine Untersuchung der Frage über die Stellung einer Menschengruppe zur Gesellschaft erscheint zunächst als eine, die sich nur vom soziologischen Gesichtspunkt, von der Gesellschaftsentwicklung aus behandeln läßt. Der Psychologe muß sich eigentlich darauf beschränken, nachzusehen, inwieweit Ausdrucksformen der seelischen Dynamik auf diese Stellung zurückzuführen sind, ob sie als Erlebnis gravierend am Aufbau der Gesamtlinie mitwirkte, ob sie überhaupt nicht empfunden wurde und inwieweit der seelische Ausdruck als reaktiv zu bestimmen ist, als Antwort auf die Vorteile oder Nachteile, die mit dieser Stellung zusammenhängen. Forderungen, die sich aus einer solchen Untersuchung ergeben, können nun solche sein, die sich auf die einzelne Person innerhalb dieser Menschengruppen beziehen, oder aber die Richtschnur abgeben, wie die Gesellschaft sich zu entwickeln hätte, um der Gesamtheit dieser Menschengruppe gerecht zu werden. Die letzten Forderungen fallen natürlich notwendigerweise in den Bereich der Gesellschaftswissenschaft. Den Individualpsychologen interessieren zunächst hauptsächlich die Möglichkeiten der Einstellung der Einzelperson. Natürlich begeben wir uns dabei schon in ein Grenzgebiet, wo beide Wissenschaften kaum mehr scharf zu trennen sind, und der Psychologe wird gezwungen sein, soziologische Entwicklungsmomente ins Auge zu fassen, der Soziologe wird auf die Psychologie des Einzelmenschen einzugehen haben. Es wäre natürlich von mir ein kühnes Unterfangen, wollte ich auch nur den Versuch machen, wirklich alle Momente festzuhalten, die mit der Fragestellung des Themas gegeben sind; und ich muß schon um Nachsicht ersuchen, wenn viele Fragen, vielleicht sogar sehr wichtige, überhaupt nicht berührt werden, oder diejenigen, die zur Sprache kommen, manchem auf einer unrichtigen Basis aufgestellt oder vielleicht nicht den Kern der Sache zu treffen scheinen. Daher möchte ich noch vorausschicken: Wir sagen oft vieles, das seinen Beweis und seine Berechtigung nur darin hat, daß es den Zuhörer veranlaßt, darüber nachzudenken und sich näher mit der Materie zu beschäftigen.

Bevor ich mit meinen Ausführungen weitergehe, ist es notwendig, eine

[1]) Vortrag, gehalten im Verein für Individualpsychologie, Wien.

Vorstellung der Gesellschaft zu geben, wie sie sich für diese Auseinandersetzung als brauchbar erweisen könnte. Es gibt ja verschiedene Meinungen darüber: so etwa, die Gesellschaft sei eine Vereinigung von Menschen zum Zwecke der gegenseitigen Unterhaltung; oder eine Vereinigung, die die Interessen einer bestimmten Berufsgruppe vertritt, etwa die Gesellschaft der Ärzte; oder eine Vereinigung von Menschen, die sich zur Durchführung einer ganz bestimmten Arbeit zusammentun, die sich eben nur durch den Zusammenschluß leisten läßt; oder eine Vereinigung, die den Zweck verfolgt, die Arbeit innerhalb einer Weltanschauung und deren Tatsetzung zu ermöglichen u. dgl. mehr. Das Gemeinsame daran ist, daß die Vereinigung immer auf einen bestimmten Zweck hin gerichtet ist, daß sie die Basis für die Gestaltung des Zweckes bildet. Vielleicht darf ich ganz allgemein für meine Auseinandersetzung die Gesellschaft so darstellen: Die Gesellschaft ist die Zusammenfassung aller Ergebnisse an positiven und negativen Werten und Werken, wie sie bis jetzt durch die Entwicklung gegeben sind, und bildet als solche das Fundament, worauf für die Weiterentwicklung gebaut werden kann und soll. Sie ist etwas Gewordenes, etwas Gegebenes; und sie erscheint so lange als fix, als der Mensch zunächst zu den erreichten Zielen nach einer Stellungnahme sucht, seinen Platz darin zu erkennen trachtet. Die Erkenntnis der Weiterentwicklung und der Notwendigkeit, an der Weiterentwicklung wesentlich mittätig zu sein, ja daß vielleicht der Sinn des Einzelnen gerade darin zu bestehen scheint, ist schon eine höhere Form der geistigen Einstellung. Der Mensch springt nicht wie aus dem Nichts in das Leben hinein, sondern er ist von vornherein in eine Fülle von Zusammenhängen hineinverflochten, die er weiter zu knüpfen hat. Er ist der Mittler zwischen einer Vergangenheit, die er zu verwalten hat und zu der er Stellung nehmen muß, und einer Zukunft, die er zu bereiten hat. Er ist Produkt und Schöpfer zugleich, wobei das Schöpfertum insoferne im Vordergrund steht, als das Material des Lebens auf die Zukunft hin gesichtet und geformt wird. Die Gesellschaft ist die Zusammenfassung des Materials, woraus er für sich Brauchbares schöpfen kann und zugleich die Basis, um weiterzubauen. Sie ist, um es anders auszudrücken, der Tummelplatz, worin der Mensch seine Möglichkeiten auf Grund des vorhandenen Materials entwickeln und in Handlungen umsetzen kann. In welchem Maße und in welcher Form er das tut, hängt von seiner Entscheidung ab, die wieder weitestgehend von seiner Einstellung, von seinem persönlichen Weltbild abhängig ist. Doch sei gleich bemerkt, daß gewisse Umstände eine Verwirklichung von Möglichkeiten hintanzuhalten imstande sein können. Auch dazu muß der Mensch Stellung nehmen und sie mit seiner ganzen Verantwortung tragen.

Das Wesentliche im Menschen kann sich nur in der Beziehung zur Gesellschaft erfüllen und dort Gestalt gewinnen. Die gestaltete Beziehung läßt sich nach meinem Dafürhalten vielleicht in drei Gruppen einteilen, wenngleich natürlich in der Realität keine so scharfe Scheidung zu finden ist, wie es hier aufscheinen mag, da sie vielfach ineinander übergehen und miteinander verwoben sind.

Da ist zunächst eine Beziehung zu erwähnen, wo der Mensch in einer Art Primitivität seine Funktionen stumpf und dumpf erfüllt, ohne Wis-

sen und Interesse für die größeren Fragen des Lebens, wo er gezwungen oder freiwillig sich gleichgültig ferne von den Werten der Gesellschaftsentwicklung hält, ohne daß wir von einem asozialen oder antagonistischen Verhalten zu sprechen berechtigt wären. Selbstverständlich meine ich hier nicht die Idiotie. Es besteht eben nicht die Reife und der Anlaß, über den Rahmen der alltäglichen Pflichterfüllung hinaus in Bestrebungen der gesellschaftlichen Entwicklung zu greifen. Im einzelnen Fall kann man natürlich bestimmte Formen der Entmutigung auffinden. Diese Art der Beziehung läßt sich etwa als *funktionale* oder *vegetative* Beziehung bezeichnen. Hier besteht keine Verbindung zur Gesellschaft um der Verwirklichung einer Idee willen, sondern nur zur Ermöglichung der primitivsten Lebenserhaltung. Solche Menschen sind auf die Schichte reiner Vitalität herabgedrückt, sind bestenfalls Gehilfen, aber nicht „Partner".

Eine andere Beziehung läßt sich so zusammenfassen: Die Gesellschaft wird benötigt, damit die unrichtige Kompensation der persönlich erlebten Minusvarianten im Aufbau der Persönlichkeit zur Geltung kommt, damit das Erlebnis der nicht überwundenen Unzulänglichkeit eine Art Absättigung erlangt. Diese Menschen vermögen nicht sozial mit der Situation zu leben; sie erwarten eine Erleichterung ihres flackernden Selbstvertrauens durch die Stütze auf die Gesellschaft; sie betrachten die Gegebenheit als die Kulisse im Theater des Lebens, wo sie sich zur Schau stellen können, wo sich in ungebührlicher Weise die persönliche Geltungsproblematik ins Abnorme, Ungesunde steigert. Sie haben keine Situation, denn das hieße: Erkenntnis und Verstehen dafür zu haben und mitzugehen mit deren Forderungen; im besten Fall ist die Gesellschaft für sie eine Konstellation, worin der betreffende Mensch sich nicht frei bewegt, sondern vielmehr ganz individuelle Überlegenheitsbestrebungen durchzusetzen trachtet. Er ist angewiesen auf die Gesellschaft, nicht weil er in freiem Entschluß zu ihr kommt; er mißbraucht sie durch den Zwang des starr gewordenen Lebensstils, der die Herabsetzung des anderen zum Objekt für die Erhöhung seiner defizienten Persönlichkeit benötigt. Er ist asozial und vielfach antagonistisch, egozentrisch. Hier finden wir die Menschen, die sich ständig im „Wartesaal der Neurose" bewegen, Menschen auf dem Wege zu den verschiedenen Fehlschlägen. Bei der Frau beobachten wir hier eine unendliche Zahl von Haltungen, die die Individualpsychologie als „männlichen Protest" gekennzeichnet hat, vom Luxusweibchen bis zu den unnützen Unmöglichkeiten des „Mehr-sein-Wollens" als der Mann. Der Schein überdeckt den Mangel des Seins. Vielleicht darf daher die Bezeichnung: *konstellative* Beziehung für diese Art der Gesellschaftsverbindung gelten. Ich möchte sie aber nur gestreift haben, denn sie ist das eigentliche Feld des Psychotherapeuten und an dieser Stelle in der Unzahl ihrer Erscheinungen Gegenstand vielfacher Erörterungen.

Die dritte Form der Beziehung endlich möchte ich die *Leistungsgemeinschaft* nennen. Da ist die Verbindung eine mit der Dynamik der Entwicklung, die zu echtem Schaffen, zum Mitbeteiligtsein, zur Formung über den persönlichen Kreis drängt. Ich muß hier etwas weiter ausholen, weil die Frau diese Beziehung aus ihrer Stellung innerhalb der heutigen Gesellschaft als echte Konfliktsituation erleben kann. Es handelt sich um nicht

weniger als um die Anerkennung der Aufgabe, alle Möglichkeiten und Fragen des Menschseins der Verwirklichung näherzubringen.

Es liegt im Wesen des echten Menschen, Werke und Werte zu schaffen, die über den Bereich der nackten Notdurft des Lebens und dessen Erhaltung hinausgreifen. Er sucht den Sinn des Lebens und damit den Sinn seiner eigenen Existenz zu erfassen. Er langt über sich hinaus, er will „Mehr-als-Leben" (*G. Simmel*) sein. Dies ist ein Grundcharakter des wahren menschlichen Lebens. Mit seinen Werken, als mit den Produkten seiner Leistung, deren er sich von seiner Person zur Gestaltung des Lebens entäußert, schafft der Mensch die Welt der Natur, die er vorfand, um zu einer Welt des Menschen, zur Welt der Kultur. Ein elementares, tief im Wesen des Menschen verankertes Bedürfnis drängt auf ein Verstehen der Welt und aus dem Verstehen, Wirkung auf die Entwicklung und deren Gestaltung ausüben zu können. Betrachten wir aber heute die Welt und wem es offensteht, tatsächlich seine Möglichkeiten in diesem Sinne zu betätigen, so ergibt sich, daß die Hegemonie, die Vorherrschaft des Mannes, ihm allein den Weg freigegeben hat. Die Frau erscheint davon ausgeschaltet. Und daher meine ich, daß aus diesem Tatbestand eine echte Problematik, ein echter Konflikt für eine Frau resultiert, die die Gesellschaftsbeziehung als Leistungsgemeinschaft erkannt hat und damit auch werktätig im weitesten Ausmaß ihrer Fähigkeiten zu wirken gewillt ist. Die Möglichkeiten sind für sie eingeengt, können nach den heutigen Vorstellungen nicht den breiten Horizont gewinnen, der eine freie Entfaltung gewährleistet. Es mag die Betonung des Mißbrauchs, der mit der Vorrechtung des Mannes in der Entwicklung des Mädchens getrieben wird, fast schon zum Widerspruch reizen, aber wir kommen nicht über die immer sich wieder bestätigende Tatsache hinweg, daß das an sich vorhandene Minderwertigkeitsgefühl nur zu leicht auf die Geschlechtszugehörigkeit gestützt wird. Es hieße in diesem Kreise Eulen nach Athen tragen, wenn ich alle Umstände aufzählte, die beinahe vom ersten Tage ihres Weltdaseins die Frau als Schwierigkeiten, eben weil sie eine Frau ist, vorgesetzt bekommt. Betont sei, daß die Gesellschaftssituation für die Frau eine solche ist, wie sie die Verwurzelung einer tiefen Entmutigung verständlich macht. Doch will ich die Stellung der Frau von einer anderen Seite betrachten und sie zunächst an einem etwas theoretisch geformten Beispiel zeigen.

Nehmen wir eine Frau, die infolge ihrer sozialen Schichte völlig mit der Arbeit des Haushaltes erfüllt ist, des Kochens, des Wäschewaschens, Feuermachens, der Reinigung des Zimmers, der Betreuung der Kinder, die sie schlecht und recht durchführt, ohne viel auf deren Entwicklung Einfluß nehmen zu können, weil sie dazu nicht die Kenntnisse besitzt und daher die Erziehung der Schule oder eher noch der Straße überläßt, außerdem von der Not der Alltäglichkeit zu stark in Anspruch genommen ist. Ihre Beziehung zur Gesellschaft ist diejenige, die ich vorhin als die funktionale oder vegetative zu kennzeichnen versuchte. Die Frau weiß von den Erfordernissen gerade nur soviel, als sie mit ihren unmittelbaren Bedürfnissen zusammenhängen. Ansonsten ist ihr Lebenskreis der Hauptsache nach auf die vier Wände beschränkt. Am Abend kommt der Mann von

seiner Arbeit nach Hause, ist müde, vielleicht auch brummig, verlangt von ihr eine seiner Person angepaßte Atmosphäre, liest die Zeitung, packt eventuell seinen Hut und geht weg. Nicht immer in das Wirtshaus. Der Mann macht nämlich eine andere Schulung mit als die Frau. Die Lebensbildung ist für ihn nicht mit der gesetzlich geforderten Zahl der Lernjahre abgeschlossen, sondern sein Beruf, seine Arbeit bringen ihn mit den praktischen Angelegenheiten der Gesellschaftsfragen in unmittelbare Berührung. Er ist gezwungen, weiterzulernen, um sich behaupten zu können, ja noch mehr: es erwächst bei ihm das Bedürfnis, mit seinen Möglichkeiten ein gewichtiges Wort mitzureden und seine Fähigkeiten im Leben auszuwerten, weil heute die ideologische Fundierung der Gesellschaft von den Männern geschaffen wird, oder es zumindest so scheint. Er braucht aber Partner dafür. Den Partner sieht er vorerst nicht in seiner Frau. Die Frau aber spürt und erkennt die Auswirkung. Ich möchte als wichtigen Punkt festhalten, daß die Fau auf dem Umweg durch den Mann die Ahnung von den Bestrebungen der Gesellschaftsentwicklung bekommt. Nun kann zweierlei eintreten. Die Frau erhält den Anstoß, sich wirklich zum Partner des Mannes weiterzubilden, oder sie lehnt es ab, sei es aus Entmutigung, Ressentiment, oder weil sie dazu einfach ihrer vorhergehenden Entwicklung nach nicht fähig ist, oder noch eher, weil der Mann, eingefangen in der Vorstellung, das sei eine „Männerangelegenheit", sie davon abhält. Das letzte muß natürlich nicht mit sich bringen, daß die Frau tatsächlich sich abhalten läßt, nur geht sie dann einen eigenen Weg. Hier hätte man, wenn man will, eine Art Frauenbewegung im Kleinen. Nochmals sei betont: Die Gesellschaft tritt nach der heutigen Ordnung über den Mann an die Frau heran. In vielen Fällen bemächtigt sich die Frau gar nicht der nun offenstehenden Partnerschaft mit dem Mann. Sie verbindet sich mit den anderen Frauen: auf dem Gang spricht sie mit ihnen, sie tratscht (übrigens nicht eine Eigenschaft, die allein auf die Frau beschränkt ist). Sie sprengt dabei wohl schon die Einengung auf die persönliche Familie, aber die Verbindungen sind noch nicht richtige Wege, denn sie zielen nicht auf eine wesentliche Beziehung zur Gesellschaft, sie sind nicht fördernd und zu wenig umfassend.

Ähnlich spielt sich auch die Sache in den höheren Stockwerken des gesellschaftlichen Wolkenkratzers ab; nur daß die Frau da weniger vom Haushalt ausgefüllt ist und eher zu einem Ausbruch aus dem engeren Familienkreis drängt. Sie begibt sich in Frauenvereinigungen, die nach meinem Dafürhalten sich nicht immer viel in ihrer Struktur von den primitiven Tratschgesellschaften unterscheiden. Freilich bin ich weit davon entfernt, nicht zu wissen, daß hier oft wertvolle soziale Arbeit geleistet wird, sei es in karitativer Hinsicht, sei es zur Stärkung des persönlichen Gefühls der Frau und ähnliches mehr. Aber wenn wir uns vor Augen halten, daß alles karitative Wirken usw. wohl die Unvollkommenheiten der heutigen Gesellschaftslage lindern kann, nicht aber den Grund, den Aufbau, verbessert, so wird man schon sich sagen müssen, daß auch hier das Wesentliche nicht getroffen ist. In Parenthese gesagt: ich will nicht verhehlen, daß die tatkräftige Hilfeleistung vorerst mehr Wert darstellt als das Spiel mit den Gedanken, das theoretisch nach einem Weg der Verbes-

serung sucht, wie es die Männer für sich in Anspruch nehmen. Doch halte ich fest daran: alle Verbindungen von Menschen, die nur eine bestimmte Gruppe in Betracht ziehen, sind für die eigentliche Zukunft, für die Evolution, eine Totgeburt. Ich will nicht mißverstanden werden: ich weiß genau, daß eine Vorstellung, eine Erkenntnis, anfänglich nur von einer kleinen Gruppe realisiert werden kann und daher die Beschränkung auf einen geringen Kreis notwendig macht. Aber nicht darum handelt es sich, sondern ob die darin vertretene Idee geeignet erscheint, die Gesamtproblematik des Menschseins in sich aufzunehmen. Und da sei hier gleich gesagt: die Fragen der Frau sind nicht Fragen der Frau allein, sondern Fragen der ganzen Menschheit, die weder der Mann noch die Frau für sich oder in einer ausschließlichen Verbindung mit ihren Geschlechtsgenossen der Lösung zuführen können. Ich möchte das mit allem Nachdruck unterstreichen.

Die Tragik der Stellung der Frau zur heutigen Gesellschaft liegt nun darin, daß der angestrebten Leistungsgemeinschaft Grenzen gezogen sind, die ihr die Gesellschaft selbst setzt. Sie kann nicht zur vollen Expansion des Menschseins im vorhin dargestellten Sinne gelangen, das heißt also: mit den entfalteten Möglichkeiten hineinwirken in den Bewegungsablauf der Gesellschaft. Sie stößt früher an die Barriere als der Mann, der seine Grenzen in der zeitgebundenen Existenz seines Lebens findet. Er diktiert das Gesetz und die Normen. Das geht so weit, daß sogar wissenschaftliche Untersuchungen z. B. die Unterschiedsempfindlichkeit für Berührungsreize bei der Frau als „unternormal“ bezeichnen, bloß weil man durchschnittlich geringere Werte bei weiblichen als bei männlichen Versuchspersonen feststellte. Da ist ein Werturteil über beide Geschlechter vorweggenommen, das in einer rein wissenschaftlichen Betrachtung keinen Platz finden sollte. Aber diese Bemerkung soll nur demonstrieren, wie sehr heute die Gewohnheit herrscht, den Mann als die „Norm“ hinzustellen und die beim Mann angetroffenen Eigenschaften als die „normalen“ anzusehen. Es sei aber damit auch beleuchtet, daß selbst die Wissenschaft den jeweilig herrschenden Anschauungen unterliegt, ja daß sie nicht selten schon entsprechend der augenblicklichen Weltanschauung das aufgefundene Tatsachenmaterial sichtet und deutet.

In unserem Falle heißt das: die Frau wird im allgemeinen als mindertauglich für die Weiterbildung der Kultur angesehen, der Mann gilt als der Höherwertige, der geistige Träger der Kultur, ihr Schöpfer und Verwalter; und da heute die Kultur hauptsächlich vom Geist beherrscht wird, ist der Geist die Haupteigenschaft des Mannes, und wird zur Richtschnur genommen, zum Bewertungsmesser. Die Frau hat keinen Anteil daran. Das alles sollte uns nachdenklich stimmen, mit welcher Vorsicht man selbst objektiv anmutende wissenschaftliche Ergebnisse bezüglich der beiden Geschlechter aufzufassen hat. Die Gesellschaft ist aus dem Gange ihres Werdens, der ebenfalls ein bestimmtes Ziel verfolgt, voreingenommen und erwartet notwendigerweise aus ihrer Zweckgerichtetheit ein bestimmtes Verhalten von dem jeweiligen Mitglied einer ihrer Gruppen. So ist sicherlich z. B. in den meisten Menschen ein ungefähres Bild, wie sich etwa ein Arzt, ein Jurist, ein Fabriksarbeiter usw. zu benehmen hätte. Ent-

spricht nun einmal ein Mensch nicht der Schablone, die man sich im allgemeinen von den Mitgliedern seines Berufes macht, so stört das die Vorstellung. Man meint dann, er benehme sich nicht so, wie es sich für einen Arzt, Juristen, Fabriksarbeiter usw. gehöre. Er falle aus der Rolle. Die Individualpsychologie betont ja das Problem der übernommenen Rolle im Einzelmenschen. Soweit ich mir da eine Meinungsäußerung erlauben darf, ist vielleicht die Voreingenommenheit der Gesellschaft gegenüber dem Einzelmenschen darauf gegründet, daß sie bestrebt ist, das jeweils erreichte Niveau als bestes Ergebnis fixiert zu halten und zu diesem Behufe auch eine Festlegung, eine Bremsung des Individuums zu versuchen. Für die Frau würde das heißen, daß sie die weibliche Rolle in einer Form festzuhalten habe, wie sie gebraucht würde. Wenigen Ausnahmsfällen ist man freilich geneigt, Absonderungen zu gestatten, aber auch da nicht in wesentlichen Dingen. So wird man etwa, wenn eine bekannte Filmdiva den Spleen bekommt, in Herrenkleidern herumzulaufen, ihr dies ohneweiters konzedieren. Man wird es sogar als „chic“ empfinden. Wenn aber eine x-beliebige Frau N. N. dasselbe tut, so verfällt sie dem Fluche der Lächerlichkeit. Das greift aber auch in andere Dimensionen über. Eine Frau kann die größten Weisheiten vortragen, wenn sie es aber in der etwas rauhen, ich möchte sagen, konzessionslosen Weise tut, die der Mann sich erlauben darf, dann hat sie von vornherein ein verlorenes Spiel. Von ihr erwartet man ein sanftes, angepaßtes, weiches Wesen. Der Mann freilich ist mit viel größeren Freiheiten gesegnet, da er ja schließlich die Regeln für sein Verhalten und das Verhalten der Frau aufgestellt hat.

Und nun taucht eine bedeutungsvolle Frage auf: Ist es nicht eigentlich das Wesen der Frau, im Haushalte tätig zu sein, im Kreis der Familie aufzugehen? Vergewaltigt nicht vielleicht eine Frau, die sich an die Seite des Mannes zu stellen sucht und mit ihm als gleichwertiger Partner die Problematik des weiteren Lebensraumes zu erfassen trachtet, letzten Endes ihre wahre Natur? Hängt damit zusammen, daß sie gerade auf den Gebieten, die der Mann als sein Betätigungsfeld abgegrenzt hat, so vielfach versagt? Hat daher die Gesellschaft recht, wenn sie sich ablehnend gegen die Ausweitungen des Strebens der Frau über den gezogenen Rahmen der familiären Interessen verhält?

Am besten ist es vielleicht, den Weg einzuschlagen, daß man verschiedene Angaben über das Wesen der Frau prüft. Sie können uns am ehesten zeigen, welche Hindernisse ihr entgegenstehen, wenn sie ihr Recht auf volle Entwicklung ihrer Menschlichkeit anstrebt. Vor allem gilt es zu forschen, ob nicht viele von den angeblichen, dem Wesen der Frau zugeschriebenen Züge Produkte der besonderen, namentlich aber ungünstigen sozialen Stellung der Frau sind. Des ferneren auch, ob sie nicht als einzige Erfolgsmöglichkeit innerhalb der Schranken der heutigen Gesellschaftsordnung aufscheinen. Solange eine psychologisch fundierte Deutung möglich ist, die den einen Zug als reaktiv, einen anderen als notwendig eingeschlagenen Weg, weil kein anderer offensteht, aufdecken kann, muß man jedenfalls skeptisch sein, sie dem eigentlichen Wesen der Frau zuzusprechen. Ich kann mich natürlich nur mit einigen wenigen Anschauungen auseinandersetzen.

Die meisten Untersuchungen nehmen als Maßstab den Mann, begehen aber gleich die Unterlassungssünde, zu vernachlässigen, daß der Mann heute der Herrschende ist, die Frau sich aber nolens volens ihm anzupassen hat. Vergleiche könnten nur stichhältig sein, wenn dem herrschenden Mann die herrschende Frau gegenübergestellt würde. Für einiges können wir das heute seit den Forschungen *Bachofens*, der die Zeit des Mutterrechtes wieder aus der historischen Versenkung holte, wo man sie gerne vermodern hätte lassen. Namentlich aber brachte *Vaerting* eben auch aus den Kulturen des Frauenstaates Material bei. Damit fallen die Anschauungen, daß die Frau dem Manne physisch unterlegen sei. Auch der Wiener Frauenarzt *Bucura* konnte an Hand eines großen statistischen Materials nachweisen, daß dem weiblichen Geschlecht eine größere Vitalität zu eigen sei. Es werden nämlich durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen geboren, aber schon im ersten Lebenzjahr überwiegt die Zahl der Mädchen. Die Säuglingssterblichkeit entfällt zu einem größeren Prozentsatz auf die Knaben. Hinsichtlich der Widerstandskraft gegenüber lebensschädigenden Einflüssen erweist sich die Frau als die Stärkere. Auch die heutige Sportbetätigung zeigt, daß die körperliche Leistungsfähigkeit der Frau immer mehr im Ansteigen begriffen ist. Ebenso ist eine Tatsache, daß im allgemeinen die Frauen gegen schweres Leiden eine größere Toleranz aufweisen als die Männer (ich sehe in meinen Ausführungen von den neurotischen Fällen ab). Das aber glaube ich, ist nicht mehr ganz aus dem Biologischen zu begründen. Die Frau mit der Aussicht auf Schwangerschaft und Geburt, die mit Leiden und Mühen einhergehen, ist eher psychisch auf Schmerz und die Notwendigkeit, ihn zu ertragen, eingestellt als der Mann und damit nehmen Krankheit, Schmerz einen selbstverständlichen Platz in ihrem Lebensaufbau ein.

Weiters argumentiert man zuungunsten der Frauen, indem man auf die in ihrem Wesen begründete geringe intellektuelle Befähigung hinweist. Da heute der Intellekt vorherrscht, sei die Frau selbstverständlich nicht geeignet, eine wichtige Rolle zu spielen. Ich will da vorerst die drei Momente erwähnen, die *Allers* dagegen anführt. Erstens ist die Zahl der ernsthaft arbeitenden Frauen gegenüber der der Männer noch so gering, daß die Wahrscheinlichkeit hervorragender Leistungen eine sehr kleine ist. Zweitens ist wissenschaftliche Leistung nicht nur das Resultat intellektueller Befähigung und des Fleißes, sondern setzt auch im hohen Maße Selbstvertrauen und das Vertrauen der Umgebung voraus. Nun müssen aber die Frauen von jeher hören, daß ihre intellektuelle Leistungsfähigkeit gering sei oder überhaupt fehle (übrigens eine Ideologie, die die Stützung der Vorherrschaft des Mannes bezweckt, um ihm allein die Formung der kulturrellen Entwicklung zu sichern). Geht aber jemand an eine Leistung mit dem geheimen Gefühl, er werde ihr nicht gewachsen sein, so ist es eine psychologische Erfahrung, daß er mit seinem Mißtrauen recht behält. Da nun auch jene Menschen, die die jungen Mädchen in das Reich der Wissenschaft einführen, von dem gleichen Mißtrauen in deren Leistungsfähigkeit beseelt sind, so festigen sie in den Mädchen jene Überzeugung, auch wenn sie dieses Mißtrauen nicht aussprechen, schon durch die Modifikation ihrer Belehrung. Drittens können wir niemals wissen, wie viele der

großen Gedanken in dem Kopfe einer Frau entsprungen sind. Jeder Mann, wenn er nur einmal aufrichtig gegen sich ist, weiß, wie groß der Einfluß der Frau, Gattin, Schwester, Freundin auf seine intellektuelle Betätigung ist. Es ist auch nicht unbekannt, daß viele bedeutende Männer ihre Ideen und Pläne mit ihren Frauen besprochen haben; was aber die Frauen dazu sagten, verschweigt die Geschichte. Die Eitelkeit der Männer ließ das nur zu willig dem Vergessen anheimfallen. Ich will aber zu dem Punkt der angeblichen intellektuellen Unfähigkeit der Frau noch etwas erwähnen. Die Frau ist der Schulbildung nach vorerst gleichgestellt, das heißt, sie macht dieselbe Volks- und Hauptschule durch wie der Knabe (mit einigen Variationen). In der Großstadt ist ihr auch noch möglich, die Mittelschule, die Hochschule zu absolvieren. Aber die Grundlagen, die ihr da geboten werden, die dem Manne Möglichkeiten des weiteren Wirkens bieten, bleiben stehen, denn das weitere schöpferische Ausgestalten, das Eindringen und Durchdringen in der Welt, ist ihr in der heutigen Gesellschaft vielfach verwehrt. Der Beruf der Frau wird in der Erziehung nur als sekundär angesehen, ihr Ziel ist ihr als die Ehe vorgeschrieben. Die Frau wächst aus der Familie in eine andere hinein, der Mann aber wächst aus der Familie in die Welt. Und daher „nichtet", um ein Wort *Heideggers* zu gebrauchen, der es vom Wissen des Todes beim Menschen anwendet, in alle Bildungsbestrebung der Frau das Ziel, schließlich doch nur einen beschränkten Wirkungskreis zu haben, wo die intellektuelle Vorarbeit meistenteils unfruchtbarer Ballast ist. Daher dürfen wir wohl die „geringe" intellektuelle Befähigung als Zeichen der Entmutigung auffassen, geboren aus dem Gefühl, der heutigen Kultur als minderwertig zu gelten und damit achtlos beiseite geschoben zu werden. Sie ist demnach nicht als integrierender Bestandteil des fraulichen Wesens anzusehen.

Man macht aber oft die Erfahrung, daß Frauen sich für viele Gegenstände, die sie intellektuell gut zu durchdringen und zu bewältigen vermöchten, „nicht interessieren". *Heymans* meint dazu in seinem Buch „Die Psychologie der Frau": Die kalte Blutlosigkeit der Abstraktion sei den Frauen innerlich zuwider, indem dieselbe ihren emotionellen Bedürfnissen keine Befriedigung gewähre. In diesen Worten wird auch die von anderer Seite vertretene Ansicht ausgesprochen, es sei die leichtere Ansprechbarkeit der Gefühle und auch deren größere Tiefe ein das Wesen der Frau kennzeichnendes Merkmal. Aber so ohneweiters können wir diese Behauptung auch nicht übernehmen. Zunächst steht dem eine Tatsache gegenüber, die uns daran zweifeln läßt, als ob die größere Emotivität eine Wesenseigentümlichkeit der Frau sei. Jeder kennt Männer, denen man in abfälliger Weise nachsagt, sie trügen ein „weibisches Wesen" zur Schau. Sie haben eine mehr oder weniger ausgesprochene Abneigung gegen spezifisch „männliche" Betätigung. Ihr ganzes Gehaben ist ein solches, wie sie die Vorstellung eigentlich der Frau zuschreibt. Es wäre viel richtiger, diese Menschen als „nichtmännlich" zu beschreiben, anstatt sie „weibisch" zu nennen. Die Sprache kennt aber kein Wort, welches die Verneinung des Männlichen ausdrückt, und man glaubt den Menschen als Weib ansehen zu müssen, der kein Mann ist. Das Wesentliche an diesen Menschen ist aber ihre negative Einstellung zu der ihrem Geschlecht zukommenden

Rolle. Eine Analogie finden wir bei den Frauen, die mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit hadern. Selbstverständlich können sie ihr weibliches Wesen nicht ablegen; sie können nur so tun, als ob sie es ablegten; und so kann auch der Mann nur so tun, als negiere er die Männlichkeit. Was uns daran interessiert, ist der Umstand, daß diese weibischen Männer ebensosehr eine Neigung zu einer stärkeren Gefühlsansprechbarkeit erkennen lassen, wie jene Frauen, die sich in eine Männerrolle hineinspielen, durch einen relativ geringeren Gefühlsreichtum auffallen. Nun kann man zur Not verstehen, daß jemand ein lebhafteres Gefühlsleben spielen kann; aber es ist völlig undenkbar, daß ein Mensch, zu dessen letztem Wesen eine lebhaftere Ansprechbarkeit der Gefühle gehört (und das behauptet man ja von den Frauen), die Rolle des Gefühlskalten auf die Dauer zu spielen vermöchte. Sohin dürfen wir wohl folgern, daß die größere Emotivität der Frau zumindest teilweise eine Reaktionserscheinung, eine Antwort auf Eindrücke bestimmter Erfahrungen bedeutet, und nicht etwas über das Wesen der Frau aussagt. Wem der Gegenbeweis zu dürftig erscheint, dem möchte ich vor Augen halten, daß eigentlich erst jeder, der etwas behauptet, einen Beweis für seine Behauptung zu führen hätte. Das Gegenargument dürfte sich dann in vielen Fällen zweifellos erübrigen. Wenn wir aber noch mit individualpsychologischen Kenntnissen ausgerüstet sind, so gewinnt die Ansicht viel Wahrscheinlichkeit, daß die gesteigerte Gefühlsbereitschaft eher die Auswirkung einer tief in der Frau ruhenden Entmutigung wäre. Man hat unter die Emotivität der Frau die Ängstlichkeit, Schreckhaftigkeit, Feigheit u. dgl. eingereiht. Doch gerade wir kennen diese Züge als typische Ausdrücke eines mutlosen Menschen. Es zeigt sich nämlich auch, daß die Männer, die eine stärkere Emotivität aufweisen, zugleich immer auch an einem Minderwertigkeitserlebnis leiden, das wir als Zeichen von Mutlosigkeit kennen. Damit aber kann man die gesteigerte Gefühlsreaktion nicht mehr mit gutem Recht als einen Grundcharakter des weiblichen Wesens aufrechterhalten. Wenn nun *Heymans* meint, die tatsächliche Minderleistung der Frau lasse sich durch einen Mangel an Interesse erklären, so möchte ich mich dagegen der Deutung von *Allers* anschließen, derzufolge die Frauen zwar genügend Verstand besäßen, aber zu wenig Vertrauen dazu. Wir dürfen mit viel mehr Berechtigung in dem emotionalen Verhalten das Symptom der generellen Entmutigung sehen. Namentlich gilt das für diejenigen Reaktionen, die als negativ zu bewerten sind: Unbeständigkeit, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Kleinlichkeit, Unsachlichkeit usw.

Man macht aber doch einen Unterschied, ob man sagt: die Frauen seien unsachlich, oder aber: die Frauen sehen mehr auf persönliche als auf sachliche Momente. Daran ist erfahrungsgemäß etwas Wahres. Nur könnte es auch sein, daß diese Neigung, das Individuelle auf Kosten des Generellen zu beachten, in einer andersartigen Einstellung der Frau beruht. *Allers* führt das darauf zurück, daß das Zentralphänomen der Frau die Hinordnung auf die Mutterschaft sei. Dadurch seien die Frauen den Personen mehr zugewandt als den Sachen, und den konkreten Einzelfakten mehr als den allgemein abstrakten Zusammenhängen. Ich möchte dies aber nicht so eng fassen; vielmehr darauf hinweisen, was ich vorhin schon sagte, daß nämlich die Frau als Ziel nur eine Familie sehen muß, alle

anderen Bestrebungen, wie der Beruf usw. letztlich bloß sekundär, als Umwege gelten. Zum generellen Denken gehört aber das Gefühl der Mitverbundenheit und nicht das Gefühl des Leidtragenden. Hier sind, wie ich darzulegen versuchte, der Frau Schranken gesetzt. Damit läßt sich vielleicht auch erklären, warum Frauen meistenteils untereinander so schlecht Freundschaft halten. Freundschaft kann nur durch die Gemeinsamkeit einer Idee für die Menschheit bestehen.

Aber jetzt ist ein gewichtiges Wort gefallen: Mutterschaft. Gerade da tritt die überragende Stellung der Frau in der Gesellschaft in Erscheinung, wenn auch nicht nur in dem Sinne, daß sie damit deren Fortbestand sichert, sondern: *die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist die Urform und zugleich die vollendetste Ausprägung der mitmenschlichen Beziehung überhaupt.* Und das hat eine ungeheure Bedeutung für das Bestehen und die Weiterführung der Gesellschaft. Wir sind vielleicht aber heute zu sehr von der Notwendigkeit durchdrungen nachzuweisen, daß die Frau nicht im geringsten in den Eigenschaften, die die Gesellschaft für ihre Entwicklung verlangt, gegenüber dem Mann minder einzuschätzen sei. Nur zu leicht übersieht man das große Plus, wozu auch noch die tendenziöse Bagatellisierung mitspielt, mit der der Mann diese Tatsache herabzusetzen trachtet.

Nun, vielleicht liegt das Wesen der Frau gerade in der Mutterschaft. Sicherlich ist ein großer Teil ihres Frauentums damit befriedigt. Die Frage ist nur: auch in ihrem Wesen als Mensch? Und da wird man etwas zweifeln. Es sei nochmals betont, daß das Wesen des Menschen danach drängt, durch Werke die Welt zu gestalten. Leicht kann freilich die Vorstellung sich aufdrängen, das Kind sei etwas wie ein Werk und damit eine den übrigen Werken gleichzusetzende schöpferische Handlung. Bei näherer Überlegung zeigt sich aber, daß man das Kind doch nur in sehr angenäherter Weise als Werk bezeichnen kann. Freilich könnte man das in freiem Entschluß gezeugte Kind gerade als Ergebnis dieses Entschlusses als etwas Werkähnliches betrachten. Man dürfte dazu noch anführen, daß durch das Kind ein Teil der Sinnhaftigkeit der elterlichen Existenz bestimmt wird. Aber ist es wirklich Werk, wie man sich das vorstellt? Dem steht schon entgegen, daß gesund denkende Menschen ein inneres Widerstreben haben, es so zu bezeichnen. Zum Werk gehört die freischöpferische Gestaltung eines Materials. Aber die Gestalt des Kindes ist eine vorbestimmte und nicht dem freien Willen seiner Schöpfer unterworfen. Wenn das Werk von der Person einmal getrennt ist, so bleibt es unverändert mit den Gesetzen, die ihm der Schöpfer gegeben hat; nur die Einstellung der Welt dazu ändert sich, es wird Material zum Weiterbau, die persönliche Formung aber bleibt ihm dauernd zu eigen. Das Kind hat dagegen ein eigengesetzliches Dasein, formt sich selbst, und der Einfluß auf die Formung von seiten der Eltern ist nicht allzu groß. Und wenn man sagt, im Kinde gewinne die Liebe der Eltern Gestalt, so ist das wohl eine schöne poetische Wendung, aber nicht mehr. Daher kann die Mutterschaft — das Kind — eine Frau, die die Leistungsgemeinschaft sucht, nicht völlig in ihrem Wesen als Mensch erschöpfen. Es hätten ja auch sonst alle die ärztlichen Vorschriften, die die Nervosität der Frau mit dem Kind heilen wollten,

wenigstens zahlenmäßig einen größeren Erfolg aufweisen müssen. Mit dem Kind ist eben nur ein Teil der fraulichen Möglichkeiten für die Welt in Erfüllung getreten. Jeder Psychotherapeut kennt Fälle, wo eine Frau restlos ihre Mutterschaft erfüllen konnte, aber unglücklich ist, weil sie nicht in einen weiteren Lebenskreis hineinwirken kann; und wieder eine andere Frau, die das letztere erreicht hat, aber die Mutterschaft herbeisehnt. Jene Frau ist in ihrem Wesen als Frau befriedigt, diese als Partner des Mannes; aber beide als Menschen nicht völlig. Hier gilt es eben die Brücke zu schlagen. Das Kind allein ist nicht wesentliche Erfüllung der Frau, und zwar namentlich der Frau als Mitmensch.

Die grundsätzliche Verschiedenheit von Mann und Frau glaubte man natürlich vor allem in ihrer Einstellung zur Geschlechtlichkeit zu sehen. Für den Mann sei die Geschlechtlichkeit eben auch nur e i n e Art von Beziehung, wie das Erkennen, Beurteilen, Schaffen, und ähnliches mehr. Für die Frau sei die Geschlechtlichkeit ein Moment ihres Lebens, ihres Seins. Daraus ergebe sich folgende sehr wesentliche Verschiedenheit: für die Frau habe die Geschlechtlichkeit als solche eine ganz zentrale Bedeutung eben als Äußerung ihres Seins, während sie der sexuellen Betätigung weniger bedürftig sei. Dagegen werde umgekehrt für den Mann gerade die sexuelle Betätigung zu einer so dringlichen Angelegenheit, gleichsam als Ausfluß seines ganz unspezifischen Betätigungsdranges (*Oswald Schwarz*). In diese Anschauung ist ein grundlegender historischer Denkfehler miteingeflossen. Ich kann hier freilich auf die historische soziologische Entwicklung des Männerstaates nicht eingehen, sondern nur so viel bemerken, daß die Vorstellung von der Sexualität der beiden Geschlechter aufs innigste damit zusammenhängt. Und da schien es notwendig, die monogame Einstellung der Frau ideologisch festzulegen, sie in ihrer Geschlechtlichlichkeit auf die Ehe zu lokalisieren; der Mann aber sicherte sich die „polygame Veranlagung". Wenn das nun seit Jahrtausenden schon so gehandhabt wird, so darf man nicht etwa, weil der Mensch doch den Anschauungen unterliegt, daraus zwingende Schlüsse für das Wesen der Geschlechtlichkeit bei Mann und Frau ziehen. Beurteilt man die Behauptung, die übrigens von einem ganz modern eingestellten Sexualpathologen stammt, einmal unvoreingenommen, so liegt darin essentiell wieder die Verurteilung der Frau zur Unfreiheit, diesmal aber mit der Begründung auf ihr Wesen. In der Beobachtung liegt ja etwas Zutreffendes, doch in anderer Deutung, als es der Autor meint.

Ich muß auf etwas zurückgreifen, das ich am Anfang meiner Ausführung festzuhalten versuchte. Ich sagte dort, die Frau trete zur Gesellschaft, zum weiteren Lebenswirken in Beziehung auf dem Umweg über den Mann. In der heutigen Gesellschaftsstruktur ist auch gegeben, daß sie zum großen Teil nur durch ihre Wirkung auf den Mann Einfluß, Wertgestaltung ausüben kann, und da auch nur anonym. Ihre Erfolgsmöglichkeit ist durch die Bindung an einen Mann gegeben. Wie kann sie das erreichen? Indem sie sich eine scheinbare Schwäche des Mannes zunutze macht, seine Unterworfenheit unter den Trieb, die er behaupten mußte, um seine Polygamie zu rechtfertigen. Die Freiheit, deren der Mann sich versichert hat, gibt der Frau die Möglichkeit, ihn an sich zu fesseln und damit Wir-

kende an der Entwicklung zu werden. Den möglichen Hinweis auf die Aufgabe der Frau, Mutter zu werden, und darauf die stärkere Einstellung auf die Geschlechtlichkeit zu begründen, halte ich für verfehlt, weil genau betrachtet, Geschlechtlichkeit und Mutterschaft ganz verschiedene Lebensausdrücke darstellen. Was ich hier auseinandersetze, geht so weit, daß tatsächlich Frauen — u. zw. wie Einsichtige behaupten, gerade besonders „weibliche" — den Mann als eine Art notwendigen Übels, als ein technisches Instrument zur Erfüllung ihres Frauseins empfinden. Bei diesen Frauen spielen aber doch wohl schon Rache und Ressentiment gegen den entwürdigten Platz, den ihnen die Gesellschaft zuweist, eine nicht unbedeutende Rolle. Jeder kann leicht Beobachtungen machen, z. B. wie manche Frauen es ablehnen, Fräulein genannt zu werden, mit Stolz auf ihr Verheiratetsein aufmerksam machen: sie sind anerkannt worden und damit auf eine höhere menschliche Stufe gerückt. Das Wirken in die Gesellschaft ist ihnen nicht mehr ganz verwehrt. Eigentlich müßte sich der Mann schämen, daß die Frau so weit kam, nun auf diese Äußerlichkeiten einen besonderen Wert zu legen. Und es ist wohl jedem Mann, der ein wenig Empfinden hat, ein schmerzliches Erlebnis, wenn er erkennt, wie unfair der Mann die Frau behandelt.

Nun noch kurz darüber, ob nicht die Liebe an und für sich zu den wesentlichen Zügen der Frau gehört, ob sie nicht stärker mit der Liebe verbunden sei, während das Wesen des Mannes mehr auf die Geistigkeit dränge, so wie das *Peter Altenberg* ausdrückt: Die Welt der Frau ist die Liebe, die Liebe des Mannes ist die Welt. Gegen diese Anschauung wende ich mich mit allem Nachdruck und ich kann sie nicht akzeptieren; schon daß man die Liebe quantitativ zu differenzieren trachtet. Es ist meine persönliche Überzeugung, daß die Liebe des Mannes sich nicht viel von der der Frau unterscheidet; beide sind bloß zu sehr in die Zwangsjacke von Vorurteilen eingespannt. Richtig ist wohl, daß der Mann die Liebe oft für einen Verrat an seiner eigentlichen Sendung in der Welt hält und sie am liebsten verschweigt. Für die Frau aber bedeutet das, wie ich auszuführen versuchte, die Anerkennung und die einzige Möglichkeit, wenigstens teilweise ihr Menschentum erfüllen zu können. Aber ich glaube auch, es ist im tiefsten Wesenskern des Menschen verankert, daß er Scham über sein Gefühlsleben empfindet. Wenn jemand imstande ist, sein privatestes Leben allgemein preiszugeben, ja auch noch das des anderen, mit dem er verbunden ist, so zeigt er sich als einen sehr entmutigten Menschen, der Bankrott mit seiner menschlichen Würde gemacht hat, — und dafür gibt es keine Entschuldigung.

Ich habe mich hier etwas weiter eingelassen, um zu zeigen, daß die Frau ebenso geeignet ist wie der Mann, in der Gesellschaft zu wirken, aber auch wie schwierig der Weg für die Frau ist. Wenn ich aufzuzeigen versuchte, daß die verschiedenen Wesensbeschreibungen psychologisch als reaktiv, aus der Entmutigung, aus Denkfehlern zu erklären sind, und daher nicht das eigentliche Wesen der Frau erfassen, so hoffe ich, daß man mich nicht für so naiv hält, als ob ich glaubte, Mann und Frau seien gleich. Ich bin mir bewußt, daß die biologische Differenzierung und Andersartigkeit der beiden Geschlechter sich auch in Personalen zeigt. Es

liegt mir fern, eine Art „Seelenchemie" zu betreiben, die die eine Erklärung seelischer Ausdrucksformen einfach schablonenmäßig in eine andere umwandelt. Andrerseits aber halte ich es nicht für möglich, etwas als eine primäre Eigenschaft des weiblichen Wesens hinzustellen, das man psychologisch als reaktiv bedingt erkennen kann. Ich habe genug Vertrauen zur Individualpsychologie, daß sie uns hier auf den richtigen Weg führt.

Was ist wirklich das richtige Wesen der Frau? Ich gestehe offen, ich weiß es nicht, und ich fühle mich auch durch dieses Nichtwissen nicht bedrückt. Die jahrtausendelange einseitige Richtung hat so viel an dem Ursprünglichen geknebelt, es verkrüppelt, daß es schwer scheint, da einen richtigen Schluß zu finden. Ich will nicht sagen: weil es mir nicht gelingt, so wird es auch keinem anderen gelingen. Im Gegenteil: ich werde freudig eine Erkenntnis diesbezüglich anerkennen. Im allgemeinen ist die Frage zunächst nicht so wichtig, denn beide Geschlechter sind dazu verpflichtet, die Probleme des Menschen als solche zu lösen. Und die Probleme sind eigentlich für beide dieselben, wenngleich die Schwierigkeiten grundverschiedene sind. So hat die Frau mit Schwierigkeiten zu rechnen, die für den Mann nicht oder nicht mehr existieren.

Vielleicht noch ein Wort über die Frauenbewegung. Es wäre ein Irrtum, würde man annehmen, sie sei allein die Reaktion auf den Druck, der von der Herrschaft des Mannes auf die Frau ausgeübt wurde, oder erst dadurch möglich geworden, weil die Erfolgsaussichten der Frau im Haushalt durch die fortschreitende Industrialisierung, die ihr immer mehr die Arbeit abnahm, sich verkürzten. Sie ist ein Symptom dafür, daß die Kultur, wenn sie nur von dem Mann allein getragen wird, nicht mehr weiter kann. Sie ist möglicherweise das Zeichen der Patriarchendämmerung. Es mag sich herausstellen, daß auch die Männerherrschaft nur ein Versuch in der Entwicklung gewesen ist. Und das könnte der Frau einen hoffnungsvollen Aspekt für die Zukunft geben. Aber nicht etwa, daß wir das Heil wieder in einem Matriarchat fänden. Beide Geschlechter werden gemeinsam an der Zukunft bauen. Die einzelne Frau wird heute noch unter den unheilvollen Auspizien der Bevorrechtung des Mannes leiden, ja vielleicht sogar zu Grunde gehen können. Aber die Überwindung von Schwierigkeiten kann ganz gewaltige Leistungen mit sich bringen, wenn sie richtige Wege geht. Das hat uns die Individualpsychologie gelehrt und gezeigt. Inwieweit die Gesellschaft sich zu verändern hätte, um von den Frauen den Druck der Entmutigung zu nehmen, darüber hat die Soziologie zu entscheiden. Beide, Mann und Frau, müssen zusammenwirken. Dazu ist notwendig: die Gleichwertigkeit der Frau darf nicht ein Schlagwort sein, sondern das Fundament unserer Anschauungen; als solches kann sie nicht Ziel sein, sondern die notwendige Basis in der Weiterentwicklung. Da die Gesellschaftsbewegung langsamer vor sich geht als die Erkenntnis von Notwendigkeiten, ist die Frau gezwungen, mit den Vorurteilen der Gesellschaft zu rechnen und Rücksicht auf sie zu nehmen. Dann wird sich das beliebte: „O je, eine Frau!" in ein: „Zwar eine Frau, aber alle Achtung!" bezüglich ihrer Leistung verwandeln.

Wenn ich kurz zusammenfasse: Die Stellung der Frau zur Gesellschaft ist durch ihre Entmutigung gekennzeichnet; sie ist nicht imstande,

unter den herrschenden Bedingungen das Wesentliche des Menschen, die Werkgestaltung in dem Maße durchzuführen, wie der Mann; die Problematik der Frau ist nicht eine solche der Frau allein, sondern eine allgemein menschliche und kann daher nur durch die Lösung der menschlichen Problematik selbst eine Lösung erfahren. Beide Geschlechter sind dazu berufen, und in der Übernahme dieser Verpflichtung führt die Stellung des Einzelmenschen zur Gesellschaft auf den Weg der Gemeinschaft.

Literatur:

Adler, Alfred: Theorie und Praxis der Individualpsychologie (Bergmann, München).
Der nervöse Charakter (Bergmann, München).
Menschenkenntnis (Hirzel, Leipzig).
Das Problem der Homosexualität (Hirzel, Leipzig).
Erotisches Training und erotischer Rückzug (Verhandlungen des I. internationalen Kongresses für Sexualforschung, 10. bis 16. Okt. 1926).
Soziale Einflüsse in der Kinderstube (Pädagogisches Archiv, 56. Jahrgang, Heft 9, 1914).
Die Frau als Erzieherin (Archiv für Frauenkunde und Eugenik, Würzburg, 1916).
The Science of Living (London, George Allen & Unwin Ltd.).
Problems of Neurosis (London, Paul Kegan).
Der Sinn des Lebens (Dr. R. Passer, Wien).
Allers, Rudolf: Das Werden der sittlichen Person (Herder & Co., Freiburg i. Breisgau).
Andreas-Salomé, Lou: Die Erotik (Bubers Sammlung „Die Gesellschaft").
Bachofen, J. J.: Das Mutterrecht. 1897 (Schwabe).
Bucura, C.: Die Geschlechtsunterschiede (Leipzig, 1913).
Heymanns: Die Psychologie der Frau (Heidelberg, 1914).
Simmel, G.: Das Relative und das Absolute im Geschlechtsproblem (Leipzig, 1911).
Schwarz, Oswald: Sexualität und Persönlichkeit (Weidmann & Co., Wien, 1934).
Sexualpathologie (Weidmann & Co., Wien, 1935).
Schulhof, Hedwig: Die Lebensfragen der Frau (Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, VIII. Jahrgang, Heft 1).
Individualpsychologie und Frauenfrage (Ernst Reinhardt, München).
Vaerting, M.: Wahrheit und Irrtum in der Geschlechtspsychologie (Weimar, 1932).
Wexberg, E.: Individualpsychologie (Hirzel, Leipzig).

Buchbesprechungen.

JAIME CASTIELLO: *Geistesformung.* Beiträge zur experimentellen Erforschung der formalen Bildung. Verlag Ferdinand Dümmler, Berlin und Bonn, 1934.

Der Verfasser hat die gesamte Literatur über die Frage der formalen Bildung überschaut, an fraglichen Punkten eigene Ermittlungen angestellt und gibt nun in 10 Punkten das Letzte, was sich darüber sagen läßt. Da ergibt sich zunächst eine negative Feststellung: Man darf geistiges Training *nicht* nach Art eines Muskeltrainings auffassen. „Das Wesen der Gewohnheit besteht *nicht* in der Wiederholung der Handlungen, sondern in der Vereinigung der Seele mit einem Wert. Trotzdem ist die Wiederholung eine conditio sine qua non für die Entstehung einer Gewohnheit." Eine Mitübung eines Lehrfaches oder einer Funktion überhaupt durch ein anderes Lehrfach oder durch eine andere Funktion ergibt sich immer nur dann, wenn man eine *Methode* übertragen kann oder wenn ein gemeinsamer *Wert* in beiden Fällen vorhanden ist. Durch Lateinlernen z. B. wird das mathema-

tische Denken nur dann gefördert, wenn der Schüler die Methode der Interpretation wirklich erfaßt und erkennt, daß sie auch auf die Lösung mathematischer Aufgaben anwendbar ist. *Nie* ist ein Fach entscheidend, sondern immer nur die Methode, die das Kind durch das Fach gewinnt! Man kann Latein so unterrichten, daß das Kind *gar nichts* für die Lösung mathematischer Aufgaben dabei gewinnt; und man kann es so unterrichten, daß es dabei *erstaunlich gefördert* wird! „Der Lehrer, der formal bilden will, muß die Schüler unbedingt auf die Werte und Methoden der verschiedenen Fächer, auf ihre Anwendbarkeit und auf ihre gegenseitigen Beziehungen aufmerksam machen."

Schon diese Sätze, welche den uralten Streit über die formale Bildung wohl endgültig entscheiden, liegen ganz in der Richtung, in der die individualpsychologische Pädagogik sich die Lösung seit jeher gedacht hat. Der folgende Satz nun ist ganz so, wie ihn ein Individualpsychologe formulieren könnte: „Schaffung eines Ichwertes ist also vom Standpunkt der formalen Bildung aus das grundlegende Mittel zur Menschenbildung. Der Ichwert kann aber in der Praxis ohne den korrelativen Wert des Gemeinschaftssinnes nicht eingepflanzt werden." Wir sehen wieder einmal, wie alle Straßen der heutigen Psychologie zur Individualpsychologie hinführen. Der Verfasser selbst spricht kein Wort von ihr; er ist ein ausgezeichneter Kenner der experimentellen Psychologie Europas und Amerikas, sein philosophischer Standpunkt ist der des Thomismus, und er hat einen guten Blick für die pädagogische Wirklichkeit.

Es ist ein selten wertvolles Buch, das uns da vorliegt; wir möchten es allen Lehrern und allen Schulverwaltern auf den Tisch legen; vieles würde wohl anders aussehen, wenn man sich nach ihm richtete.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

FELIX KRUEGER: *Psychologie des Gemeinschaftslebens.* Vortrag, gehalten auf dem 14. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie zu Tübingen vom 22. bis 26. Mai 1934. Verlag Gustav Fischer, Jena.

Der deutsche Experimentalpsychologe tritt aus seinem Laboratorium unter das Volk; eine Paraphrase über Faustens Osterspaziergang: das etwa ist der erste Eindruck dieses Vortrages. Aufgewühlt von dem ungeheuren Geschehen um sich her versucht *Krueger* das soziale Ereignis psychologisch zu verarbeiten. Der Autor bejaht dieses Ereignis. Er sieht in ihm die Rückkehr des deutschen Menschen zu der ihm gemäßen Gemeinschaftsform, und er grenzt diese scharf gegen jene ab, die den Westen kennzeichnet. Während ihm die westliche Form als interindividuelle Sozialbeziehung erscheint, sieht er in der deutschen Form eine überindividuelle Gemeinschaftsstruktur, heraufbeschworen vor allem durch die bündische Bewegung.

Dazu ist *erstens* zu sagen, daß echte Männerbünde eine Eigenheit des mutterrechtlichen, und daß Kriegerbünde eine Eigenheit des totemistischen Kulturkreises sind, also durchaus *nicht allgemein menschlich!* Sie kommen weder in den ältesten Kulturkreisen vor, noch auch in jenem, aus dem die Hochkulturen entsprungen sind, im Kulturkreis der Hirtenvölker.

Zweitens können alle Hinweise auf das Transzendente nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die soziale Bewegung Deutschlands gerade durch ihre *Abkehr* von der Transzendenz und durch ihre *Hinwendung* zu einer rein biologisch-naturalistischen Immanenz gekennzeichnet ist. Man kann wohl von verschiedenen religiösen Lebensstilen bei den einzelnen Völkern, aber man kann nicht mehr von Transzendenz sprechen, wenn man sie als reine Funktion von Blut und Boden betrachtet.

Es ist *drittens* bedenklich, aus der Polarität Person-Gemeinschaft den einen Pol „Person" ganz auszustreichen und das Recht auf Personsein nur mehr einem einzigen Individuum, dem Führer, zuzuerkennen. Mag der Westen in seiner Betonung des Individuums zu weit gehen, so bleibt die Betonung des Kollektivs doch ebenso ein Fehler.

Wenn *Krueger* immer wieder betont, daß die psychologische Forschung allzulange an der sozialen Seite des Menschen vorbeigesehen, daß schon *Nietzsche* die Divergenz von Schul- und Lebenspsychologie mit allem Nachdruck betont habe, daß heute die gesamte Psychologie auf die Ganzheit des sozialen Menschen mit Energie hinsteuere, so ist er zweifellos im Recht. Aber „der ganze

soziale Mensch“ bleibt bei *Krueger*, wie bei den andern Schulpsychologen, ein schattenhafter Typus. *Adler* war es vorbehalten, vom Typus zum Menschen, so wie er leibt und lebt, *wirklich vorzustoßen*. In seiner Darstellung sehen wir den Menschen als soziales Wesen erleben und handeln. Typen sind Hilfskonstruktionen; man habe den Mut, die Hilfslinien wieder auszuradieren, wenn die Gestalt gefunden ist! *Platons* Höhlengleichnis aufnehmend, rufen wir den deutschen Schulpsychologen zu: „Dreht euch doch um! Starrt nicht unausgesetzt auf den Schatten des Menschen, sondern seht den Menschen selbst, der draußen vorübergeht!“ Was in der Höhle getrieben wird, ist nicht Psychologie, sondern Psycho-Schematologie!

Der Vortrag *Kruegers* faßt übrigens in kurzen Zügen alles über die heutige Psychologie Deutschlands zusammen.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

PSYCHOLOGIE DES GEMEINSCHAFTSLEBENS. Bericht über den 14. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Tübingen vom 22. bis 26. Mai 1934. Herausgegeben von *Otto Klemm*. Verlag Gustav Fischer, Jena, 1935.

Das Buch zerfällt in vier Teile: 1. Herkunft der sozialen Faktoren. 2. Theorie des sozialen Verhaltens. 3. Erziehung zur Gemeinschaft. 4. Experimentelle Einzelforschung.

Was die *Herkunft* betrifft, kann man — mit einiger Gewaltsamkeit — drei deutliche Richtungen der Lösung unterscheiden. Die erste, in dem Werk von *Huth* vertreten, schließt sich ganz an die bekannten Sätze von *Günther* an; sie will eindeutige Zuordnungen zwischen Rasse und geistiger Artung finden. Es kommt dabei zu klaren Bewertungen: ganz oben steht die nordische, ganz unten die ostische Rasse. Unsere Meinung darüber: psychologischer Impressionismus. Viel vorsichtiger gehen die beiden anderen Hauptrichtungen vor. *Kroh* und *Pfahler*, Fortbildner der *Kretschmer'schen* Typologie, finden das Anlagemäßige deutlich im Funktionalen, undeutlich im Intentionalen ausgeprägt. Einfacher gesagt: Das, was einer mitbringt, ist von dem, was er daraus macht, ziemlich verschieden. „Geistiges ist mindestens insoweit anlagebestimmt, als es in Richtung, Dynamik und Entwicklungshöhe die Mitwirkung von Trieben, Triebkräften und Funktionen erkennen läßt.“ So gilt Kleinlichkeit als angeboren, der Geiz dagegen nicht. Doch sei der Leser darauf aufmerksam gemacht, daß sich die eigentlich wissenschaftlichen Analysen immer nur um die Funktionen drehen: die 13 Zeilen, die *Kroh* den Trieben und Triebkräften widmet, muten daneben mehr belletristisch an. — Die dritte Richtung führt *Jaensch* an. Er stellt den drei wirklichkeitsverbundenen J-Typen zwei halb- und eine ganzdestruktive Type entgegen und sieht in der nationalsozialistischen Bewegung den Aufstand der J-Typen gegen die drei andern. —

Es fällt auf, daß keiner der Autoren auf den Gedanken verfällt, statt der mehr oder minder geistreichen Korrelationen und Typisierungen jene Handhabe zu benützen, die *Adler* längst der Welt geschenkt hat, um über den Zusammenhang zwischen körperlicher Artung und seelisch-geistigem Sein etwas Verständliches auszusagen: die Lehre von dem sozialen Umfeld biologischer Wertigkeiten — die Organminderwertigkeitslehre! Statt dessen zieht man sich auf Typen zurück oder man erklärt das Individuelle mit *Feldkeller* als Psychotagma, das sich durch Reden nicht übertragen läßt, sondern wo das Reden darüber nur Bausteine für das konträre Psychotagma des Gegners liefert, womit natürlich auch niemandem gedient ist.

Im Typologischen verbleiben auch die Abschnitte über *Theorie des sozialen Verhaltens* und über die *Erziehung zur Gemeinschaft* (hierher gehört auch schon die Darstellung der *Jaenschischen* Lehre). Man stößt hier zu einer Milieupsychologie vor, die sehr stark von nativistischen Gedankengängen durchsetzt ist. Deprimierend für Nichtindividualpsychologen, erhebend für uns sind die Feststellungen, daß die Testprognosen so wenig eintreffen. Dennoch will man immer wieder von außen her: vom Milieu aus oder von unten her: von der Anlage aus freischöpferische Menschen wie Maschinen registrieren. Eine sehr schöne Arbeit ist die Untersuchung *Gottschaldts* über die psychische Dynamik des Gemeinschaftslebens. Hier wird mit ganz anderen Methoden als den unseren auf die *innige Verflechtung von Mut und Gemeinschaftsgefühl* hingewiesen. Sehr be-

deutsam für unsere pädagogische Praxis ist das, was der Verfasser über das Anspruchsniveau sagt. „Es gilt also — im Einklang mit den Forderungen, die die Gesellschaft an einen stellt — das erträumte oder erwünschte Bild seiner Person, die Maske einer zu spielenden Rolle im Sinne *C. G. Jungs* zu wahren." — Eine Untersuchung, die unser Interesse anzieht, ist auch die von *Düker*. Der Referent fand, daß sich durch genau geregelte Arbeit Willensdefekte beheben lassen. Die Besserleistung, die sich bei solcher Arbeit fand und die sich auch dann auf freie Arbeit übertragen ließ, rührt nicht in erster Linie vom Übungsfortschritt her, sondern vom — Selbstvertrauen.

Der Individualpsychologe legt den Bericht etwa mit folgenden Gedanken aus der Hand: Hier liegt Psychologie vor, deren Weg durch die harte Hand der Politik vorgezeichnet wird. Sie bemüht sich, folgsam diesen Weg zu gehen. Sie zieht alles hervor, was irgendwie dieser Politik dienen könnte, und sie verhüllt alles, was in eine andere Richtung führen mag. Trotzdem kann sie der Wahrheit nicht entrinnen: daß der Mensch *mehr* ist als Erbe und *mehr* als Ding im Kraftfeld von Einflüssen: schwaches Ebenbild, aber doch Ebenbild der schöpferischen Gottheit!

Ferdinand Birnbaum (Wien).

OTHMAR SPANN: *Erkenne dich selbst.* Eine Geistesphilosophie als Lehre vom Menschen und seiner Weltstellung. Verlag Gustav Fischer, Jena.

Das Buch des bekannten Wiener Soziologen nimmt unsere Aufmerksamkeit durch einen kuriosen Umstand gefangen. Es wendet sich in sehr scharfer Weise gegen die Individualpsychologie, — die als eine „unsinnige Verzerrung" des Begriffes einer Individualpsychologie bezeichnet wird — kommt aber der Sache nach in überraschend vielen Stellen zu den nämlichen Ergebnissen. Die Übereinstimmung kommt dabei aber ganz gewiß nicht durch irgendeine Form von Übernahme zustande, sondern ergibt sich ganz von selbst aus dem gemeinsamen Ausgangspunkt. Es sind *die zwei einzigen* Theorien der Gegenwart, welche den psychologischen Sensualismus, Atomismus und Mechanismus *wirklich* überwunden haben, während alle anderen Systeme bei aller Divergenz in den Einzelheiten wie mißglückte Fluchtversuche aus dem Bereich dieser drei Axiome erscheinen.

Wem die Denkwelt *Fichtes*, *Schellings* und *Hegels* nicht recht vertraut ist, der wird wohl Mühe haben, sich in der romantischen Traumdämmerung dieses Buches, das noch dazu viele Neuprägungen bringt, zurecht zu finden. Er wird die Mühe aber nicht bereuen. Das Buch sollten selbst jene lesen, die sich mit der soziologischen Einstellung des Verfassers nicht anzufreunden vermögen, zumal sie in dem vorliegenden Buch ganz zurücktritt, das nichts anderes zum Thema hat als das *Bekenntnis zum Geistig-Schöpferischen* im Menschen. Die unbeirrbare Konsequenz dieses Standpunktes, der durch das ganze Werk festgehalten wird, zeigt sich auch dann, wenn der Verfasser dem biologischen Materialismus der Gegenwart gegenübertritt. „In der unbekümmerten Übertragung pflanzlicher und tierischer Gesetze auf den Menschen erblicken wir einen der fürchterlichen Vorstöße der Plattheit und des Unholdentums, an denen unsere Zeit so reich ist." — „Schöpfertum zeigt sich überall, wo der Geist auftritt."

Wir mögen es bedauern, daß *Spann* die Individualpsychologie so wenig kennt. Wir mögen es verstehen, daß man zu anderen Formulierungen kommt, wenn man, wie *Adler* aus der Praxis des ärztlichen Lebens, oder wie *Spann* aus dem Reiche der deutschen Philosophie, herkommt. Aber wir freuen uns, daß der eine wie der andere zum Anwalt des Geistes wird in einer Zeit, die geistblind zu werden droht.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

BÉLA SZÉKELY: *A gyermekévek szekszualitása (Die Sexualität der Kinderjahre).* Ungarisches Pantheon, Budapest. 1935.

Der Verfasser steht der Individualpsychologie nahe oder hat wenigstens in sein Denken individualpsychologische Elemente befruchtend aufgenommen. Er behält gewisse psychoanalytische Ausdrücke bei und versucht, eklektisch den verschiedenen "Conflicting Schools of Analysis" gegenüberzustehen, was ihm freilich nicht immer gelingt. Obwohl nicht Arzt, beherrscht er das ganze Gebiet der Sexualität, also auch das naturwissenschaftliche und ärztliche. *Székely* versucht es gar nicht, die heterogenen Lesefrüchte und Beobach-

tungen aus verschiedenen Lagern in ein System zu zwingen. Somit schillert sein Büchlein (dessen geschmack- und zugleich wirkungsvolle Ausstattung wieder einmal betont werden soll) in vielen Farben. Selbst wenn die individualpsychologische Auffassung von der seinen an manchen Punkten abweicht, so ist sein Werkchen vielleicht viel mehr von der Individualpsychologie befruchtet, als er es nach außen zugeben möchte.

Dr. *Oliver Brachfeld* (Barcelona).

JOSEF WANDELER: *Die Individualpsychologie Alfred Adlers in ihrer Beziehung zur Philosophie des Als Ob Hans Vaihingers.* Zürich 1932.

Der Verfasser unternimmt eine Untersuchung der philosophischen Grundlagen der Individualpsychologie, da diese Psychotherapie und allgemeine psychologische Lehre eine Weltanschauung darstelle. An Einsicht und Verständnis für ihren Wert fehlt es seiner Arbeit nicht. Verschiedene Einwände gehen aus dem persönlichen Standpunkt des Verfassers hervor, der im übrigen die Individualpsychologie mit seiner katholischen Weltanschauung im Einklang findet. So stellen sich auch am Ende religiöse Forderungen ein. Gewiß versteht sich die Ablehnung des *Vaihinger*'schen Als Ob zum Teil ebenfalls von hier aus.

Die zusammenfassende Darstellung der Individualpsychologie auf 15 Druckseiten vermeidet die üblichen Fehler fast ganz. Im Verlaufe der späteren Auseinandersetzungen (S. 69 ff.) wird allerdings, wie ich zu verstehen glaube, Lebensplan gleich Fiktion gesetzt. Nun sind diese Begriffe *Adler*scher Fassung nicht gleichzusetzen. Das Individuum errichtet seinen Lebensplan auf einer Fiktion, doch spielen viele andere, auch reale Elemente, bei der Bildung des Lebensplanes eine Rolle.

Die Bemerkungen *Wandelers* über die Willensfreiheit sind nicht als Einwände, sondern im Sinne der Individualpsychologie anzunehmen: Die freie Entschließung auf weitem Felde innerhalb des normalen Lebensstils, die Freiheit der Änderung des Ziels durch Einsicht, aber auch durch lebensvolle Erfassung neuer Aufgaben.

Der Haupteinwand *Wandelers* trifft die Voraussetzung, daß Gemeinschaft alles bedeute. Nur das Absolute habe Verbindlichkeit. Dazu wäre zu sagen, daß die Beziehung zum Absoluten in der Individualpsychologie eben durch ein metaphysisches Gemeinschaftsprinzip gegeben ist, welches die jeweilige zeitliche Gemeinschaft nur repräsentiert. Die Befolgung einer seelischen Hygiene, von *Wandeler* als Ausdruck des Pragmatismus bezeichnet, ist in der Individualpsychologie nicht übergeordnet dem Gemeinschaftsprinzip. Sie ist nur die andere Seite eines gemeinschaftlich richtigen Verhaltens entsprechend der Erfahrung des Seelenarztes.

Die Psychoanalyse bezeichnet *Wandeler* als eine Darstellung der persönlichen Psychologie ihrer Autoren. Ohne ihre positiven Seiten zu mißkennen, hält er sie in ihrer Arbeit durch eine falsche und vollkommen unbegründete Theorie beeinträchtigt. Interessante, oft erhobene Einwände gegen *Freud:* wenn höhere Ziele sublimiert werden, so beweist dies, daß sie da sind, nicht nur sexuelle Ziele, sogar vorher und stärker als diese. Die bedeutsamste Gefahr der Psychoanalyse liege in ihrer Behandlung, weil die Einstellung nicht geändert werde, die zur Verdrängung führte. Es besteht die Gefahr, daß Komplexe entdeckt werden, die nicht vorhanden sind. Umsomehr als die Widerstandstheorie den Anteil des Patienten einschränkt. So durch Suggestion geheilt, wird der Konflikt wieder auftauchen.

Die *Jung*sche Auffassung nennt *Wandeler* interessant, da sie versucht, eine objektive Stellungnahme zu den beiden andern Richtungen zu finden, doch wenig bedeutend in der therapeutischen Praxis.

Es folgt eine kurze Darstellung von *Vaihingers* Philosophie des Als Ob.

Die Erkenntnis, soweit sie über die bloße Empfindungswahrnehmung hinausgeht, besitzt keinen Wahrheitswert. Sie ist ein Mittel von höchstem *biologischen* Wert im Existenzkampf (Positivismus).

Die Psyche ist eine organische Gestaltungskraft, die das Aufgenommene selbständig zweckmäßig verändert, das Fremde sich und sich dem Neuen anpaßt, nicht nur aufnehmend, auch aneignend und verarbeitend. Sie schafft sich im Verlauf ihres Wachstums Organe durch Anpassung an die äußeren Bedingungen, z. B. Formen des Anschauens,

Denkens, gewisse Begriffe und andere logische Gebilde. Das logische Denken ist eine organisch-zweckmäßige Verarbeitung des Empfindungsmaterials, eine Funktion der Psyche, letztes Resultat der organischen Entwicklung. Es ist eine Äußerung der Teleologie, ihr Zweck das Wohl des Organismus, kein Abbild der Wirklichkeit. Es handelt sich nicht um Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern um Mittel, sich auf die Ereignisse vorzubereiten, Verarbeitung und Vermittlung des Empfindungsmaterials zur Erreichung eines reichen Empfindungslebens. Experimentelle Nachweise beweisen nichts für die Wahrheit, sondern nur die Angepaßtheit des Organismus. Irrtümer entstehen, indem man diese Abbilder für Realität hält.

Der Autor vermerkt die Überbetonung des aktiven Elements bei *Vaihinger*.

Die Fiktion bei *Vaihinger* ist ein zweckmäßiges psychisches Gebilde, bewußter Abweichung von der Wirklichkeit durch Abstraktion oder Typisierung, Symbolistik usw. Kategorien sind nur Vorstellungsgebilde. Dinge mit Eigenschaften, Ursachen, welche wirken, sind Mythen. Die objektiven Erscheinungen lassen sich so betrachten, als ob sie sich so und so verhielten.

Auch die Begriffe sind Fiktionen künstlicher Bildung. Es gibt viele Arten von Fiktionen, auch ethische. Das Ideal ist logisch genommen nur eine Fiktion, aber von großem praktischen Wert. Die wichtigsten Menschheitsideen haben keine objektive Gültigkeit: wir wollen so handeln, als ob es unsere Pflicht wäre.

Die gesamte Vorstellungswelt ist Fiktion, Denkmittel zur Orientierung, um das Handeln zu ermöglichen. Das Absolute ist letzte und höchste Fiktion.

Es gibt nur Sukzessionen und Koexistenzen, kein Ding an sich, kein Subjekt, Objekt.

Hypothesen unterscheiden sich scharf von Fiktionen. Jede normale Fiktion ist gekennzeichnet durch 1. Abweichung von der Wirklichkeit, 2. Ausscheidung vor Abschluß der Denkrechnung, 3. Bewußtheit, 4. Zweckmäßigkeit.

In seiner Kritik *Vaihingers* hebt der Autor hervor, daß schon jedes einfachste Urteil abstrakte Begriffe und unanschauliche Relationen enthalte. Wesen und Zweck des Denkens sind wohl in Beziehung zueinander, können aber nicht gleich gesetzt werden. Der *Vaihinger*sche Fiktionalismus bezeichne als Fiktion ganz verschiedenartige Begriffe. Auch könne man nicht, wie *Vaihinger* es tut, innerhalb seines Systems von einem Widerspruch der Fiktionen sprechen, da dieser auch nichts Reales sein könnte. Die Fiktionen erfassen die Wirklichkeit tatsächlich nicht, aber inadäquate Erkenntnis sei darum noch nicht falsch. Der Autor wendet sich gegen die Folgerung, daß wir mit Bewußtsein die falsche Fiktion festhalten und pflegen sollten. Die Grundlage hiefür scheine der Voluntarismus *Vaihingers* zu bieten: wahr ist, was dem Willen entspricht, nützlich ist. Aber Wille und Intellekt sind miteinander verbunden, außer dieser Verbindung nicht denkbar, ja der Intellekt übergeordnet dem Willen.

Nach *Wandeler* wäre die Anlehnung an *Vaihinger* nicht im Einklang mit den positiven Befunden der Individualpsychologie.

Er versucht, ihre geistesgeschichtliche Stellung zu skizzieren. Im 19. Jahrhundert, der Zeit starken Einflusses der Naturwissenschaft, entstand die experimentelle Psychologie. In der Erweiterung ihres Gebietes, in dem Bedürfnis nach Philosophie, tauchen dann auch von der Psychopathologie her teleologische Gesichtspunkte auf. Auch für die Individualpsychologie ist das Streben, überempirische, finale Zusammenhänge zu erfassen, charakteristisch.

Ihre Übereinstimmung mit *Vaihingers* Lehre liegt für *Wandeler* vor allem in ihrem Evolutionismus und Pragmatismus. In der entwicklungsmäßigen Auffassung des Seelischen in der Betonung der Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft bringt sie diese zum Ausdruck. Er versucht, die Unterschiede herauszuarbeiten. Der Fiktionsbegriff in der Individualpsychologie bedeute falsche Wertung durch den Menschen, fiktiv bedeute illusorisch. Der Anschein der Übereinstimmung mit den Lehren *Vaihingers* komme daher, daß diese Einbildungen, die den Begriff der Fiktion in der Iindividualpsychologie ausmachen, zweckbestimmt sind.

Dem Einwand des Autors, daß auch ganz einfache Urteile mit abstrakten Begriffen ausgestattet seien, ist auch vom psychologischen Standpunkt beizu-

pflichten. Ja selbst die Wahrnehmung ist schon so weitgehend vom Urteil gefärbt, daß es Wunder nehmen muß, warum die Zweifel nach altem philosophischen Brauch nicht schon an der Reatät der Sinnesempfindung ansetzen. Das Innen- und intellektuelle Leben einer *Helen Keller*, gestützt auf ein Minimum an Sinnesmaterial, nur auf Mitteilung beruhend, ist offenbar nicht wesentlich verschieden von dem unseren. Unsere Ideen sind in unsere Wirklichkeit verwoben, sind mehr als ein Spiel der Vernunft.

Meiner Ansicht nach wäre hervorzuheben, daß das Gebiet der Individualpsychologie ein anderes ist, als das der Philosophie des Als Ob. Der Vergleich hat sich nicht auf Gebiete bezogen, die der Individualpsychologie fern liegen. Die Fiktion als eine Leistung des bedrängten Ich ist nicht ohne weiters mit der Fiktion als wissenschaftlichem Prinzip zu vergleichen, sie ist nicht rein intellektuell gebildet, sondern Leistung der seelischen Dynamik.

Zu tiefst verwandt ist der Individualpsychologie die Auffassung des Seelischen nach *Vaihinger* als eines Organs der menschlichen Entwicklung im Sinne einer Lebens- und Gemeinschaftserhaltung; verwandt die Betrachtungsweise der Individualpsychologie, die die Auffassung des Menschen von seiner Rolle betrifft: Die „Als Ob"-Betrachtung als ein Hilfsmittel der gesunden und der kranken Seele.

Dr. *Alice Friedmann* (Wien).

CYRIL BURT: *The subnormal mind.* Oxford University Press, 1935.

Das Buch ist eine Sammlung von Vorträgen über Kinderpsychologie, welche der Verfasser, Professor an der Universität London, in jüngster Zeit vor Studierenden gehalten hat. Es will in erster Linie ein Leitfaden sein für Ärzte, Schulärzte, Pädagogen und Jugendfürsorger, kurz für jeden, der beruflich mit "problem-children" zu tun hat.

Es handelt der Reihe nach über 'the normal mind', 'the mentally deficient', 'the dull or backward', 'the neurotic', 'asthenic neuroses', 'sthenic neuroses' und gibt im letzten Kapitel Anleitungen zur Diagnose sowie einige Bemerkungen über Vorkommenshäufigkeit in England. Der Anhang enthält einen ausführlichen Fragebogen für den Diagnostiker und das Schema eines "intelligence test".

Mit dem Bestreben, ein möglichst umfassendes Bild der Varianten des "subnormal mind" zu bieten, verbindet Verfasser das Bemühen, "to preserve a general and somewhat eclectic standpoint; and to sketch a rough basis which (with considerable modification, no doubt) might be acceptable to all schools of psychology".

Wie vielleicht aus diesem letzteren Bestreben zu erklären, enthält das Buch keinen „Allgemeinen Teil". Nicht was der "subnormal mind" ist, wird gezeigt, sondern nur welche Erscheinungsformen es gibt, sowie deren charakteristische Merkmale und Besonderheiten. Allein Zwangsneurotiker und Angstneurotiker sind in erster Linie — Neurotiker, Neurotiker und Delinquenten vor allem — psychisch Fehlgegangene. Dies ist ihr Gemeinsames aus gemeinsamer Ursache. Sie getrennt behandeln, ohne das Gemeinsame zu zeigen, heißt, in Symptompsychologie stecken bleiben.

Dies im Zusammenhalt mit dem gewollten Eklektizismus ist auch der Hauptfehler des Buches: grundsätzliche Antworten werden nicht gegeben, grundsätzliche Fragen gar nicht gestellt. Daraus folgt: unklare Stellung zum Hereditätsproblem, Überschätzung des Wertes von "Tests" (wie sie in den angelsächsischen Ländern so beliebt sind) u. dgl. Als Behandlung werden meist rein äußerliche Veränderungen und Maßnahmen empfohlen, wie Zusammenfassung zurückgebliebener Kinder in Spezialschulen und -klassen, Entfernung neurotischer Kinder aus dem Elternhause, etc. Der Effekt ist: Resignation des Arztes in Fällen, die dazu oft kaum Anlaß bieten.

Die Individualpsychologie kommt in dem Werk zu kurz. Nicht nur daß weder sie noch *Adler* überhaupt genannt wird, auch ihre Erkenntnisse sind dem Verfasser anscheinend unbekannt. Zwei Hinweise auf den Minderwertigkeits-„komplex", gelegentliche Bemerkungen über die Stellung des ersten oder einzigen oder verzärtelten Kindes und die Bedeutung der Ermutigung — das ist ungefähr alles; nichts über das Gemeinschaftsgefühl, nichts vor allem über das Prinzip der Einheit der Persönlichkeit und der Lebenslinie, ein Prinzip, welches, obzwar dem Laien oft selbstverständlich, dem Psychologen noch immer

meist ein Buch mit sieben Siegeln bedeutet.

Eine eingehendere Stellungnahme zu dem Buche *Burts*, welche angesichts der Stellung des Verfassers in England vielleicht geboten wäre, soll unseren dortigen Freunden vorbehalten bleiben.

Dr. *Heinz Sternberg* (Wien).

PAUL PLOTTKE: *Le Problème de L'Alcoolisme considéré du point de vue de „L'Individualpsychologie" d'Alfred Adler.* (Das Problem des Alkoholismus vom Standpunkt der Individualpsychologie Alfred Adlers.)

An Hand einiger Fälle bespricht *Plottke* die ip. Anschauungen und die Therapie bei Alkoholikern. Sehr hübsch herausgearbeitet ist der eine Fall, der, wie Verfasser behauptet, ihm vollkommen unerklärlich schien, solange er mit der Individualpsychologie nicht vertraut war, daß ein und derselbe Mensch zuerst mit seiner Abstinenz zu imponieren versucht, dann mit seiner Fähigkeit, mehr trinken zu können als andere, und daß ihm dieser Widerspruch sich zum ersten Male klärte, als er beides als Überlegenheitsgesten deuten konnte.

Wenn Verfasser meint, daß die Individualpsychologie in ihrer therapeutischen wie pädagogischen Kunst allgemeiner studiert werden sollte, damit die ganze menschliche Gesellschaft daraus Vorteil ziehen könnte, so müssen wir wohl mit ihm übereinstimmen, da nur richtig für das Leben vorbereitete Individuen imstande sind, ohne Abwegigkeiten den Schwierigkeiten des Lebens zu begegnen.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Chronik.

Prof. Dr. Alfred Adler in London.

Prof. Dr. *Alfred Adler* hat seine klinischen Vorlesungen am *Long Island Medical College* für dieses Semester abgeschlossen und begab sich nach Europa, wo er zunächst in *England*, dann auch in anderen Staaten Vorträge über Theorie und Praxis der Individualpsychologie hält.

Am 11., 12. und 13. Mai hält Prof. Dr. *Alfred Adler* in *London* in Veranstaltung der dortigen Medical Society of Individual Psychology und des Individual Psychology Clubs *drei öffentliche Vorträge* über „Die Wissenschaft der Individualpsychologie", „Die Wissenschaft der Sozialpsychologie" und „Die Wissenschaft der Vorbeugung der Neurose und der Kriminalität".

Anfangs Juni begibt sich Prof. *Adler* nach Holland, wo er zunächst in *Amsterdam* Vorlesungen über Individualpsychologie hält.

Im Herbst wird *Alfred Adler* seine klinischen Vorlesungen als Professor am *Long Island Medical College* wieder aufnehmen.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

10. Februar 1936: Dr. med. Alexander *Müller:* Lebensgestaltung.

17. Febr.: Dr. med. et phil. Alexander *Neuer:* Geist und Seele.

24. Febr.: Dr. med. Hilde *Krampflitschek:* Überwinder.

2. März: Dr. med. et phil. Alexander *Neuer:* Individualpsychologische Therapie.

9. März: Dr. med. Alexander *Müller:* Das Schöpferische im Menschen.

16. März: Dr. phil. Viktor *Brod:* Konzentrationspraxis und Individualpsychologie. — Erwiderung: Dr. med. et phil. Alexander *Neuer.*

23. März: Fachlehrer Oskar *Spiel:* Am Schaltbrett der Erziehung.

30. März: Dr. med. et phil. Alexander *Neuer:* Tiefen- und Triebpsychologie.

20. April: Dr. med. Rudolf *Dreikurs:* Das Gewissen als Förderung und Hemmung.

Ärztliche Diskussionsabende des Wiener Vereins für Individualpsychologie.

Vorträge:

19. Februar 1936: Diskussion über einzelne Fragen der Individualpsychologie.

4. März: Dr. Rudolf *Dreikurs:* Symptomwahl.

18. März: Dr. Arthur *Holub:* Zur Psychologie der ärztlichen Sprechstunde.

1. April: Dr. Franz *Plewa:* Angstneurose.

The Medical Society of Individual Psychology, London.

Meetings of the Society:

13th February, 1936, Dr. *Frank Gray:* "The Psychopathology of Organic Disease".

Sir Walter Langdon-Brown: "The place of Psychology in the Medical Curriculum."

Dr. *Denis Carroll:* "Some problems in the Treatment of Delinquency."

Alexander Baldie, Hon. Sec. 7, Warrington Gardens, W. 9. Tel: Abercorn 4200.

*

Three public Lectures, delivered at The Conway Hall, Red Lion Square, London, W.C. 1 by Dr. *Alfred Adler:*

May 11th: *The Science of the Individual Personality.* (Chairman: *Sir Walter Langdon Brown, M.D., F.R.C.P.*, Emeritus Professor of Physic, University of Cambridge.)

May 12th: *The Science of Social Psychology.* (Chairman: *H. C. Squires,* Esq., *C.M.G., M.D., F.R.C.P.*)

May 13th: *The Science of the Prevention of Neurosis and Crime.* (Chairman: *W. Norwood East,* Esq., *M.D., F.R.C.P., H.M.* Commissioner of Prisons.)

All enquiries: *Miß I. Jephson,* Secretary Lecture Committee, c/o Individual Psychology Club, 62, Torrington Square.

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen,

Athen, Monemvassias 22.

Die Leitung des Vereines hat auf dem *ersten Balkankongreß für Kinderfürsorge,* der vom 5. bis 9. April 1936 in *Athen* stattgefunden hat, *den Standpunkt der Individualpsychologie zur Verhütung und Behandlung der Schwererziehbarkeit* in einem eigenen Referat entwickelt und sich auch an der Diskussion rege beteiligt. In dem Referat wurde insbesondere auch auf die praktische Bedeutung der Individualpsychologie sowie der *individualpsychologischen Erziehungsberatungsstellen* für die Kinderfürsorge, die Schule und die Familie verwiesen. Außerdem wurde über die bisherige Tätigkeit des Athener Vereins für Individualpsychologie auf theoretischem und praktischem Gebiete Bericht erstattet.

Der Verein, der erst 1933 gegründet wurde, hat große Erfolge zu verzeichnen. Seine zwei öffentlichen Erziehungsberatungsstellen, sowie die Beratungsstelle im Seminar Varvakion werden von Eltern, Lehrern und Kindern stark in Anspruch genommen, die Zeitschrift des Vereins erfreut sich einer großen Verbreitung; die Vereinsvorträge in Athen sowie in anderen griechischen Städten zeigen eine stets zunehmende Besucherzahl.

Das griechische Unterrichtsministerium hat, der Bedeutung der Individualpsychologie für Erziehung und Schule Rechnung tragend, die Individualpsychologie an der pädagogischen Akademie als eigenes Fach eingeführt. Im Seminar für Fortbildung der Studienräte werden über Individualpsychologie ständige Kurse abgehalten (Dozent: Dem. *Moraitis*).

Auf dem ersten Balkankongreß für Kinderfürsorge wurde von den Vertretern des Vereins mit Rücksicht auf die große Bedeutung der Individualpsychologie für die Behandlung und Verhütung von Schwererziehbarkeit der *Antrag* gestellt, *die Lehre der Individualpsychologie in allen Balkanländern zu verbreiten und individualpsychologische Erziehungsberatungsstellen zu errichten.* Dieser Antrag wurde vom Kongreß *angenommen.*

Dem. Moraitis, (Athen).

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen).

Im Oktober 1935 hielt *Ida Löwy* (Wien) auf Einladung der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft in Krakau zwei Vorträge über „Eltern und Kinder" und „Was können wir von Kindern lernen".

Von regem Interesse für die Lehre der Individualpsychologie Prof. *Alfred Adlers* und für die Bedeutung der behandelten Frage zeugte die große Zahl der Zuhörer. Die Interpretation in ihrer vortrefflichen, interessanten und lebhaften Art, fand großen Beifall. Viele aus

dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebten außerordentlich den Vortrag und die folgende Diskussion, in welcher viele Mütter und Väter sich dann an die Vortragende mit allerhand Fragen wandten, die diese sachlich beantwortete. *Ida Löwy* hat hier der Individualpsychologie viele Freunde und Anhänger erworben.

Sophie Glaßner (Krakôw).

Aus dem Jahresbericht des „Bureau of Child Guidance", New York.

Die allgemeinen Ziele des „Bureaus" (einer Einrichtung des New Yorker Stadtschulrates): Ein individualisierendes System der Erziehung zu bewerkstelligen, das die Entwicklung der ganzen Persönlichkeit des Kindes auf die Weise leitet, daß das Kind in den Stand setzt, „in seiner Gemeinschaft ein harmonisches, nützliches und tüchtiges Leben zu führen".

Spezielle Ziele und Methoden des „Bureaus":

1. Verbreitung des „Standpunktes und allgemeiner Prinzipien der geistigen Hygiene" unter den Eltern und Lehrern mittels Vorlesungen, Konferenzen, Kursen, Radio, Broschüren und Diskussionsgruppen.

2. Bewerkstelligung einer größeren Kooperation zwischen den Schulen und sozialen Einrichtungen mittels:

a) Beratung durch soziale Helfer, wobei die Nöte der Kinder durch gemeinsame Arbeit der Schule und der sozialen Einrichtungen erleichtert werden müssen.

b) Diskussionen mit der Schulleitung über den Bedarf und die Hilfsquellen der Stadt.

3. Hilfeleistung bei Änderung und Weiterentwicklung der Schulprogramme mittels:

a) Konferenzen mit den Schulleitern und Oberaufsichtsräten.

b) Spezieller Studien (physische, soziale, psychologische und, wenn nötig, psychiatrische) über Kinder in ihrer frühesten Kindheit und in dem Jahre vor dem Eintritt in die Schule.

4. Das Studium und Behandlung einzelner Kinder:

a) Das Studium der Schulberichte durch das „Bureau of Child Guidance".

b) Gemeinsame Beratungen von sozialen Helfern und Eltern.

c) Unterricht von Kindern, die im Lesen und in der Mathematik Schwierigkeiten haben.

Nachrichten und kleine Mitteilungen.

Unser Mitarbeiter Prof. Dr. *Walther Schuster* (Aussig) hat am 2. April in der Prager Deutschen Sendung einen Vortrag über „Erziehungs- und Jugendberatungsstellen" gehalten.

*

Unsere Mitarbeiterin *Hedwig Schulhof* (Reichenberg) hat am 3. Februar in der Volkshalle einen Vortrag über „Frauenseele und Frauenpolitik", und am 7. Februar einen Vortrag über „Die Geschichte der Frauenliga für Frieden und Freiheit" gehalten.

*

In *Haifa* (Palästina) wurde eine „Society for Educational and Vocational Guidance of Youth" gegründet, die auf individualpsychologischer Grundlage arbeitet.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit der Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4,* zu beziehen.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6,* und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

*

Erneuerung des Abonnements.

Die Administration bittet um ehebaldigste Überweisung der Abonnementbeträge für 1936, sowie der etwaigen Rückstände, an die Adresse der Zeitschrift: Wien, VI., Joanelligasse 6.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie

Verein Wien: IX., Alserbachstraße 15. (Dr. Heinz Sternberg.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Sir Walter Langdon Brown, M. D., F. R. C. P., Regius Professor of Physic, University Cambridge; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Benno Stein.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Barcelona: Barcelona, Apartado 5016. (Dr. Oliver Brachfeld. Adresse: Barcelona, Rambla Catalunya, 84, 4⁰.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Arbeitsgemeinschaft Ödemis (Türkei): Ödemis, Türkei (Prof. Eyüp Hamdi Bey).

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Wetzikon, Kanton Zürich. (Frau Inès Spring-Zürcher, Telephon: 978.494.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Monemwassias 22, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, Frans van Mierisstraat 59. (Sekretärin: Frau Paula Allmayer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Hallinglaan 4. (Fräulein M. J. A. M. van Geelen.)

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. C. L. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Heinz Sternberg, Wien, I., Seilerstätte 15.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6.

Neurotisches Weltbild.

Von ALFRED ADLER.

Ist es das Streben des Individualpsychologen, die Kenntnis der nervösen Persönlichkeit aus ihren fehlgeschlagenen Beziehungen zur wirklichen Welt, wie sie dem sozialgerichteten Auge entspricht, zu erlangen, so ist er, um seinen Patienten zu überzeugen, bestrebt, ihm dessen unrichtiges, fiktives Weltbild, die haltlose Philosophie seines Lebens klar auseinanderzusetzen. Der Neurotiker ist so sehr in seine in der Kindheit geschaffene Welt schlafwandlerisch verflochten, daß er nur unter den günstigen Bedingungen einer individualpsychologisch geleiteten Diskussion und mit dem schmalen Anteil seines Gemeinschaftsgefühls, und daher mit dem verringerten Maß seines common sense, mitzugehen imstande ist. Die Heilung erfolgt durch die Zerstörung des falschen und restlose Anerkennung des gereiften Weltbildes, was immer in jenen Formen geschieht, die wir nur aphoristisch als Vergrößerung seines Gemeinschaftsgefühls, Ermutigung, Verzicht auf Scheingröße und stärkere Unabhängigkeit von der Meinung der andern ausdrücken können. Das reifere Weltbild setzt diese Aufgabe, in deren Lösung nicht etwa eine Anpassung, wie die des Wurms in einem Apfel, verstanden werden kann, sondern Richtigkeiten, wie sie für alle und für eine vorauszusetzende Ewigkeit gelten sollten.

Fraglos, daß das unrichtige Weltbild des Neurotikers ständig durch die Wirklichkeit so stark ins Schwanken gebracht wird, daß der Neurotiker sich von vielen Seiten bedroht fühlt, seinen Wirkungskreis einengt, pedantisch die gleichen Stellungnahmen zum Ausdruck bringt, einen Minderwertigkeitskomplex mit allen Folgen zeigt, dem zu entkommen, da nun das Todesproblem droht, er krampfhaft einen Überlegenheitskomplex konstruiert. Mutlosigkeit, Zweifel, Überempfindlichkeit, Ungeduld, aufgepeitschte Affektivität und Rückzugserscheinungen, körperliche und seelische Störungen mit allen Zeichen der Schwäche und des Anlehnungsbedürfnisses beweisen immer wieder, wie er den früh erworbenen „verzärtelten Lebensstil“ nie verlassen hat. Wie er, mit geringer Aktivität ausgestattet, ohne genügendes Gemeinschaftsgefühl sich eine Welt vorgespiegelt hatte, in der er berechtigt wäre überall der Erste zu sein, ohne im negativen Falle eine andere Antwort bereit zu haben, als in mehr oder weniger gehässiger Weise andere, das Leben, die Eltern anzuklagen. Diese Einengung auf einen kleinen Bezugskreis bringt es mit sich, daß er Fragen notwendiger Art ungelöst läßt, vor sie gestellt mit einer Schockwirkung antwortet und in dieser exogen ausgelösten Situation Schocksymptome entwickelt, die seiner Körperlichkeit und seinem Lebensstil entsprechen, besonders aber jene betont, die ihn zu berechtigen scheinen, der vorliegenden mit einer Niederlage drohenden Frage auszuweichen.

Die Mannigfaltigkeit der nun erscheinenden Symptome läßt sich, wie ich in meinem im vorigen Heft dieser Zeitschrift erschienenen Artikel „Über Symptomwahl" gezeigt habe, ziemlich restlos begreifen. Freilich muß man es verstanden haben, daß seelische Zusammenhänge nicht im Sinne des Beobachters, sondern im Sinne des Patienten geschaffen werden, daß wir es bei den neurotischen Symptomen nicht mit dem „Ding an sich", nicht mit kausalen Faktoren zu tun haben, sondern mit der Meinung und Auffassung, mit dem fehlerhaften Weltbild des Patienten.

Vielleicht kann ich diese Tatsachen an folgendem Falle näher erläutern.

Ein 21jähriger Chicagoer Student der Anthropologie klagt über einen Mangel an Konzentrationsfähigkeit, über Verlust des Gedächtnisses und über starke Angsterscheinungen. Wir sind gewiß, daß wir eine ganze Reihe weiterer nervöser Symptome vorfinden werden.

Seine Mutter starb an einer Herzerkrankung. Schon vor ihrem Tode litt der Patient an starkem Herzklopfen, das sich nach ihrem Tode auffallend verstärkte.

Da wird mancher sagen: „Aha, er identifiziert sich mit der Mutter!" Der Individualpsychologe würde einwenden: „Du kommst zu diesem Schlusse, weil du starr nach einer einzigen Richtung blickst. Und du findest, was du schon vorher weißt. Du wirst nun, gezwungen durch dein Orientierungsschema, mit Schärfe darauf achten, ob du Anhaltspunkte findest für die homosexuelle Neigung dieses Patienten, der dem Vater die Mutter ersetzen will. Dagegen ist zu sagen: niemand schätzt die Rolle der Identifikation höher als der Individualpsychologe. Und wenn hier wirklich eine Identifikation mit der Mutter vorliegt, warum sollte diese Identifikation sich nur oder besonders auf die Sexuallibido erstrecken? Gibt es sonst nichts in der Persönlichkeit der Mutter, ihr Hauswerk, ihre Stellung zu gesellschaftlichen Fragen, das ganze Wesen ihrer Persönlichkeit, die zur Identifizierung Anlaß geben könnten? Könnte es nicht sein, daß dieser Sohn gerade die Enthebung von Aufgaben, die der kranken Frau gewährt wurde, höher stellt als alles andere? Wir wollen nicht auch in den Fehler voreiligen, durch unsere Blickrichtung dargebotenen Herumratens verfallen, obwohl die obigen Klagen des Patienten auf Enthebung Anspruch machen.

Auch eine andere Frage erhebt sich hier. Wir müssen alle jene Darstellungen verwerfen, als ob neurotische Symptome „gemacht" werden könnten. Sie sind vielmehr die letzten, automatischen Ausläufer tiefer liegender seelischer Erregungen. Eine Neigung, sich mit der Mutter zu identifizieren, Symptome nachzuahmen, könnte nie zu Herzklopfen führen. Daß aber die Angst, über die der Patient klagt, Herzklopfen hervorrufen kann, ist kaum zu bestreiten. Vielleicht wird sich der in der Medizin geschulte Individualpsychologe vorsichtigerweise auch zu der vorläufigen Annahme entschließen, daß vielleicht bei dem Patienten eine von der Mutter geerbte Organminderwertigkeit des Herzens vorliegt, eine Annahme, die deshalb nicht allzugewagt erscheint, weil wahrscheinlich die ganze gegenwärtige Generation eine relative Minderwertigkeit des Herzens

aufweist, was durch die überragende Zahl der Herztodesfälle beweiskräftig erscheint.

Als eine weitere Klage des Patienten erfahren wir, daß er an einer Akkomodationsschwäche der Augen leidet (Schwäche der musculi interni). die den leicht kurzsichtigen Studenten am Lesen hindert.

Fassen wir unter seinen Symptomen den Mangel an Konzentrationsfähigkeit, die mangelnde Gedächtniskraft und die Unfähigkeit zu lesen zusammen, so müssen wir gestehen, daß er in seinem Berufsleben als Student vor dem Schiffbruch steht. Die Angsterscheinungen klären das Bild, wenn wir erfahren, daß er vor einer Prüfung steht, der er sich nicht gewachsen fühlt. Dieser Zusammenhang wird uns, und was weit wichtiger ist, dem Patienten nur dann als überzeugend erscheinen, wenn wir nachweisen können, daß der Patient kraft seines Lebensstiles stets mit Angst antwortete, wenn ein Erfolg ausgeschlossen schien, wenn sich die selbstgefällige Eitelkeit des verzärtelten Lebensstiles bedroht fühlte.

Unter anderem erwähnte er auch ein bei Neurotikern häufiges Symptom, das sich immer einstellte, wenn er über eine Brücke ging. Er fürchtete zu fallen oder sich selbst in die Tiefe zu stürzen.

Wie ich schon anläßlich der Interpretation von Fallträumen erklärte, der Eindruck des Fallens setzt voraus, daß einer sich „oben“ fühlt, aber dessen nicht sicher ist. Und daß er in verzagter oder warnender Art jene Stimmung und jene Gefühle erweckt, als ob das Unglück schon geschehen wäre. Der Gedanke an Selbstmord, das Todesproblem, taucht, wie ich gezeigt habe, immer auf, wenn das Individuum die dem Leben einverleibte Struktur des Strebens nach Erfolg abgeschnitten findet. Wir finden hier den kurzgefaßten symbolischen Ausdruck für die Verzweiflung des Patienten an seinem Erfolg.

Er erinnert sich, daß alle seine Symptome ihre Höhe erreichten, als er kurz vor einer Prüfung eine Vorlesung über Napoleon anhörte. Die Schilderung dieses meist siegreichen Kraftmenschen und sein Sturz erschütterten ihn außerordentlich. Wir finden in dieser Erschütterung die gleiche Stärke der Identifikation, die viele Medizinstudenten dahin führt, alle Krankheitssymptome an sich zu entdecken, von denen sie in der Klinik Kenntnis bekommen. Diese Identifizierung mit Napoleon gelingt unserem Patienten wohl deshalb leichter, weil er sich offenbar ein Weltbild geschaffen hat, in dem er wie ein Napoleon über die andern hinausragt.

Seinen Vater schildert er als einen wertlosen Menschen, der sich um die Familie nicht kümmerte.

Diese Bemerkung ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil sie zeigt, — was dem Patienten gänzlich unbekannt, von ihm unverstanden und durchaus nicht etwa im „Unbewußten“ ist, — daß sein Platz in der frühesten Kindheit zu enge war, um ihn zur Entfaltung seiner angeborenen Fähigkeit des Gemeinschaftsgefühls gelangen zu lassen. Sein Interesse für andere hat wohl bei der Mutter halt gemacht.

Seine Mutter war eine überaus gütige Frau, die in der Sorge für ihn, der in der Kindheit an Tbc litt, aufging und ihn im äußersten Grade verwöhnte. Dasselbe tat auch eine Großmutter. Eine Freundin der Mutter,

die gegen die Verwöhnung auftrat, lehnte er gänzlich ab. Er war ein einziges Kind.

Wir haben bereits so viel Material beigetragen, um jedem verständlich zu machen, daß die Neurose die Stellungnahme des „verwöhnten Lebensstiles“ ist, daß ich nicht gerne wieder darauf eingehen will. Der „Ödipuskomplex“ und seine Folgen sind nichts anderes als die Erscheinungsformen des „verwöhnten Lebensstiles“. Nur auf den wiederholt und mit Nachdruck nachgewiesenen Punkt will ich noch einmal hinweisen, daß der „verwöhnte Lebensstil“ in seiner lebendigen Ausgestaltung die Schöpfung des Kindes ist, die freilich von außen her häufig Förderung erfährt. So daß gelegentlich dieser Lebensstil auch dort zu finden ist, wo man gerechter Weise nicht von Verwöhnung, eher von Vernachlässigung sprechen könnte.

Eines aber erscheint mir wichtig, um an dieser Stelle erwähnt zu werden. Wenn das Kind in seinem verwöhnten Lebensstil irrend und nahezu traumhaft sein Weltbild gestaltet hat, dann wird jedes Erlebnis im Sinne seiner Haltung zum Leben gesehen, empfunden und beantwortet. Nicht die Erlebnisse als solche, ihre ureigenste Bedeutung wirken sich dann aus, sondern die Auffassung, Wertung und Bedeutung, die dem Erlebnis durch den vorhandenen Lebensstil gegeben wird. Es soll nun noch etliche Psychiater und Psychologen geben, die aufgedeckte Erlebnisse als „Tiefenspychologie“ hinstellen. Um wie viel tiefer geht die Deutung der Individualpsychologie, die in den Erlebnissen den viel tiefer liegenden Lebensstil klarstellt! Aber auch das Ressentiment, von einigen als sadistischer Urtrieb beschrieben, ist lange nicht Tiefe, sondern findet sich regelmäßig als spätere Reaktion besonders im verzärtelten Lebensstil, sobald die Außenwelt nicht mehr gewährt, was das irrtümlich geschaffene Weltbild solcher Kinder zu versprechen scheint. Kinderfehler irgendwelcher Art, ob sie den Mund oder andere Körperstellen betreffen, zeigen deutlich die frühzeitige Revolte dieser Kinder gegen die Forderungen des Gemeinschaftsgefühls, gegen ihre Einfügung in ein soziales Leben. So erscheinen sie schon frühzeitig als eine Bürde für die andern und nicht als eine Hilfe.

So erzählt auch unser Patient, daß er mit den Jahren, in denen er naturgemäß nicht mehr seine Welt der Verzärtelung erleben konnte, trotzig und aufbrausend wurde, was aber nur in solchen Situationen zutage trat, in denen er, sich frei fühlend von jeder Verantwortung, die Oberhand hatte, wie zu Hause und in der Schule. Hier besonders, wo er nicht der Einzige, nicht der Erste sein konnte, zeigte sich seine Schulfeindlichkeit in fortgesetzten Versuchen zu stören. Fremden Leuten gegenüber zeigte er sich scheu und verschlossen. Auch war es ihm unmöglich, Freundschaften zu schließen. In diesen Lebensformen zeigte sich deutlich seine Ausschaltungstendenz, die schon in jüngsten Jahren dort auftrat, wo er sich nicht als Herr der Situation fühlte.

Bezüglich der „Ausschaltungstendenz“ und ihrer Wichtigkeit habe ich oft das Nötige gesagt. Sie macht sich als Abstraktion geltend. Sowie ein Weg, eine Haltung, eine Beziehung zu Problemen der Außenwelt erfaßt wird, der Außenwelt, zu der auch das Erlebnis der Körperlichkeit und die Eindrücke des Seelenlebens gehören, wird alles, was nicht zu dem

gewählten Weg gehört, mehr oder weniger ausgeschaltet. Oder es wird ganz oder teilweise seines gedanklichen Inhaltes entkleidet. Dasselbe geschieht mit den untrennbar verbundenen Gefühlsmomenten und der daraus sich ergebenden Stellungnahme. Übrig bleibt nur die vom Lebensstil gewählte Richtung, gedanklich, gefühlsmäßig und stellungsmäßig. Was bei dieser Ausschaltung der Lebensstil übrig läßt, bleibt im Seelenleben bestehen und wirkt sich aus — „unbewußt", wie die Autoren zu sagen pflegen, besser *unverstanden*, weil der betreffende Lebensstil die von ihm gemodelten Eindrücke einer weiteren Kritik sorgfältig entzieht. Sein Weltbild kann der Neurotiker nur mit Hilfe solcher der Kritik entzogenen Hilfskräfte aufrechterhalten. Die Haltung unseres Patienten zeigt demnach, wie er durch Ausschaltung anderer seinen neurotischen Bezugskreis aufrechtzuerhalten suchte, ihn soweit verkleinerte, daß er die Fiktion von seiner Einzigartigkeit bewahren konnte.

Als er in höhere Klassen, in der High School, aufrückte, traf er auf freundliche, wohlwollende Lehrer, wie er sie früher nicht gehabt hatte. Da wurde er einer der besten und folgsamsten Schüler. Nur die Mathematik machte ihm Schwierigkeiten, wie so oft verwöhnten Kindern, die, im weiten Feld dieser Wissenschaft allein gelassen, oft auch ohne Erfolg im Beginn sich zu enge Grenzen setzen, sich hinter den Glauben an einen Mangel der Begabung zurückziehen und alle Gedanken und Impulse an eine Besserung ausschalten.

Außerordentlich stark wirkte auf ihn der Religionsunterricht. Die Allmacht Gottes faszinierte ihn. Mehrere Jahre verlebte er in religiöser Inbrunst und war ein regelmäßiger Kirchengänger. Die Teilnahme an der Größe Gottes, das Bewußtsein, mit dem höchsten Wesen verbunden zu sein, lag im Bereiche seines Weltbildes. Aber seine Hingabe an das höchste Wesen begann für ihn zu stark zu werden. Da wendete er sich von der Religion ab und vermied in die Kirche zu gehen.

Seine Lehrer sagten ihm eine große Zukunft voraus. Bevor er an die Universität ging, bot sich ihm eine Stellung als Hauslehrer. Die Unterordnung unter den Willen einer verzärtelnden Mutter und eines verwöhnten Kindes war zuviel für sein Weltbild. Kaum zwei Wochen hielt er es aus. An einer zweiten Stelle blieb er fünf Tage. Dann gab er Hausunterricht gänzlich auf und wurde Student der Anthropologie.

Aber auch hier störte ihn sein kindliches Weltbild. Er kam an der Universität neben einer 17jährigen Studentin zu sitzen. Da überkam ihn die Furcht, diese Situation könnte ihn sexuell aufregen. Da ihm die Möglichkeit, vor einem Mädchen geprüft und vielleicht zurückgesetzt zu werden, unerträglich war, er aber unter allen Umständen nur erfolgsichere Wege gehen konnte, schaltete er das andere Geschlecht gänzlich aus seinem Erleben aus und weidete sich an dem Gedanken, ein reines Leben zu führen. Daß diese Reinheit durch Masturbation einigermaßen gemindert war, störte ihn nicht, war doch sein eingeengter Lebensstil für Masturbation zugänglich, war doch Masturbation der richtige sexuelle Ausdruck eines Lebensstils, der mangels einer genügenden Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls keinen Platz für eine Aufgabe hatte, an der zwei Personen in beiderseitiger Ergebenheit unter dem Gefühl der Gleich-

wertigkeit ihre endgültige Vereinigung beschließen. Sein eitler, ehrgeiziger Lebensstil konnte auch die Sexualfunktion in seinem Sinne gestalten, wo das Gefühl einer Niederlage so ziemlich ausgeschlossen war, wenn die Meinung des Patienten es so wollte. Er verharrte so, weil seine Sexualfunktion nicht in die Richtung des Gemeinschaftsgefühls drängte, in der Linie der Ausschaltung normaler Sexualität und Liebe, und war nur auf den Schutz seines Prestiges bedacht. Die Folge war, daß er *den Weg aus der kindlichen Gestaltung der Sexualfunktion, der Selbstbefriedigung*, nicht finden konnte. Bei dieser Gelegenheit will ich auch hervorheben, daß dieser Mangel einer sozialgerichteten Sexualfunktion die Hauptrolle in allen Perversionen und in allen psychischen Störungen der Sexualität spielt.

Wir wären nun schon imstande, widerspruchslos die Sphäre seiner Aktivität, den Bezugsraum zu umschreiben, den er kraft seines Weltbildes entsprechend seiner Meinung vom Leben selbsttätig geschaffen hat. Dadurch sind wir imstande, auch alle seine Ausdrucksbewegungen, seine Art, Lebensprobleme zu lösen oder auszuschalten, mit einiger Sicherheit vorauszusagen. Mit einiger Sicherheit nur, da niemand sich ganz in den andern hineindenken kann und da besonders Ausweichungsmöglichkeiten in großer Zahl gegeben sind. Wir könnten z. B. annähernd angeben, was der Patient uns als eine älteste Kindheitserinnerung offenbaren wird. Er wird mit Wahrscheinlichkeit eine Situation oder ein Ereignis schildern, in der sich sein Weltbild wörtlich oder symbolisch darstellt. Seine älteste Erinnerung lautet: „Ich sah von einem hohen Fenster aus in einen Hof, in dem Soldaten in Uniform exerzierten“. Vielleicht wird nur der Individualpsychologe das kleine Detail ernster fassen, daß er von oben herabschaute, und wird finden, daß dieses Schauen wenig von Aktivität aufweist, gleichzeitig auch mit seiner Kurzsichtigkeit einen Zusammenhang hat, da Kinder mit leichteren Augenfehlern recht häufig für das Sehbare ein größeres Interesse entwickeln. Auch seine frühzeitige Berufswahl wäre nicht schwer vorauszusagen: er wollte Pilot, Redner, politischer Führer (von oben herab) oder Lokomotivführer werden.

Eine weitere seiner Klagen bezieht sich darauf, daß er außerordentlich suggestibel sei. Wir treffen sehr selten unter Fehlschlägen, wie einer Neurose, Psychose, Delinquenz etc., eine Suggestibilität in der Richtung auf Mitarbeit und Mitmenschlichkeit. Wenn wir sie antreffen, meist bei schwererziehbaren Kindern von geringer Aktivität, so ist sie immer gefolgt von Ressentiment und heimlicher Revolte, gelegentlich so, auch während einer Behandlung, daß der Patient zuzustimmen scheint, ohne eine Besserung seines Verhaltens durchzuführen. Sonst aber finden wir diese und ähnliche Klagen dort, wo wir eigentlich das Gegenteil feststellen können, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, der Patient macht solche Feststellungen, um sich dagegen zu wehren. Im Allgemeinen kann gesagt werden, daß Suggestibilität immer dort erscheint, wo sie dem Lebensstil angepaßt ist. So offenbar auch hier, wenn der Patient andern leicht zustimmt, weil er fürchtet, durch Widerspruch einer Niederlage entgegenzugehen. Seine Suggestibilität ist also unmittelbar verwandt mit seiner Scheu.

Dieses Symptom bringt er in unmittelbaren Zusammenhang mit der Haltung der bereits erwähnten Freundin seiner Mutter, die nicht nur für ihn die wichtigste Person seiner nächsten Umgebung war. Zu Besuchen bei ihr mußte er sich so hübsch als möglich kleiden und ihre Vorwürfe trafen ihn aufs härteste. Allmählich betrachtete er sie als seine größte Feindin, da seine Eitelkeit durch sie stets verletzt wurde.

Das Grab seiner Mutter, deren Beziehung zu ihm der Kern seines verwöhnenden Weltbildes geworden war, besuchte er häufig und fragte sich häufig dort, was ohne sie aus ihm werden sollte. Dabei lenkten sich seine Gedanken regelmäßig auf den Herzfehler, den kein Doktor bestätigen konnte. Hier ließ ihn die beklagte Suggestibilität im Stich.

Er wandte sich an Psychiater und Psychologen. Einer von ihnen fragte ihn, ob er sich auf der Gasse beobachtet fühle. Der Patient erriet, daß der Arzt die Diagnose Paranoia im Sinne hatte. Er hatte nie zuvor einen ähnlichen Gedanken gehabt. Seit dieser Frage aber blickte er häufig auf der Straße um sich, argwöhnend, daß ihn jemand verfolge.

Ein anderer Psychiater fragte ihn, ob er Stimmen höre. Auch aus dieser Frage entnahm der Patient, daß er der Schizophrenie verdächtig sei. Er leugnete es, aber seit dieser Bemerkung glaubte er stets Geräusche und Klingen im Ohr zu verspüren. Dieses Symptom erfuhr noch eine Verstärkung, als die erwähnte Freundin der Mutter auf seine unbefangen scheinende Frage erklärte, solches seien Zeichen von Wahnsinn. Eines nachts trat dieses Klingen im Ohr außerordentlich stark auf. Er schrie und weinte so laut, daß sein Vater kommen mußte und ihn beruhigte; darauf hörten die Ohrgeräusche auf, traten aber immer wieder auf, wenn er die Freundin der Mutter besuchte.

Sollen wir die Tatsache der Ohrgeräusche leugnen? Oder sollen wir, wie andere, annehmen, daß der Patient sie willkürlich erzeugte? Ich glaube nicht, daß jemand sie erzeugen kann, und nehme lieber an, daß er ein empfindliches Gehörorgan besaß, eine Organminderwertigkeit, die sich bei Emotionen geltend machte, vielleicht auch schon früher, ohne daß der Patient vor seiner Konsultation bei dem Psychiater Gewicht darauf gelegt hätte.

Nun aber sehen wir, wie er zur Sicherung seines Weltbildes, also zum Schutz seiner Eitelkeit einen Wall gegen die Forderungen des wirklichen Lebens errichtet hatte. Ohne sich Klarheit darüber zu machen, konnte er alle Lebensfragen ausschalten oder hinausschieben, indem er sich ganz der Betrachtung und den Gefühlen seiner Symptome hingab, die das Resultat seines Schocks waren, den er erlebte, da er sich zu schwach fühlte, das Ziel seiner Eitelkeit zu erreichen, seinem Weltbild getreu eine überragende Rolle zu spielen. Wobei er dem Schock durch die vorliegenden Probleme ausweichen, diese in den Hintergrund drängen konnte, was ihm unter zwei Übeln als das kleinere erscheinen mußte.

Spitzfindige Kritiker der Individualpsychologie müßten hier fragen: wenn die Individualpsychologie das Streben nach Erfolg als der Lebensstruktur untrennbar eingebettet findet, wenn diese Wissenschaft behauptet, daß niemand ohne Änderung seines Weltbildes seinen Lebensstil ändert, ist es gerechtfertigt anzunehmen, 1. daß das Streben nach Erfolg auch in

der armseligen Haltung dieses Patienten zu finden ist, 2. daß die Persönlichkeit des Patienten sich nicht geändert hat?

Wer sich mit diesem Patienten identifizieren kann, wird leicht finden, daß seine gegenwärtige Haltung seinem Weltbild entspricht, das nur Situationen zuläßt, in denen der Patient seine Eitelkeit befriedigt findet. Von allen Situationen nun, die hier denkbar wären, bleibt nur die eine als passend übrig, sich jeder Niederlage zu entziehen, ein haltbares Alibi dafür aufzubringen und seine Familie in seinen Dienst zu zwingen. Dabei gewinnt der Patient den Vorteil, daß er in seinem idealen Weltbild verharren kann, als ob er der Sieger über alle sein könnte, wenn nur das Hindernis seiner Krankheit überwunden wäre. Und dies ist ja die Pflicht des Arztes und nicht seine.

Daraus geht auch hervor, daß sich die Persönlichkeit des Patienten nicht geändert hat. Er lebt auch jetzt entsprechend seinem Weltbild. Er gibt jetzt die Antwort, die wir kraft seines Lebensstils von früher erwarten konnten, sobald sich anläßlich einer drohenden Niederlage sein Minderwertigkeitskomplex entwickelt.

Die Wahl seiner neurotischen Symptome, automatisch entwickelt, ist durchaus verständlich. Allen zugrunde liegt die tiefe Erschütterung, nicht seinem eitlen Weltbild entsprechend leben zu können. Diese Erschütterung, weil fortlaufend wie die exogenen gefährlichen Probleme, brachten Körper und Seele in einen Gefühlsaufruhr. Die körperlichen Minderwertigkeiten, Auge, Ohr und Herz, gaben zuerst nach. Angst als die Erscheinungsform eines schweren, hilflos erscheinenden Minderwertigkeitsgefühls gesellte sich hinzu. Die Furcht, zu fallen oder sich hinabzustürzen, weisen auf den Anbruch des Todesproblems hin in symbolischer Verkleidung. Die scheinbar paranoiden Züge waren geglückte Folgen einer unverstandenen Anleitung durch Ärzte.

Sein Traumleben entspricht ganz seinem Weltbild. Seine sexuellen Träume zeigen, daß er die masturbatorische Phase der Sexualfunktion, einer Aufgabe für eine Person allein, noch nicht überwunden hat. Verfolgungsträume spiegeln ihm vor, daß er von Gefahren umringt sei und vorsichtig sein müsse. Einer seiner Träume enthält eine Szene, in der er auf der Spitze eines Berges steht und auf die kleinen Menschen unten herabsieht, ein Bild, das seiner ältesten Kindheitserinnerung völlig entspricht. Ein andermal sieht er sich auf einer hohen Kirchturmspitze, von der er herabgleitet, um im Lande der Kommunisten zu landen. „Kommunismus" für ihn gleichbedeutend mit den ärgsten Übeln.

Sein Studium ist ihm ganz verleidet. Er träumt, sein Professor kommt die Stufen herauf, und er erwartet, daß dieser mit ihm sprechen wolle. Als der Professor näher kommt, wendet derselbe sich weg und sagt, er habe sich geirrt, und wendet sich zu einem andern Schüler. Verlassen also auch von seinem Lehrer, was ihm mehr bedeutet als sein Studium, kehrt er der Wissenschaft den Rücken.

Er lauert auf jedes Wort, das seinem Rückzug zustatten kommt, ihm als Alibi dienen könnte. Sein Blick ist nur darauf gerichtet, sich drohenden Aufgaben zu entziehen. Die Freundin der Mutter erzählt ihm von einem Manne, der mit 40 Jahren einen Schlaganfall hatte; sie fügt hinzu,

er müsse eine Ahnung von seinem späteren Schicksal gehabt haben, da er nicht heiraten wollte. Sofort kommt ihm in den Sinn, daß auch er dasselbe Schicksal erleiden werde.

Ein Trost ist ihm geblieben. Jener Trost, der soviele Menschen dazu bringt, aus ihrem Minderwertigkeitskomplex in einer Kompensation einen Überwertigkeitskomplex zu gestalten, auch hier wieder die Tendenz, ein Leben wenigstens scheinbar erfolgreich durchzuführen: er findet, daß seine Stirne mächtig gewachsen sei, und ist überzeugt, daß ihn dies zu einem „politischen Führer" qualifiziere. Dies freilich für spätere Zeiten.

Der Weg zur Heilung ist klar ersichtlich. Sein Lebensstil und sein Weltbild sind ein einziges Bezugssystem. Er sieht alles nur mit seinen eitlen, selbstgefälligen Augen. Er bezieht sich zu jeder Frage des Lebens mit der ängstlichen Erwartung, ob auch sein Prestige gesichert sei, findet dies selten und ist so genötigt sich von den Lebensaufgaben unter Festhaltung der Schockwirkungen zurückzuziehen. Solange er diesen Irrtum nicht versteht, solange er seine Welt für die richtige, die richtige Welt aber für seine Eitelkeit unerträglich findet, bleibt er ein Neurotiker. Löst sich sein Traum von einer Welt, die seine Eitelkeit geboren hat, die seine Eitelkeit rechtfertigt, beginnt er sich mehr und mehr als ein Gleichberechtigter unter Gleichen zu fühlen, unabhängig von der Meinung der andern, so steigt auch sein Mut, und seine Vernunft bekommt die Kontrolle über unverstandene Zusammenhänge. Von allen Erlebnissen aber, und von allen angeborenen Möglichkeiten, ist zu sagen, daß sie nicht einen allgemeingültigen Marktwert haben wie Händlerware, sondern daß sie soviel Wirkung haben als der Lebensstil zuläßt. Nur wer diesen Punkt verstanden hat, darf von Höhe oder Tiefe psychologischer Wissenschaft sprechen.

Kriminologie und Individualpsychologie.

Individualpsychologische Analyse der Seele des Mörders.

Von Dr. JOSEF TAKATS, Rechtsanwalt (Szombathely, Ungarn).

I. Kriminologie.

Der ewig unruhige menschliche Geist ist bestrebt, die Geheimnisse des Weltalls zu erspähen, er forscht, kombiniert, steigt auf den Meeresgrund hinab, hebt sich in die Stratosphäre empor, um deren Rätsel zu lösen und die letzten Ursachen kennenzulernen. Dieselbe Begierde, die letzten Gründe zu entdecken, quält den Menschen, wenn er auf dem Gebiete der geistigen Wissenschaften bemüht ist, in der Verkettung Ursache-Folge bis zum letzten Glied des Anfanges zurückzugelangen, und es ist ein altes Programm der Wissenschaften, festzustellen, welche Motive den Verbrecher bewegen, den geraden Weg der Rechtschaffenheit verlassend, ein Krimineller zu werden.

Die Zeit war nämlich bald da, da die Menschen sich mit der Erklärung nicht mehr zufriedenstellten, daß der Verbrecher ein Ungläubiger,

ein gottloser Mensch sei, der seinem Schöpfer untreu wurde, der infolge seiner Untugend dem Verbrechen verfalle. Schon im 16. Jahrhundert stellt der große Heilige, Thomas Morus, fest, daß die Gesetze grausam seien, weil sie den Dieb mit Todesstrafe belegen und die Bedingungen nicht schaffen, welche den Armen die Möglichkeit geben, ihr Brot für sich und ihre Familien zu verdienen. Und als im 17. und 18. Jahrhundert die in Frankreich zu dieser Zeit so häufigen Justizmorde sich ereigneten, eröffneten die Enzyklopädisten — an deren Spitze *Voltaire* stand — im rationalen Denken neue Perspektiven für die Kriminaljustiz. Auf Grund der Ideen dieser großen Männer entstand dann in der französischen Revolution im Jahre 1791 der französische Code Pénal, der lange Zeit als Muster für die Kriminalgesetzgebung aller zivilisierten Länder galt.

Das Strafrecht hat in seiner Bedeutung einen ähnlichen weittragenden Schritt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemacht, als unter dem Einfluß der *Darwin*'schen Lehren die naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden in das Strafrecht einzudringen begannen und dadurch die Grundlage einer, im naturwissenschaftlichen Sinne genommenen Kriminaläthiologie gelegt wurde. Das diesbezügliche Verdienst gebührt dem Turiner Universitätsprofessor *Lombroso*, der in seinem im Jahre 1876 erschienenen Werke „Uomo delinquente“ die Welt mit der Behauptung überraschte, daß der Verbrecher mit gewissen Anomalien behaftet, also von Natur aus grausam, diebisch, schlau usw. sei, daß er also aus anthropologischen Gründen die Delikte begehe, was soviel bedeutet, daß er als Verbrecher geboren wird (reo nato). Die Ideen *Lombrosos* haben einen ungeheuren Einfluß auf die Strafrechtswissenschaft und sogar auf die einzelnen positiven Strafgesetzbücher gehabt. Nacheinander entstanden Schulen, welche die Erforschung der Delikte zu ihrer Aufgabe machten und gleichzeitig bestrebt waren, das Resultat ihrer Forschungen in der praktischen Gesetzgebung geltend zu machen (was die unter dem Einfluß dieser Schulen entstandenen positiven Gesetze betrifft, sei nur auf die Jugendgesetze einzelner Länder hingewiesen, worin nicht mehr die Vergeltung, sondern die Rettung des Jugendlichen, die Vorbeugung der Delinquenz, der leitende Gedanke ist).

Alle diese Schulen, die man mit dem Sammelbegriff Kriminologische Schulen bezeichnet, erblicken die Ursache der Kriminalität teils in endogenen, teils in exogenen Faktoren und werden in zwei Hauptgruppen geteilt, u. zw. in die kriminalanthropologische und kriminalsoziologische Schule. Zu den endogenen Faktoren gehören: biologische Eigenarten, biochemische Unregelmäßigkeiten, sexueller Unterschied, Vererbung, Form des Schädels, Gehirn usw., zu den exogenen gehören: Jahreszeiten, Klima, geographische Lage, Teuerung, Wirtschaftskrisen, Vermögen, Alkoholismus usw. Die Methode ist demnach eine induktive, gleich jener der Statistik: die Erscheinungen werden beobachtet, gesammelt und daraus die Folgerungen gezogen.

Es ist ganz irrig, zu glauben, daß die durch die kriminologischen Schulen in der Erforschung der Ursachen der Delinquenz erzielten Ergebnisse — trotz der durch sie verwendeten naturwissenschaftlichen Me-

thode — zufriedenstellend wären. Um das plastisch vor Augen zu führen, bringe ich einige Beispiele:

Unter den die Delikte determinierenden endogenen Faktoren figurieren z. B. die biologischen Faktoren, die auf die Eigenart der Delikte einwirken sollen. Es wird gesagt, daß z. B. die Menstruation eine überaus große Rolle bei gewissen, von Frauen verübten Delikten spiele. Gefangenhausärzte, Psychiater usw. bestätigen angeblich, daß sich manchmal Frauen sanften Charakters zur Zeit der Menses zu ganz dämonischen Taten hinreißen lassen. *Lombroso* schreibt, daß er unter 80 Frauen, die Widersetzlichkeiten gegen polizeiliche Organe verübt haben, 71 menstruierende Frauen gefunden habe. So handgreiflich und klar auch diese Feststellung scheinen mag, führt sie das Problem nicht weiter. Wenn wir es nämlich näher ins Auge fassen, so erkennen wir, daß sich hinter diesem biologischen Faktor auch soziale, wirtschaftliche Faktoren verstecken. Die Frage der Individualität wollen wir vorläufig außer acht lassen. *Parent-Duchatelet* untersuchte das Schicksal von 5181 Prostituierten und fand, daß 53% derselben durch wirtschaftliche Not (Kranke, erwerbsunfähige Eltern, Kind usw.) in diesen Erwerb gedrängt wurden. Wir verstehen sofort, um was es sich handelt, wenn wir daran denken, daß Frauen in guten materiellen Verhältnissen mit wenig Wahrscheinlichkeit in Polizeigewahrsam kommen, was gewöhnlich das Schicksal dieser Unglücklichen ist, die gemeiniglich das Material zu solchen statistischen Beobachtungen bieten. Der Wert dieser kriminologischen Beobachtung kann nur zweifelhaft sein. Einseitige Gesichtspunkte aus dem ganzen kausalen Zusammenhange herausreißen, an ganz außerordentlich komplexen Erscheinungen einseitige Beobachtungen anstellen und daraus Folgerungen ziehen, kann nicht viel wissenschaftlichen Nutzen haben.

So ist es auch z. B. mit der Schwangerschaft, die Frauen angeblich zu Diebstählen veranlaßt, wie es in „Zum Paradies der Damen“ *Zolas* beschrieben ist (Warenhausdiebstähle). Daß die bevorstehende Geburt, die damit zusammenhängenden Sorgen der Erhaltung des Kindes bei der Entscheidung zur Tat mitspielen, mag richtig sein. Aber die Schwangerschaft allein, eventuell mit anderen Umständen, wird einen konkreten Fall, der vor den Richter gelangt, nie zufriedenstellend erklären. Ähnliche wissenschaftliche Feststellungen werden für den Gesetzgeber oder den praktischen Juristen recht wenig Nutzen bringen können.

Oder nehmen wir von den exogenen Faktoren den sogenannten kosmischen oder physischen Faktor, das Klima. Nach einer Feststellung *Lombrosos* sollen in Nordeuropa auf 10 Millionen Einwohner 12, in Mitteleuropa 25 und in Südeuropa 56 Revolutionen fallen. Die Revolutionen scheinen somit im unmittelbaren Zusammenhange mit der geographischen Lage der Länder zu stehen. Diese Feststellung scheint auch ganz einleuchtend zu sein. „Es ist aber nicht schwer einzusehen, daß Klima, Jahreszeiten wenig Einfluß auf die Vermehrung und Verminderung der Kriminalität ausüben. Ihre Funktion verschmilzt mit jenen vielen komplizierteren Faktoren, welche die zur Entstehung der Kriminalität notwendigen Bedingungen organischer und sozialer Natur beeinflussen.“ *Tarde* reiht sie deshalb in keine separate Kategorie ein, sondern meint, daß die

kosmischen Faktoren durch die wirtschaftlichen und sozialen Faktoren wettgemacht werden können.

Zur Frage der Kriminaläthiologie, welche die Ursachen der Delikte seien, hat bekanntermaßen auch der geschichtliche Materialismus Stellung genommen. Die geschichtlichen Materialisten meinen, daß die Delinquenz ausschließlich von den jeweiligen wirtschaftlichen Einrichtungen der Völker abhänge, und daß sie mit der Abschaffung der sozialen Ungerechtigkeiten automatisch aufhören würde. Diese Behauptung ist nicht stichhältig. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß in einer Gesellschaftsordnung, wo die zu Gebote stehenden Wirtschaftskräfte z. B. nicht zu Kriegszwecken, sondern zur Erzeugung von Gebrauchsgütern verwendet werden und infolge großer Produktion, gerechter Verteilung, eine Befriedigung der Bedürfnisse den Menschen keine Schwierigkeiten mehr bereiten werden, die Delinquenz, das moralische Verhalten der Menschen eine heute noch nicht geahnte Besserung erfahren kann. So weit ist die These des wirtschaftlichen Materialismus richtig. Die Lehre aber, daß die Ursache der Verbrechen ganz und gar die jeweilige wirtschaftliche Lage der Gesellschaft wäre, entbehrt jeder triftigen Grundlage. Der als Reaktion auf den *Hegel*schen Idealismus entstandene geschichtliche Materialismus, welcher in der Erklärung sozialer Erscheinungen die Ideologie ganz vernachlässigt, hat ein Dogma ins Extrem getrieben. Die Anhänger dieser Lehre gehen so weit, daß z. B. der Nationalökonom *Loria* die Behauptung aufstellt, daß sogar die Kreuzzüge aus wirtschaftlichen Gründen entstanden und geführt worden seien. Dieser Behauptung ist eine andere gleichzustellen, von der wir so oft hören und welche im Grunde genommen den Standpunkt des wirtschaftlichen Materialismus beinhaltet, nämlich die Behauptung, daß der vergangene Weltkrieg aus der zwischen Deutschland und Frankreich, resp. England bestehenden wirtschaftlichen Rivalität entstanden sei. Es ist nicht schwer, den Fehler an diesem Gedankengang einzusehen, denn es ist evident, daß die Kreuzfahrer auch vom Gedanken beseelt, das Grab des Heilands zu befreien, nach Osten zogen und es kann nicht geleugnet werden, daß der Revanchegedanke Frankreichs, die nationale Idee usw., also die Ideologie auf den Ausbruch des Weltkrieges auch bestimmend mitgewirkt haben.

Die materialistische Auffassung und die üblichen Erklärungen führen uns nicht sehr weit, wenn wir das „Warum“ menschlicher Handlungen begreifen wollen. Es gibt viele Mütter, die, in elenden Verhältnissen lebend, nicht imstande sind, ihre Kinder zu ernähren und sich trotzdem nicht ertränken. Es gibt viele zugrundegegangene Kaufleute, die sich in ihrer Verzweiflung nicht erschießen und es gibt unzählige von unvernünftigen Eltern und Lehrern mißhandelte Kinder, die sich trotz der ihnen zugefügten Unbill nicht erhängen. Warum der eine Selbstmord begeht und der andere trotz allen Elends standhält, ist eben das, was materialistisch nicht erklärt werden kann. Und so ist es auch mit der Delinquenz. Es gibt Beamte, deren Frauen operiert wurden, deren Kinder krank darniederliegen, deren Geld aufgegangen ist, die die notwendigen Lebensmittel, das Heizmaterial nicht beschaffen können, und die trotzdem nicht die ihnen

anvertraute Kassa öffnen werden, um daraus das Amtsgeld zu entwenden. Es gibt Frauen, deren Männer einen liederlichen Lebenswandel führen, die Frau vielleicht mit einer Geschlechtskrankheit anstecken und sie werden trotzdem keine Axt nehmen, um damit den schlafenden Mann umzubringen.

Daß soziale, wirtschaftliche Gründe in der Kriminalität eine ungeheure Rolle spielen, wird sogar von den orthodoxen Kriminalisten anerkannt. Das ist ein unzweifelhaftes Verdienst der kriminologischen Schulen. Aber warum der eine stiehlt, Delikte begeht, während der andere in derselben oder sogar schwierigeren Situation sich solcher Handlungen enthält, den Versuchungen gegenüber standhält, ist die Frage der Individualität, die eben den Kernpunkt des Problems bildet, und welche die kriminologischen Schulen nicht zu lösen vermochten.

Für die kriminologischen Schulen ist die Individualität das größte Problem geblieben, und die früheren psychologischen Schulen waren nicht imstande, Klarheit in diese Frage zu bringen. Heute hat sich die Lage geändert. Heute hat die Psychologie aufgehört, eine bloße metaphysische Spekulation, ein Jargon zu sein, der nur von denjenigen verstanden wird, denen die Kenntnis dieser Sprache nicht abgeht. Heute ist sie keine Wissenschaft mehr, die die Kluft des Unerklärlichen — wo es not tut — mit dem Regenbogen der Dialektik überbrückt und an Stelle des Determinismus ist die Umschreibung der Determinanten getreten.

Da die Individualpsychologie auch die Erforschung und Vorbeugung der Delinquenz zu ihrer Aufgabe gemacht hat, möchte ich an das Problem die teleologische Betrachtungsweise — wie sie die Individualpsychologie lehrt — anlegen und den Mechanismus der Seele des Mörders an zwei Fällen zeigen, in welchen ich vor kurzer Zeit die Verteidigung zu führen hatte. Ein Blick in die Seele dieser Mörder wird unschwer erweisen, wie einer zum Mörder wird, was das Wesen des Mördertums ist und daß die Individualpsychologie zu Recht lehrt, daß bei der Beurteilung eines Mörders und im allgemeinen des Verbrechers die Gesamtheit der Persönlichkeit ebenso wie das Milieu, in welchem diese verankert ist, betrachtet werden muß.

II. Mord an der Geliebten.

Der erste Fall spielte sich in einer ungarischen Provinzstadt ab. Der Täter, ein Unteroffizier, machte im Jahre 1933 die Bekanntschaft der 24jährigen Putzereiangestellten Fanny, mit welcher er sich im Laufe des nächsten Jahres mit Einwilligung der Eltern verlobte. Die Heirat sollte nach der Beförderung des jungen Mannes stattfinden. Im Monate Juli des nächsten Jahres jedoch erfuhr der Vater des Mädchens, daß der Täter eine ungeregelte Frauenaffäre habe und forderte ihn auf, sich von seiner Tochter solange ferne zu halten, bis die Angelegenheit geregelt sein werde.

Der Täter leistete dieser Aufforderung keine Folge, sondern besuchte das Mädchen auch fernerhin im Geschäftslokale, woselbst es angestellt war und es entstand zwischen ihm und dem Vater ein Konflikt, der mehr und mehr an Schärfe zunahm und damit endete, daß der Vater energisch

das Zusammenkommen der jungen Leute verbot. Dazu veranlaßte den Vater auch, daß inzwischen gegen den jungen Mann die Verhandlung in seiner Frauenaffäre anberaumt worden war. Diese Affäre bestand darin, daß er dieser Frau mit einem Eheversprechen Geld herausgelockt haben sollte. Die Anzeige hatte dieses Mädchen aus Eifersucht erstattet.

Am 31. Dezember 1934 gingen die Eltern mit dem Mädchen zu einer Unterhaltung, wohin auch der Täter kam. Da er von der Familie des Mädchens kühl empfangen wurde und die Eltern ihm nicht gestatteten, daß er im Saale mit dem Mädchen zusammenkomme, benahm er sich ganz absonderlich, sagte seinen Freunden, er werde sich umbringen, was später von den Eltern dahin gedeutet wurde, daß er schon damals das Mädchen hätte erschießen wollen. Die zwiespältige Art des Mädchens zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, denn sowohl der junge Mann, als auch die Zeugen sagten aus, daß das Mädchen im Gegensatz zu den Wünschen seiner Eltern, mit dem jungen Mann tanzte, und — nach Aussagen des jungen Mannes — als um Mitternacht das Licht auf eine Weile abgedreht wurde, — rasch zu ihm lief und ihn umarmte. Die Eltern behaupteten, daß das Mädchen sich vor den Drohungen des jungen Mannes fürchtete, so daß sie mit ihr nach Hause gehen mußten. Tatsache ist, daß Mutter und Tochter nach Hause gingen, der junge Mann daraufhin größere Mengen von alkoholischen Getränken zu sich nahm, nach einer Weile im Hause der Eltern des Mädchens erschien, vor den Fenstern schrie, randalierte, forderte, daß das Mädchen herauskomme, und als es nicht kam, mit einer Pistole einen Schuß in die Luft abfeuerte, worauf die Mutter und das Mädchen sich auf den Boden flüchteten. Er wurde später durch die herbeieilenden Freunde abgeführt.

Der 1., 2. und 3. Jänner 1935 vergingen damit, daß der junge Mann ununterbrochen zum Vater des jungen Mädchens lief, ihn bat, er möge gestatten, daß er das Mädchen heirate. Er besuchte in dieser Zeit zu wiederholten Malen das Mädchen, begleitete sie nach Hause und flehte sie an, sie möge ihm ihre Gunst ja nicht versagen. Der Vater hielt jedoch unerschütterlich an seinem Entschluß fest und als der junge Mann trotzdem das Mädchen in seinem Dienstort weiter aufsuchte, erstattete er am 3. Jänner beim Militärkommando die Strafanzeige wegen des am 31. Dezember 1934 stattgefundenen Exzesses, bei dem der junge Mann, wie gesagt, auch einen Schuß abgegeben hatte.

Infolge der Anzeige wurde gegen ihn die Haft verhängt. Als er davon erfuhr, nahm er in einem unbewachten Augenblick eine Pistole mit drei Patronen zu sich, setzte sich auf ein Rad und fuhr zu dem Mädchen. Innerhalb einer Stunde spielte sich nun die Tragödie ab. Er erschien im Geschäftslokal, schoß eine Kugel gegen das Mädchen, die deren Aorta eröffnete, dann jagte er sich eine Kugel in den Kopf. Das Mädchen starb in wenigen Minuten an Verblutung, er, der einen zirka 2 cm tiefen Streifschuß hatte, verlor zuerst das Bewußtsein, genaß jedoch in zwei Wochen.

Nach Ansicht der Sachverständigen konnte man sich mit dieser Waffe absichtlich keine Verletzung zuziehen, die verhältnismäßig so leichter Natur war, wie sie der Täter aufwies. Somit ist die Annahme begründet,

daß er wenigstens in diesem Augenblick tatsächlich die Absicht hatte, auch sich das Leben zu nehmen.

Einige Wochen vor der Verhandlung meldete sich der Täter in der Untersuchungshaft krank und wurde in die versperrte Abteilung des Spitales zur Feststellung seines angeblichen Nervenleidens gebracht. Diese Untersuchung ergab nicht viel Anhaltspunkte für ein bestehendes Nervenleiden. Kaum war er einige Tage in dieser Abteilung, als er mit einem Mithäftling einen Fluchtversuch unternahm. Sie kratzten Kalk von den Wänden, den sie dann dem Wachtposten im gegebenen Augenblick ins Gesicht warfen, ihn entwaffneten und den Versuch machten, zu entwischen. Dem Mithäftling gelang tatsächlich der Fluchtversuch, während er dem jungen Mann mißlang. Bezeichnend ist es für die Psyche der Massen, daß dieser Fluchtversuch die öffentliche Meinung, die bisher für den Angeklagten Sympathien empfand, gänzlich umstimmte. Er wurde als der gemeinste Verbrecher hingestellt, es wurden ihm nun plötzlich von seiten der Zeitungen, die sich mit dem Fall sehr eingehend beschäftigt hatten, auch andere Verbrechen unterschoben, Spionage, Mordversuch am Wachtposten usw. Das Gericht nahm als erwiesen an, daß die Geschehnisse vom 31. Dezember (Schuß in die Luft vor dem Fenster der Geliebten) mit den Geschehnissen am 3. Jänner im kausalen Zusammenhang stünden, daß er am 31. Dezember bereits zu dieser Tat entschlossen war. Er wurde deshalb wegen vorbedachten Mordes verurteilt.

Über den Vorfall befragt, gab er an, er habe sich, als er von der Anzeige des Vaters und der verhängten Haft erfuhr, entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Er hätte das Mädchen maßlos geliebt, das Mädchen hätte diese Liebe erwidert und da durch die Anzeige alle seine Zukunftspläne vereitelt worden seien, habe er in der Erregung die Pistole zu sich gesteckt, und sei zu dem Mädchen gefahren. Beim Eintreten in das Geschäft habe er dem Mädchen zugerufen, daß er sich erschießen wolle, worauf das Mädchen erwidert habe, es könne ohne ihn nicht leben. Er deutete das als ein Einverständnis des Mädchens, mit ihm sterben zu wollen, und habe daraufhin den Schuß gegen das Mädchen und dann gegen sich selbst abgedrückt. Ich war damals auf die Aussage des jungen Mannes angewiesen und gab der Verteidigung notgedrungenerweise einen romantischen Anstrich.

Als ich aber später Gelegenheit hatte, den Gerüchten mehr Gehör zu schenken, wurde ich eines anderen belehrt.

Es wurde erzählt, daß das Mädchen überaus lebenslustig war und wenig Neigung zum Selbstmord oder Sterben zeigte. Sie hätte auch zu anderen Männern Beziehungen gehabt. Man erzählte, daß sie immer von einer Ehe phantasierte, die ihr Ansehen und leichtes Leben verschaffen sollte, daß sie von einem Doktor und dergleichen geheiratet werden würde usw. Ihre Wahl sei nur deshalb auf den jungen Mann gefallen, weil sie keinen besseren fand und weil er als Unteroffizier zu dieser Zeit ihr und den Eltern eine gute Partie zu sein schien. Sie hätte auch die Beziehungen zum jungen Mann trotz des Verbotes des Vaters nur deshalb aufrechterhalten, weil sie sich für alle Fälle sichern wollte. Sie hatte schon einmal mit einem andern Mann Schiffbruch erlitten und habe deshalb den jungen

Mann sozusagen warm gehalten. Man erzählte ferner, diese Zwiespältigkeit hätte den jungen Mann in Verzweiflung gebracht, auch hätte ihn maßlos gekränkt, daß sie sich von andern Männern begleiten ließ, daß sie am 31. Dezember von einem anderen Mann Blumen erhalten habe, sich beim Tanz auffallend an den Tänzer angeschmiegt hätte usw.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Täter ein mit Minderwertigkeitskomplexen behaftetes, schwer entmutigtes Individuum ist. Die in zarter Jugend erlittenen seelischen Insulte und die eingehende Analyse seiner Persönlichkeit lassen diese Annahme mit Sicherheit zu. Er war das zweite Kind, er hatte nur noch eine ältere Schwester. Mit sieben Jahren verlor er seine Mutter, mit elf Jahren seinen Vater, war also Doppelwaise. Da der Vater bald nach dem Tode der Mutter wieder geheiratet hatte, kam das Kind zu seinen Großeltern. Er erzählte selbst, daß er als Kind sehr liebebedürftig gewesen war, die verstorbene Mutter hätte ihn verzärtelt, daß ihn aber die Großeltern keineswegs liebevoll behandelt hätten. Bereits mit 12 Jahren mußte er auf eigenen Füßen stehen. Er arbeitete damals in einer Kohlengrube, wo er 12 Stunden und mehr beschäftigt war und für die Arbeiter waschen, putzen und alles zubringen mußte. Er war also der Diener der Diener, weniger noch, als irgend ein anderer Mensch. Schließlich wurde er Schlosserlehrling und trat, nachdem er die Lehre absolviert hatte, in die Armee ein. Bevor er in die Armee eingetreten war, hatte er mit dem Leben einen schweren Kampf zu führen gehabt. Daß er den Kampf bestanden hat, ist kein Beweis gegen seinen neurotischen Charakter, denn der Neurotiker kann den Anschein eines ganz intakten Menschen haben, er versagt nur dort, wo sein Geltungsstreben gefährdet ist. Und im Kampf der Geschlechter ist dies am meisten der Fall. Er hatte bereits in drei Beziehungen Schiffbruch erlitten und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß solche Menschen vor einer langsamen, schrittweisen Lösung ihrer Probleme zurückschrecken und in ihrem Hasten die feigste Lösung irgendeiner vernünftigen Lösung vorziehen.

Von einer feindlichen Welt umgeben, hatte er nur Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit gefunden. In seiner kindlichen Verlassenheit fiel ihm häufig der Gedanke des Todes ein, mit welchem Gedanken er dann sein Lebenlang kokettierte. Vielleicht hätte diese kranke Seele eine Frau heilen können, die stark genug gewesen wäre, ihm den Glauben an die menschliche Gemeinschaft beizubringen. Leider kam ihm eine solche nicht in den Weg. Die zweite Frau, die jene Anzeige seinerzeit erstattet hatte, zog die von ihr erstattete Anzeige zurück und wurde bei ihrer Einvernahme von derartigen Weinkrämpfen befallen, daß die Verhandlung wiederholt unterbrochen werden mußte. Sie versprach, von ihm, den sie ja noch immer heiß liebe, nicht mehr zu lassen, sondern warten zu wollen, bis er die Strafe abgebüßt haben werde und ihn dann zu heiraten. Nach der Verhandlung, als ihre Popularität zu Ende gegangen war, kümmerte sie sich nicht mehr um ihn.

In den Akten befand sich ein Brief, den der Täter zur Zeit seiner Verlobung mit Fanny an diese zweite Frau. an die Anzeigerin, geschrieben hatte, und aus welchem ich folgende Stellen übersetze: „Ich weiß,

daß ich Dir in der letzten Zeit großen Schmerz bereitet habe. Aber ich konnte nicht anders ... wir Männer mögen unsere Ansichten über euch noch so sehr ändern, ihr seid in unseren Augen doch immer das Weib von ehedem ... Du müßtest wissen, warum Du in Deinem Innern den steten Kampf um Macht und Schönheit führst. Du sollst wissen, daß Dein ganzes Leben von der Erotik und Sexualität beherrscht ist und daß eben diese es ist, die Dich zu jener Macht über die Männer leitet, von der Du träumst ... Sei bescheiden in dieser Macht, dann bist Du keine Sklavin, sondern eine Herrscherin ... Da Du mir schreibst, daß Du nie um jemandes Gunst betteln würdest, wie die Olga. (Sie ist die dritte Frau, die er, gleich der zweiten, im Stiche gelassen hat.) Ich, als Mann werde mich durch Bettelei nicht erniedrigen... So bist Du, großes Rätsel des Lebens... Die Zeit ist gekommen, um Dir alles mitzuteilen, was ich im Leben gelernt habe. Ich habe Dir Dein Spiegelbild gezeigt, unbefangen. Denn das ist reine Wahrheit... Und wenn ich den Mut besitze, Dir das zu sagen, sollst Du auch den Mut haben, dies einzusehen...“

Wer seine angebliche Überlegenheit in dieser Art betont, ist eben ein Schwächling. Ob diese Gedanken von ihm sind, oder ob er sie aus einem Liebesbriefsteller herausgeschrieben hat, mag dahingestellt sein. Der Umstand, daß diese Worte bei ihm Anklang fanden, legt Zeugenschaft von seiner Einstellung ab, wie er zu diesen Dingen steht.

Sehr bezeichnend ist auch die Diskussion, die ich mit ihm im Gefängnis führte. Ich erzählte ihm, daß ich in der Stadt erfuhr, daß das Mädchen Seitensprünge machte. Er bestritt dies heftig, obwohl er wußte, daß das Mädchen leichtsinnig war. Dagegen erzählte er, sich in Heldenpose werfend, wie er ihre Bekanntschaft gemacht, wie sie ihm nachgestellt habe, um ihn kennenzulernen. Hätte er vor seinen Richtern nicht verhehlt, daß ihn die Untreue des Mädchens rasend gemacht hatte, wäre vielleicht die Strafe anders ausgefallen. Aber das Geständnis, daß er von der Untreue des Mädchens gewußt hat, hätte ihn in seinem männlichen Ehrgefühl verletzt.

Ich wußte seit jeher, daß es sich hier nicht um jenes Gefühl handelt, das Liebe genannt wird. Ein Mensch, der liebt, erschießt nicht seine Partnerin. Das Tier tötet auch nicht sein Weibchen, warum sollten gerade beim Menschen zwischen dem Töten des Partners und dem Geschlechtsleben irgendwelche von der Natur aus gegebene Zusammenhänge bestehen. Die Psychoanalytiker meinen, daß die sexuelle Liebe dadurch entstanden sei, daß die vom Vater vertriebenen jungen Männchen der Urmenschen ihre Libido zur Liebe sublimiert hätten. Es ist nicht unsere Aufgabe, im Rahmen dieses bescheidenen Aufsatzes zu entscheiden, wie der rätselhafte Überbau — die sexuelle Liebe — in das Geschlechtsleben der Menschen gekommen ist, was ihr Wesen ist. Uns interessiert nur, daß sie vom Machtstreben und Geltungsstreben der Partner durchflochten ist und daß sie das geeigneteste Schlachtfeld darstellt, auf welchem sich die Minderwertigkeitsgefühle entmutigter Menschen und der Massen in der schädlichsten Art und Weise auszutoben pflegen. Dieser Fall legt ein beredtes Zeugnis davon ab, wie einer der miteinander wetteifernden Partner seiner

Hoheitsidee durch eine blutige Tat Nachdruck verleiht, respektive sein Streben nach Macht, nach Überlegenheit bekundet.

Daß es sich hier um das Machtstreben dieses Mannes gehandelt hat, geht auch aus folgendem hervor:

Die Gefahr des Galgens, der während der ganzen Dauer der Gerichtsverhandlung seinen Schatten in den Verhandlungssaal warf und die Nerven des jungen Mannes auf die äußerste Probe stellte, erwirkte, daß die lebenslängliche Freiheitsstrafe, die er erhielt, ihm eine offensichtliche Erleichterung in der schweren Spannung der letzten Zeit verschaffte. Als ich ihn nach der Verurteilung besuchte, war von der angeblich unauslöschlichen, großen Liebe keine Spur vorhanden. Neurotische Menschen, die für eine Idee andere Menschen tot sehen wollen, ziehen es gewöhnlich vor, selber am Leben zu bleiben. Durch sein ganzes Gehaben und Gebaren, durch die fortwährenden Beteuerungen seiner Dankbarkeit mir gegenüber, verriet er, daß er glücklich war, zu leben und nun nur ein Ziel kannte, billig aus der Affäre herauszukommen. Es fiel ihm nicht ein, den Wunsch zu äußern, man möge ihn zum Tode verurteilen, da das Leben ohne das Mädchen für ihn keinen Wert habe. Er wollte leben.

Alle diese Umstände lassen keinen Zweifel darüber, daß bei diesem für die großen Aufgaben des Lebens schlecht vorbereiteten Menschen das geringe Maß von Gemeinschaftsgefühl nicht genügt hat, um den Druck der außergewöhnlichen Situation auszuhalten. Durch die hintereinander folgenden Niederlagen wurde er in der kritischen Zeit noch tiefer in jene Entmutigung gedrängt, welche ihn auf seiner Lebensbahn begleitet, er sah nur sich, seine fiktive Leitlinie und verlor jeden Sinn für seine Mitmenschen. Da für den Neurotiker der Reiz, den das begehrte Objekt auf ihn ausübt, umso größer wird, je weiter entfernt es liegt, ist es verständlich, daß durch das kategorische Verbot des Vaters, das zwiespältige Verhalten des Mädchens, die Anzeige vom 3. Jänner, seine Verhaftung, der Besitz des Mädchens ins Unerreichbare gerückt, gleichzeitig aber der Reiz, es doch zu besitzen, ins Unermeßliche gesteigert wurde. Nur so können wir verstehen, warum solche Menschen das Objekt ihrer angeblichen Liebe so maßlos überwerten, sich den Weg zu einer vernünftigen Lösung verrammeln, auf Tod und Selbstmord assoziieren. Ich hörte einmal eine treffende Bemerkung in diesem Belange: Wenn unser Mann das Mädchen hätte heiraten können, wäre seine ganze sogenannte Liebe wie Rauch zerflattert. Diese Bemerkung erinnert an den Ausspruch, daß *Shakespeares* „Romeo und Julia" nie jenen künstlerischen Wert erlangt hätte, wenn aus den beiden ein Ehepaar geworden wäre. Wir streifen hier die Grenze der allgemeinen Neurose; denn solche Menschen, wie unser Täter, handeln im Bewußtsein eines allgemeinen Verständnisses für das, was sie tun: sie eskomptieren die Billigung, die Bewunderung der Massen und erhöhen ihre Person durch den Selbstmord, den gemeinsamen Tod.

Wir wissen, daß der Selbstmord eine an die Adresse der Hinterbliebenen gerichtete Geste darstellt. Der Selbstmordkandidat sieht die Hinterbliebenen, wie sie sich über den Sarg beugen und sich Vorwürfe machen. Auf diese Weise erhöht er seine Person. Und es liegt auf der Hand, daß unser Mann zwei Ziele vor Augen hatte. Sich an jenen, die

die Erfüllung seines Wunsches vereitelten, zu rächen und sich mit dem Mädchen trotz ihres eventuellen Widerstandes zu vereinigen. Wer die geliebte Person und sich selbst erschießt, erreicht trotz aller Hindernisse sein Ziel, weil er sich mit ihr, wenn auch nicht anderswo, n einer irrationalen Welt — im Tod — vereinigt.

Dieses Spiel der Seele kennen wir aus der Kunst. Kreon läßt seine Nichte Antigone in die Höhle einsperren. Sie erhängt sich, worauf der Sohn Kreons und Liebhaber Antigones — Hämon — sich ebenfalls entleibt, sich gleichzeitig an dem Vater rächt und mit Antigone vereinigt.

III. Ein Brudermord.

Der zweite Fall, ein Brudermord, ereignete sich im Laufe des vorigen Sommers in einem kleinen Dorf in der Nähe des Plattensees. Was dem Fall ein spezielles Interesse verleiht, ist der Umstand, daß die Mitbeteiligten zu einer Sekte gehören, die sich rühmt, die Nachfolgerin des Urchristentums zu sein, nämlich zur Sekte der Nazarener. Zur Charakteristik dieser Sekte bemerke ich, daß die Anhänger derselben, ähnlich den Quäkern in England und Amerika, alle religiösen Formalitäten ablehnen, sich auf die Lektüre der Heiligen Schrift, deren Sinn sie wörtlich nehmen, beschränken und was das Wichtigste zur Beurteilung dieses Falles ist, den Gebrauch jedweder Waffe ablehnen. Sie nahmen auch im verflossenen Weltkrieg die Strafen auf sich, die für die Verweigerung des Waffengebrauches gesetzt waren.

Den Juristen interessiert in erster Linie der Täter, in diesem Falle jedoch wurde das Hauptaugenmerk unwillkürlich auf die Person des Getöteten gelenkt, ähnlich wie in dem Roman Franz Werfel's „Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig". Die Person des Getöteten weist nämlich ganz besondere Eigentümlichkeiten auf. Da die Nazarener laut ihren Vorschriften erst im 18. Lebensjahr getauft werden, wurde der Getötete von seinen Eltern im evangelischen Glaubensbekenntnis erzogen und er trat der Sekte der Nazarener erst im Kriege bei, wodurch dem Verdacht Vorschub geleistet wird, daß sein Beitritt zu dieser Sekte eine gewisse praktische Bedeutung für ihn hatte. Er mußte nämlich dadurch keinen Frontdienst machen und wurde zur Sanität eingeteilt. Auch verließ er nach dem Kriege diese Sekte. Bei der Sanität hatte er sich recht und schlecht verschiedene medizinische Kenntnisse erworben, die er nach dem Kriege in seiner Heimatgemeinde dergestalt zu verwerten versuchte, daß er Tiere und Menschen behandelte. Wegen dieser Quacksalbereien geriet er mit den Behörden wiederholt in Konflikt, es gelang ihm jedoch stets unbestraft davonzukommen. Das erhöhte sein Selbstgefühl und Ansehen bei den einfachen Dorfbewohnern, die ihn immer wieder in Schutz nahmen und ihn nie verrieten. Tatsächlich fügte er den von ihm behandelten Leuten nicht mehr gutzumachende Schäden zu, so z. B. behandelte er einen Kranken so lange, daß ärztliche Hilfe zu spät war. Psychologisch bemerkenswert sind die Allüren, die er sich mit der Zeit aneignete, um äußerlich seine Würde zu dokumentieren. Er ließ durch seinen Vater ein Pferd kaufen, begnügte sich aber nicht mit einem gewöhnlichen Reitpferd,

sondern es fiel seine Wahl auf ein außerordentlich großes Pferd, das er in seiner sogenannten „Praxis“ — wie Molière's Ärzte, — für den Besuch seiner Patienten verwendete. Nebstbei ließ er sich ein schönes Sattelzeug kaufen, obwohl bei den Bauern das Reiten des Pferdes mit Sattel nicht üblich ist, legte schöne Kleider an, dazu Reitstiefel und Sporen, so daß es klar auf der Hand lag, wohin er zielte: Aufsehen erregen, eine besondere Stellung in seiner Heimatgemeinde einnehmen. Nach der Verhandlung erzählte mir die Mutter, daß er bei einer Gelegenheit elegant angezogen, hoch zu Roß, vor das Haus eines Mädchens ritt, um deren Hand er geworben hatte. Ein anderesmal erstattete er bei Verwandten in diesem Aufzug einen Besuch. Das Komische an diesem Aufzug fiel ihm natürlich nicht auf. Der Gedanke Arzt werden zu wollen, kam ihm erst nach seiner Kriegsdienstzeit, früher hatte er nie das Verlangen zu lernen. Trotzdem machte er von dieser Zeit an ständig seinen Eltern darüber Vorwürfe, daß sie ihn nicht hatten studieren lassen, wobei er immer betonte, daß er für die medizinische Wissenschaft eine besondere Begabung hätte. Selbst sich jedoch der Mühe zu unterziehen und das Studium nachzuholen, was bei den materiellen Verhältnissen der Familie noch möglich gewesen wäre, fiel ihm natürlich nicht ein. Es ist eben leichter, anderen Vorwürfe zu machen, als sich selbst eine Mühe abzuringen.

Der persönliche Hoheitsgedanke, der ihn in allen seinen Handlungen beseelte, äußerte sich auch darin, daß er einst im Kriege die Uniform eines Leutnants anlegte, sich so photographieren ließ und das Bild seinen Eltern zuschickte. Er konkurrierte aber nicht nur mit den Ärzten, er wollte auch dem Gendarmeriewachtmeister gleichen, der in diesen kleinen Orten als Autorität eine große Rolle spielt. Er zog bei einer Auseinandersetzung seine Uniform an, schnallte das Bajonett um und sagte. er sei ebenfalls eine Militärperson, daher imponiere ihm auch der Gendarmeriewachtmeister nicht.

Sein Autoritätsstreben artete schließlich in Tätlichkeiten aus. Als er einst mit seinem Vater in Streit geriet, wollte er das Pferd mit seinem Taschenmesser erstechen. Als ihn der Vater daran hinderte, zerschnitt er wenigstens das schöne Pferdegeschirr, auf das er sonst so stolz war. Eine geringfügige Bemerkung seines jüngsten Bruders über sein Äußeres, er meinte bewundernd, daß er schön angezogen sei, genügte ihm, um dem Bruder eine Ohrfeige zu versetzen.

Um den Behörden zu entgehen, ließ er sich schließlich für seine „Visiten“ nicht bezahlen, sondern verkaufte zum Beispiel das Aspirin teurer als die Apotheke, oder ließ sich mit Wein bezahlen. Dadurch verfiel er sukzessive dem Alkoholismus. In seinem Obduktionsprotokoll lasen wir, daß die Leber zwei Kilogramm wog, Härte und Sprödigkeit aufwies und daß das Gehirn und Magen nach Alkohol rochen, wodurch erwiesen erscheint, daß er dem Trunke vollkommen ergeben war.

Dieser Mann — der Getötete — war der Älteste von vier Söhnen. Zwischen ihm und dem zweitältesten Sohn bestand eine Altersdifferenz von 13 Jahren, was ihm in der Familie jahrelang die Stelle eines einzigen Kindes verschaffte. Tatsächlich wurde er auch von der Mutter und der Großmutter außerordentlich verwöhnt und seine kindlichen Geschicklich-

keiten als eine besondere Begabung gewertet und vor ihm ununterbrochen betont. Da die Eltern nach ihm ein Kind verloren hatten, wandte sich ihre Liebe und Zärtlichkeit in verdoppeltem Maße dem ihnen verbliebenen Kinde zu. Dadurch und auch weil seine Eltern in der Gemeinde am wohlhabendsten waren, wurde er am besten gekleidet und stach auch schon aus diesem Grunde aus der Dorfjugend hervor. In der kritischen Zeit, also zur Zeit der Tragödie, war der älteste Bruder 38 Jahre alt, der nächste 25 — dieser war Landwirt —, der dritte Sohn, also der Täter, 23 Jahre, er war Kaufmann, und der Jüngste, der im Krieg geboren wurde und Lehramtskandidat war, 18 Jahre alt. Als der älteste Sohn vom Kriege zurückkehrte, fand er diesen jüngsten Bruder eben geboren vor. Er machte den Eltern über die Geburt dieses jüngsten Kindes heftige Vorwürfe, indem er meinte, er habe gelitten und die Eltern hätten sich während dieser Zeit vergnügt. Er war der kräftigste unter den Brüdern, die anderen drei waren von auffallend kleiner Statur im Verhältnis zu ihm und spielten in der Familie eine untergeordnete Rolle.

Die Mutter war stets eine exaltierte und herrschsüchtige Frau, während der Vater vollkommen im Hintergrunde stand. Das zeigte sich beispielsweise auch darin, daß, als der älteste Bruder einmal eine Witwe heiraten wollte, die Mutter heftigen Widerstand entgegensetzte mit der Begründung, daß ein so schöner Mann eine Jungfrau verdiene. Später stellte sich heraus, daß die Witwe auch vom materiellen Standpunkt aus eine weitaus bessere Partie gewesen wäre, als seine spätere Frau, was zur Folge hatte, daß sein ohnedies schwankendes Gleichgewicht ganz zerstört wurde. Er heiratete nach dem Willen der Mutter und bekam nach dem Grundsatz: Neurotiker gesellt sich zu Neurotiker, eine Frau, die ebenfalls eine Neuropathin war. Diese schlechte Ehe war auch ein Grund für ihn, seinen Eltern ununterbrochen Vorwürfe zu machen. Wie seine Frau geartet war, beweist ihr Verhalten nach dem Tod ihres Mannes. Als sie erfuhr, daß ihr Mann getötet worden war, pries sie sich darüber glücklich, weil sie endlich von dem rohen Mann befreit sei. Bei der Verhandlung jedoch schrie und weinte sie und benahm sich so aggressiv, daß man sie schließlich verhaften wollte. Durch diese Ehe wurde das Leben aller noch unerträglicher.

Und nun zur Charakteristik des dritten Sohnes, des Täters. Dieser absolvierte in einer größeren Stadt 4 Bürgerschulen, war am längsten vom Elternhause abwesend und wurde — wie gesagt — Kaufmann. Er und der jüngste Bruder — der Lehramtskandidat — hatten also sozusagen bessere intellektuelle Berufe ergriffen. Im Monate Feber kam der Täter nach langer Abwesenheit nach Hause und erfuhr von den Eltern, daß zwischen diesen und dem ältesten Sohn ein Zwiespalt entstanden war, der zu gefährlichen Gehässigkeiten ausartete und daß dieser nicht nur seine Frau im betrunkenen Zustande schlage, sondern auch seine greisen Eltern bedrohe und mißhandle. Von diesem dritten Bruder, dem Täter, wurde allgemein bestätigt, daß er ein überaus gütiger, zuvorkommender, rechtschaffener, uneigennütziger Mann sein solle. Seine Dienstgeber sagten über ihn das Allerbeste aus. Er erzählte mir, daß ihn große, edle Handlungen immer mit Bewunderung erfüllt hätten und am besten hätte

ihm ein Buch über den berühmten Budapester Gelehrten Semmelweis gefallen, welcher die Ursache des Wochenbettfiebers gefunden hatte und dadurch das Leben so vieler Frauen gerettet hätte.

Im Monate März vorigen Jahres bedrohte der älteste Bruder wieder einmal seine Frau, die sich vor seinen Mißhandlungen zu den Eltern des Mannes flüchtete. Dieser folgte ihr und es kam das erstemal zu einem Streit zwischen den beiden Brüdern, wobei der Täter sich der Frau und Eltern annahm. Bei dieser Gelegenheit belegte der älteste Bruder den Täter mit unflätigen Schimpfworten und drohte gleichzeitig, ihn umzubringen. Er trug zeitweise seine Pistole bei sich herum. Von nun an schlief der Täter nicht mehr zuhause. Er fürchtete sich vor den Drohungen des ältesten Bruders, insbesondere war er um die Eltern besorgt, derentwillen er beschloß, das Haus zu verlassen.

Am 14. Mai erschien der älteste Bruder vor dem Haus der Eltern, schlug mit dem Stock an die Türe, randalierte, hob ein Fenster aus den Angeln und drohte die Familie auszumerzen. Er ging erst dann weg, als man Licht machte und er sehen konnte, daß der Täter nicht in der Wohnung sei. Am nächsten Tage erschien der Gendarmeriewachtmeister im Haus, um den Tatbestand über das am Vorabend Vorgefallene aufzunehmen. Dabei kam auch der Täter nach Hause und erfuhr von der nächtlichen Ruhestörung, den Drohungen und dem neuerlichen Exzeß. Kurz nachher kam der älteste Bruder im alkoholisierten Zustande, belegte wiederholt den Täter mit wüsten Schimpfworten und Drohungen. Als er sich auf die Beschwichtigung des Wachtmeisters entfernt hatte, nahm der Täter die Pistole zu sich.

Nach einer Viertelstunde kam der älteste Bruder abermals ins elterliche Haus, blieb aber diesmal auf der Straße vor dem Fenster stehen und verlangte unter groben Schimpfworten, daß die gegen ihn erstattete Strafanzeige unverzüglich zurückgenommen werde, da er sonst seine Drohungen verwirklichen würde. In dem Raume, vor dessen Fenster er stand, befanden sich Vater, Mutter und der Täter. Plötzlich ertönten zwei Schüsse, der Mann vor dem Fenster lief weg, der Täter, den Raum verlassend, ihm über den Hofraum nach, den Bruder bis zirka 30—40 Schritte verfolgend, im Hof des nächsten Hauses seinen dritten Schuß abfeuernd, der den Flüchtenden zur Strecke brachte.

Gleich an Ort und Stelle befragt, warum er den Bruder erschossen habe, gab er zur Antwort, daß er es nicht recht wisse, er habe Angst gehabt, daß er ihn und die Eltern erschießen wolle, und sei im kritischen Augenblick stark erregt gewesen, so daß er sich nicht mehr habe beherrschen können. Er beteuerte, daß der Bruder die Hand in der Tasche gehabt habe und daß er der Überzeugung gewesen sei, daß er schießen wolle. Nach den ersten Schüssen sei er der Ansicht gewesen, daß er nicht getroffen habe und daß der Bruder nun in das Haus laufen wolle, um sich zu rächen. Er sei ihm auch aus diesem Grunde nachgelaufen, in der Annahme, daß der Bruder nur deshalb in den nächsten Bauernhof eile, um sich einen Stock zu holen und ihn mit diesem Stock zu erschlagen. Tatsächlich befanden sich Steine und Holzstöcke in der Nähe jenes Ortes, an welchem

der Getötete, mit dem Gesichte dem Täter zugewendet, und mit hoch erhobenen Armen am Boden hingesunken lag.

Gegen diese seine Rechtfertigung sprachen die Aussagen der Zeugen, die behaupteten, daß der Getötete vor dem Täter flüchtete und es sprach außerdem noch der Umstand gegen ihn, daß der Getötete bereits eine tötliche Kugel im Leibe getragen hatte. Der Obduktionsbefund ergab, daß er zweimal getroffen wurde. Der erste Schuß ging durch den rechten Herzvorhof und durchquerte dann die Scheidewand zwischen linkem Vorhof und linker Kammer, um schließlich im Herzfell stecken zu bleiben. Der zweite Schuß ging durch die linke Augenhöhle, durchbohrte den Stirnteil des Gehirns und trat an der rechten Schläfe aus. Beide Schüsse waren demnach tödlich und mußten von vorne getroffen haben. Die Untersuchung der Leiche ergab weiter, daß der Getötete keine Pistole in der Tasche hatte, daß also die Annahme des Täters und seine ganze Kombination, sowie seine Handlungsweise, die sich daran knüpfte, wenn auch vielleicht subjektiv stichhältig, objektiv aber jeder Grundlage entbehrte.

Wenn man sich nun fragt, wieso es kommt, daß sich dieser ruhige, bisher unbescholtene, gute, feine Mensch zu dieser entsetzlichen Tat habe hinreißen lassen, und daß gerade er unter seinen Brüdern dieselbe vollbrachte, sich also gleichsam zum Rächer oder Retter der Familie aufspielte, so ergeben sich folgende Betrachtungen:

Es liegt auf der Hand, daß diese Familie und das seelische Milieu, in welchem die Kinder aufwuchsen, eine Brutstätte für die Entstehung neurotischer Charaktere war. Die exaltierte Mutter, die in der Familie das Regiment führte und unter den Männern der Familie niemanden gelten ließ, als den körperlich besonders gut ausgestatteten brutalen, ältesten Sohn, entwickelte in den jüngeren, körperlich mangelhafter ausgestatteten Brüdern die natürlich vorhandenen Minderwertigkeitsgefühle in verstärktem Maße, die bei der gegebenen Situation der Familie früher oder später zerstörend wirken mußten. Von den beiden jüngeren Brüdern, die beide studiert hatten, war der ältere, also der Täter, der wissensdurstigere. Es mag ihm vorgeschwebt haben, daß er, gleichsam der Erlöser der Familie, für seine Handlung die Zustimmung der Welt finden werde. Verstärkt wird dieser Gedanke dadurch, daß der Gendarmeriewachtmeister die Zwistigkeiten keinesfalls sehr ernst genommen hatte, obwohl der Vater wiederholt in seiner Angst sich an ihn gewendet hatte, sogar um einen Waffenpaß ansuchte. Das alles erfuhr der Täter, als er nach langer Abwesenheit nach Hause kam und da er ja wußte, daß der Vater infolge seiner Schwäche dem Übel nicht abhelfen konnte und der zweitälteste Bruder, der Landwirt, von frühmorgens bis spätabends am Felde beschäftigt, mehr passiv den Dingen gegenüberstand, glaubte er offensichtlich, sich zu diesem Erlöserwerk berufen. Tatsächlich kommt es ja nicht zu selten vor, daß Knaben im Pubertätsalter den Vater, der ein Trunkenbold ist, töten, um Mutter und Geschwister vor den Mißhandlungen zu bewahren. Diese jungen Menschen tragen in sich zumeist den Erlösergedanken, der sie und ihre Tat über die Masse der Menschen hinausheben soll.

Auch diesem jungen Brudermörder mag der Erlösergedanke vorgeschwebt und in ihm die unklaren Gedanken eines Märtyrers erweckt

haben, die uns umso verständlicher werden, wenn man bedenkt, daß die hohe Moral des Nazarenertums, die ihm als Vorbild galt und die lügnerische Moral der Welt in ihm gleichsam eine Spaltung seiner Persönlichkeit hervorrief, wodurch ihm unmöglich wurde, in dem kritischen, noch nie dagewesenen Augenblick den Weg zur Realität zu finden, die richtige Lösung der ihm harrenden Aufgabe zu treffen. Er, der intelligenteste Sohn, mochte vom Gedanken beseelt gewesen sein, daß hier eingeschritten werden muß, daß diese unleidlichen Zustände nicht mehr geduldet werden könnten, es dürfte ihm aber auch vorgeschwebt haben, daß die Gesellschaft das Töten zuweilen erlaube, ja sogar billige, wofür dem Täter Anerkennung, Lob gebühre.

Dem mit Minderwertigkeitskomplexen Behafteten kommt die Rolle des Märtyrers und Erlösers gelegen. Der Weg, der in solcher Situation zum Abfeuern der Waffe führt, ist für einen für die Aufgaben des Lebens schlecht vorbereiteten Menschen ein ganz geringer. Das stete Streben nach Macht, nach heldenhafter Pose, erwirkt in solcher kritischen Situation die Aktivierung der bei anderen Menschen wirksamen Hemmungen, wozu sich noch der Umstand gesellt, daß es manchmal gar nicht so leicht ist, in unserer mit Widersprüchen übersättigten Welt sich zurechtzufinden. Nicht ohne Grund hat der Gesetzgeber es für notwendig gefunden, in die Strafkodexe den Paragraphen einzuführen, welcher im Österreichischen Strafgesetzbuch folgendermaßen lautet: „Mit der Unwissenheit des gegenwärtigen Gesetzes kann sich niemand entschuldigen (§ 3).“ Ohne diese Fiktion wäre die Strafjustiz sehr schwer denkbar. Dieselbe setzt voraus, daß ein Täter, der z. B. aus Notwehr gehandelt hat, im Vorhinein wisse, daß in seinem konkreten Fall ihm der Strafausschließungsgrund der „gerechten Notwehr“ zugebilligt werde. Die Gesellschaft bürdet sozusagen dem Einzelnen die Aufgabe auf, in der manchmal sehr schwierigen Situation die den Gesetzen und der Judikatur entsprechende richtige Lösung zu finden, welche von ihr nach Verübung der Tat von ihren Rechtsgelehrten mit großer Apparatur fachgemäß konstatiert werden wird.

Nach den Jugenderinnerungen befragt, erzählte mir dieser Brudermörder, daß er einst als junges Kind einem Bettler, der mit der Begründung von allen Türen gewiesen wurde, er sei noch stark genug, um zu arbeiten, in der Aufwallung seines Mitgefühls ein Stück Kuchen gegeben habe, obwohl er selber den Kuchen gerne gegessen hätte. Er bewunderte als Junge stets die internationale Vereinigung der Pfadfinder, weil ihm imponierte, daß Jungens aller Nationen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Sprache, sich zusammenfänden, und es schien ihm unerklärlich, daß sie einst sich im Kriege als Feinde gegenüberstehen könnten.

Als ich vor der Appellationsverhandlung ihn neuerdings besuchte und ihn fragte, wieso es denn käme, daß er diese furchtbare Tat habe begehen können, durch welche er mit dem gelben Fleck des Verbrechertums für immer gebrandmarkt werde, meinte er, es erscheine ihm die Tatsache, daß er sich hier im Gefängnis als Mörder in Haft befinde, immer wie ein schrecklicher Traum. Er habe seinerzeit immer mit Abscheu in den Zeitungen die Mordberichte gelesen und es schien ihm da keine Strafe zu hart für diese Menschen, die anderer Menschen Leben vernichteten. Und

nun stünde er selbst vor mir als Mörder und müsse mich noch bitten, ich solle alles daransetzen, daß seine Strafe herabgesetzt werde. In diesem Moment erschien mir die individualpsychologische Deutung des Verbrechertums, die im Verbrecher den irrenden Menschen sieht, der im langen Kampfe mit einer falschen Lebenseinstellung schließlich dieser unterliegt, klarer denn je. Eine Vision, die ihn im Gefangenhaus verfolgte, erhärtete in mir noch diese Meinung. Er sah seine greisen Eltern auf der Bahre, umgebracht von dem Bruder, und wie dieser, angesichts seiner entsetzlichen Tat und in Reue über sie, von jenen Giften nahm, die er stets bei sich trug. Diese Vision gibt einen Einblick in sein Innenleben. Sie klingt wie eine Entschludgung seiner Tat. Er sieht die Eltern tot von der Hand des Bruders, dieser selbst in Reue und Schmerz zusammenbrechend. So hat er sich die Dinge wahrscheinlich in seinen Träumen vorgestellt, vielleicht auch mit dem Zusatze, daß er dem Bruder dann jene Vorhalte machen würde, die er sich jetzt selbst machen mußte. Er eilte den Ereignissen seiner Vorstellung voraus und hatte sich, in Konsequenz seiner moralischen Überhebung, über den Bruder, sozusagen als Richter über ihn, gesetzt.

IV. Was ist Kriminalität?

Ich wollte durch die ausführliche Darstellung dieser beiden Fälle und durch ihre psychologische Kommentierung einen kleinen Einblick in die Seele von Menschen bringen, die gemordet haben. Man ersieht aus dem Gesagten, daß der Mechanismus der Seele dieser Menschen derselbe ist wie jener eines sogenannten normalen, nicht kriminellen Menschen. Auch hier sehen wir, daß die Handlungen von der gesamten Persönlichkeit abhängen und von dem Milieu beeinflußt werden, in das der Betreffende schließlich verankert wurde. Der Unterschied ist *die falsche Tendenz, die eigene Person zu erhöhen, indem man die anderen entwertet. Der kriminelle Mensch — sagt Adler — will nichts anderes, als seinen eigenen Wert dadurch erhöhen, daß er das Leben, das Vermögen, die Ehre anderer entwertet. Das ist alles.* Man würde umsonst bei diesen Menschen nach erblicher Belastung der Kriminalität suchen. Die psychiatrischen und erbbiologischen Forschungsinstitute würden nur auf einen Holzweg geraten, wenn sie sich dieser Arbeit unterziehen würden, und wenn man nach der Kompromißentschließung des vor kurzer Zeit in Berlin stattgefundenen Strafrechtskongresses vorgehen würde, würde man durch die Sterilisierung dieser beiden jungen Männer ein sehr zweifelhaftes Ergebnis erzielen. Ganz vergeblich würden wir auch nach den Stigmata des Mördertums, sowie nach einem speziellen Substrat desselben suchen, wie es in den Philosophastereien über das „Unschaubare“ und das „Mysteriöse“ des Mördertums mit soviel Überschwang niedergelegt wird, um dem sich moralisch einwandfrei Dünkenden das Gruseln über den Rücken zu jagen.

Was ich ferner mit diesen zwei Beispielen bezweckt habe, ist, zu zeigen, daß *diese zwei Menschen auch andere Menschen hätten werden können,* deren Name heute nicht im Strafevidenzamt aufscheinen müßte, *wenn man sie für das Leben entsprechend vorbereitet hätte.* Diese Feststellungen

beziehen sich nicht nur auf jene Fälle, deren Motive schließlich, wie in diesen zwei Fällen, menschlich begreifbar sein können, sondern auch auf jene, wo der Wille, der Vorsatz vom Wurm der Selbstsucht und des Zynismus angefressen ist, wie beispielsweise bei einem Raubmörder oder, um ein Beispiel aus der Literatur zu bringen, bei Macbeth und Lady Macbeth.

Die Individualpsychologie erweist sich somit — wie wir sehen — als eine vorzügliche kriminaläthiologische und kriminaltherapeutische Methode und bedeutet im Vergleiche zu den kriminologischen Schulen einen großen Fortschritt.

*

Zum Schluß möchte ich noch kurz von der Kriminalität im allgemeinen sprechen und an Hand einiger Beispiele auf die Relativität dieses Begriffes aufmerksam machen.

In Ägypten galt das Töten der Katze — weil sie als ein heiliges Tier verehrt wurde — als ein schweres Verbrechen. Im römischen Recht war das Töten der Sklaven erlaubt, als strafbare Handlung kam nur in Betracht, wenn ein freier Mensch seines Lebens beraubt wurde. — *Jeanne d'Arc*, die große heroische Gestalt der französischen Geschichte, wurde im Jahre 1431 wegen Götzerei, Gotteslästerung, Herese, Unsittlichkeit usw. als Ketzerin verurteilt und am Scheiterhaufen verbrannt, dann einige Jahre nachher zufolge der Wiederaufnahme ihres Prozesses rehabilitiert. Es ist bekannt, daß das Töten unter gewissen Verhältnissen als eine Tugend gewertet wird, wie bei *Benvenuto Cellini*, der in seiner Lebensgeschichte sich rühmt, nie gestohlen, hingegen unzählige Menschen getötet zu haben.

Aus der Relativität des Begriffes Kriminalität erklärt es sich, daß die Kriminalität zuweilen mit dem Abnormalen, Krankhaften nichts zu tun hat. Wenn z. B. jemand in Unkenntnis der bestehenden Valutenvorschriften ins Ausland ohne die entsprechenden Formalitäten Geld schickt und über diese Vorschriften z. B. wegen eines langen Auslandsaufenthaltes nicht unterrichtet ist, so liegt es auf der Hand, daß diesem Delikt, welches mit ziemlich hoher Strafe bedroht ist, der Gesündeste verfallen kann. Oder wenn jemand aus Notwehr einen tötet und z. B. niemand zugegen ist, der als Zeuge bestätigen könnte, daß der Täter ums Leben gekommen wäre, wenn er den rechtswidrig Angreifenden nicht früher niedergestreckt hätte, wird die Kriminalstatistik mit ihm als einem Verbrecher operieren, anthropologische Messungen werden an ihm vorgenommen, daktyloskopische Aufnahmen angefertigt und die Krimonologie wird wissenschaftliche Konsequenzen aus dieser Handlung ziehen, obwohl der gesündeste Selbsterhaltungstrieb es war, der dem Betreffenden die Waffe in die Hand gedrückt hat. Und umgekehrt, das für den Psychologen offensichtlich Krankhafte kann vom gesetzlichen Standpunkt als erlaubt, normal angesehen werden. Der 2. Absatz des § 324 des französischen Code Pénal exkulpiert den Ehegatten, der seine Frau und ihren Liebhaber, die er im Augenblick des Ehebruches im gemeinsamen Wohnsitz ertappt hat, erschießt. Obwohl ein solcher Ehemann einen Menschen, eventuell zwei Menschen ihres Lebens beraubt hat, wird er nach erfolgtem Freispruch, ungeachtet der blutigen Tat, als Ehrenmann, ja sogar als Held sich auf der Straße zeigen können.

Aus diesen Beispielen geht deutlich hervor, daß es ein apodiktisches, ein objektives Kriterium für Kriminalität nicht gibt und nicht geben kann. Es gibt kein absolutes Maß, an welchem gemessen werden könnte, wo die erlaubten Handlungen enden und die Delikte beginnen. Die jeweilige Gesellschaftsordnung deklariert, daß eine Handlung oder Unterlassung für sie als besonders gefährlich angesehen wird und belegt dieselben mit Strafen. Das ist die einzige Demarkationslinie zwischen Kriminell und Nichtkriminell.

Aus diesen Betrachtungen folgt ferner, daß auch der Begriff Mörder gar nicht so scharf umrissen ist als es den Anschein haben mag. Ich erinnere an die Tatsache, daß, falls im Falle des Brudermordes zwischen Täter und Ermordeten kein Fenster gewesen wäre und der Täter dem getöteten Bruder nicht nachgelaufen wäre, der Freispruch wegen gerechter Notwehr erfolgt wäre.

Omnia ex opinione suspensa sunt. Alles hängt von der Auslegung ab. Und wenn der Schuß im Falle des Mordes an der Geliebten um jene kleine Distanz tiefer gegangen wäre, als die Dicke der Anklageschrift ausmachte, hätte eine Aureole die Stirne zweier Liebenden umkränzt und die ganze Sympathie und das Mitleid einer Stadt wäre zum Grabe der im Tode Vereinten gewandert. Über die Nebenumstände, die diese Romantik stören, hätten sich die Menschen leicht hinweggesetzt. Tatsächlich hat sich kurze Zeit vorher ein solcher Fall in derselben Stadt ereignet und diese hat an der Liebestragödie dermaßen Anteil genommen, daß das Grab lange Zeit von den Bewohnern förmlich belagert war. Was für eine kurze Distanz besteht doch zuweilen zwischen der Gloriole des Märtyrertums und der Deklassiertheit des Mördertums!

Omnia ex opinione suspensa sunt — sagt *Seneca*. Diese Ambivalenz in der Wertung von Begriffen steckt in der Masse, was jenes Kinostück beweist, in welchem folgendes vorkommt: Ein älterer Mann, der eine junge Frau geheiratet hat, lebt anfangs mit ihr in bester Ehe. Da tritt ein junger Mann, der der beste Freund des Mannes ist, in das Schicksal dieser Ehe, verliebt sich in die Frau und diese erwidert seine Liebe. Nun dreht sich der Film um diesen Konflikt, der daraus entsteht. Die Lösung ergibt sich im Selbstmord des alten Ehegatten, der den Weg durch seinen Tod den beiden Liebenden freigibt. Dadurch erhöht er aber auch seine Charaktergröße. Obwohl es sich hier um den Tod eines Menschen handelt, geht es doch immer wie eine Erleichterung durch die Reihen der Zuschauer, die in diesem Tod ihren Wunsch erfüllt sehen. Daß es hier noch andere Lösungen als den Tod gibt, würde weniger der Kunstsinn des Publikums als vielmehr die manchmal mörderische Neigung desselben kaum verstehen. Dieses Kinostück und seine Aufnahme bei dem Publikum beweist gleichzeitig den unglaublichen Mangel an Gemeinschaftsgefühl der Massen und es ist daher nur begreiflich, daß der alternde *Goethe* in sein Tagebuch den Ausspruch notierte: „Es gibt kein Verbrechen, dessen ich mich nicht für fähig hielte."

Psychische Komponenten bei Haut- und Geschlechtskrankheiten.[1])

Von Dr. IGNAZ WEITZ, Facharzt für Dermatologie (Wien).

Die Individualpsychologie als Neurosenlehre findet naturgemäß ihre Anwendung hauptsächlich bei funktionellen Störungen. Wir können jedoch auch wertvolle und interessante Anhaltspunkte bei der Beurteilung und Behandlung von somatischen Erkrankungen, wie sie sich in der dermatologischen Praxis ergeben, durch sie in die Hand bekommen.

Meine Erfahrungen beziehen sich auf Patienten in der Sprechstunde. Allgemein wäre vorauszuschicken, daß sich die dermatologischen Patienten in ihrem Verhalten kaum von an anderen Organen Erkrankten unterscheiden, bei den venerischen Fällen jedoch läßt schon das Krankheitserlebnis oder die Befürchtung einer venerischen Infektion die Psyche stärker mitschwingen, was auch leicht erklärlich ist.

Eine venerische Erkrankung ist für ihren Träger viel unangenehmer und mit eventuell viel schwereren Folgen verbunden, was in erster Linie mit ihrer sozialen Wertung verbunden ist. Sie gilt als Schande, muß vom Betroffenen geheimgehalten werden, bringt ihn in schwere Konflikte mit seiner nächsten Umgebung, sie wird als Niederlage gewertet, die er selbst verschuldet hat oder die ihm ungerechterweise zugefügt wurde, eine etwaige Arbeitsunfähigkeit wird viel strenger beurteilt — kurz, alles Umstände, welche die Haltung des Patienten sehr wesentlich beeinflussen. Manchmal können wir schon durch die Stellungnahme des Patienten zu seiner Erkrankung einen Einblick in die Dynamik des Geschehens gewinnen.

Hierfür einige Beispiele:

Fall 1. Bei einer Patientin stelle ich gelegentlich einer Untersuchung eine nicht mehr frische Gonorrhoe fest, welchen Befund sie etwas ungläubig und indigniert hinnimmt. In den nächsten Tagen erscheint bei mir ein Mann, der an einer akuten Gonorrhoe erkrankt ist. Kaum hatte der Kranke das Ordinationszimmer verlassen, als die Patientin aufgeregt hereinstürzt, sich als seine Gattin legitimiert und die Diagnose seiner Erkrankung verlangt. Ich teile ihr den Befund mit, worauf sie mich eindringlichst befragt, ob wirklich ihre Erkrankung die primäre sei, und meine Meinung, daß es nach dem Ergebnis der Untersuchung kaum anders möglich ist, wirkt auf die Patientin sichtlich beruhigend, worüber ich nicht wenig erstaunt war. Darauf meinte sie, es wäre für sie unerträglich gewesen, wenn sie erfahren hätte, daß ihr Mann einen Ehebruch begangen hat.

Man sieht hier sofort die Einstellung dieser Frau; es geht um die Macht, ein Extrem des männlichen Protestes. Die Patientin abstrahiert von allem, von der Tatsache ihrer Erkrankung, der Infektion ihres Gatten durch sie, vor allem geht es ihr darum, ob nicht der Mann dadurch,

---

[1]) Vortrag in der ärztlichen Arbeitsgemeinschaft des Wiener Vereins für Individualpsychologie, gehalten am 8. Januar 1936.

daß er Gleiches mit Gleichem vergolten hat, sie um die Illusion ihrer Macht gebracht hat.

Wir werden wahrscheinlich in der Annahme nicht fehlgehen, daß ihre außerehelichen Extratouren, die sie zugegeben hat, nur so lange für sie von Interesse sind, als sie sich des Einflusses auf ihren Mann in dieser Hinsicht sicher glaubt. Eifersucht und eheliche Untreue hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten, allerdings öfter bei Männern.

Fall 2. Ein junger Mensch erscheint wegen der Befürchtung, venerisch erkrankt zu sein. Der Befund ist völlig negativ, trotzdem ist der Patient kaum zu beruhigen, er erscheint zweimal täglich durch einige Tage, telephoniert auch zwischendurch. Anamnestisch war eine Infektion fast ausgeschlossen, nachdem Patient nach seiner Angabe sich seiner Partnerin äußerst vorsichtig genähert hat und ein Geschlechtsverkehr nicht stattfand. Er betonte auch vor mir die „geringe Wahrscheinlichkeit“ einer Infektion, konnte aber dennoch nicht unterlassen, sich mit den Folgen einer befürchteten venerischen Infektion zu beschäftigen.

Und die Situation des Patienten? Der ängstliche, pessimistische Mensch stand vor einer Ehe mit einer älteren Frau, von der er sich wesentliche Erleichterungen für sein Leben, mit dem er allein nicht fertig werden konnte, erhoffte. Die tendenziöse Übertreibung der Gefahr einer Geschlechtskrankheit muß als ein „Fiat!“ aufgefaßt werden, für die Art, in welcher der Patient das Liebes- und Eheproblem zu lösen eben im Begriffe war.

Ähnlich liegt die Situation im *3. Fall.* Auch hier ist eine Infektion nach den Angaben des Patienten auszuschließen und dennoch ist er sehr verängstigt über die Folgen einer venerischen Erkrankung, die er jedoch selbst für sehr unwahrscheinlich hält. Dieser Patient ist ein älterer Mensch, mit einer viel jüngeren Frau verheiratet. Am meisten beklagt er seinen „unglückseligen Trieb“, der ihn dazu verleite, sich derlei Gefahren auszusetzen und der sich erst in den letzten zwei Jahren eingestellt habe. Die Annäherung an die Partnerin erfolgte ohne auch nur den Versuch eines Geschlechtsverkehrs, so daß das Arrangierte im Verhalten des Patienten ganz offenkundig ist. Ich glaube, daß es hier das Problem des Alterns in dem Patienten aus Angst vor dem jüngeren Ehepartner die „Triebe“ wach werden läßt, denen er in dieser Art „frönt“.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß wir schon durch Wertung des Krankheitserlebnisses oder nur einer Befürchtung derselben, vom individualpsychologischen Gesichtspunkte aus, vom ersten Moment an manchmal wertvolle Hinweise gewinnen.

In den drei Fällen ist es besonders charakteristisch, wie die Patienten nur ein bestimmtes, sie besonders berührendes Moment berücksichtigen, so im 1. Falle, wo nur Gewißheit über die bedrohte Machtsphäre gesucht und von der körperlichen Erkrankung ganz abstrahiert wird, im Fall 2 die Gefahr, im Fall 3 „das Triebhafte“ tendenziös in den Vordergrund geschoben und gewertet werden.

Wir würden bestimmt viel öfter in der Lage sein, derlei Einblicke zu gewinnen, es besteht aber meistens kein Anlaß, den Patienten über per-

sönliche Umstände auszufragen und würde auch vielfach als unberechtigt von ihm empfunden werden.

Nun wollen wir weiter untersuchen, wie weit psychische Einflüsse für den Verlauf der venerischen Erkrankungen maßgebend sind.

Ein 60jähriger Mann erkrankt an einer akuten Gonorrhoe. Anamnestisch erste derartige Erkrankung. Auffallend war gleich vom Anfang an ein ziemlicher Harndrang, der objektiv nicht zu erklären war. Es bestand eine reine Uretritis anterior mit mäßigen Entzündungserscheinungen, der zweite Urin war vollkommen klar, Palpatorisch: Adnexe o. B. Gegen Ende der dritten Woche traten eine leichte Prostatitis und Uretritis posterior auf, die aber unter entsprechender Therapie bald zurückgingen. Nach etwas mehr als sechs Wochen war die Gonorrhoe ausgeheilt, das häufige Urinieren, welches während der Ur. post. sich ziemlich verstärkte, nahm dann ab, ohne jedoch bei Abschluß der Behandlung ganz zu verschwinden. Die weitere Beobachtung ergab die völlige Heilung des Patienten, bei bestehendem Harndrang. — Patient war in seinem Berufe nicht mehr tätig, doch früher übte er ihn mit großem Eifer und Ehrgeiz aus. Es gereichte ihm besonders zur Genugtuung, daß er von vielen Kollegen auch von anderen Ressorts zu Rate gezogen wurde. Frauen gegenüber war er sehr zurückhaltend und ging ihnen ängstlich aus dem Wege, sein Verhältnis zur eigenen war ein durchaus korrektes. Vor ungefähr drei Jahren wurde er in den Ruhestand versetzt, was er sehr schwer empfunden hatte. Die Tatsache, aus seinem bisherigen Tätigkeits- und Machtbereiche ausgeschaltet zu sein, bedrückte ihn sehr. Seine Nervosität, die immer bestand, verstärkte sich jetzt, er schlief schlecht, was übrigens auch während der Zeit seiner Tätigkeit der Fall war; damals hatte Patient oft in der Nacht über seine beruflichen Angelegenheiten viel nachgedacht, jetzt war es wieder der Verlust seiner Einflußsphäre, die ihm den Schlaf raubte. Zu dieser Zeit trat zum ersten Male ein Harndrang auf, der sich besonders während der Spaziergänge, die Patient in Gesellschaft seiner Frau machte, verstärkte, so daß dieselben zum Schluß unmöglich wurden. Wenn er allein spazieren ging oder in anderer Gesellschaft war, war der Harndrang geringer. Wegen dieses Symptoms hatte er keinen Arzt zu Rate gezogen, sein Allgemeinbefinden hatte darunter sonst nicht gelitten. Auf seinen einsamen Wegen hatte er viel über sein bisheriges Verhalten Frauen gegenüber nachgedacht und die Änderung desselben hat ihn schließlich mit einer Gonorrhoe zu mir gebracht.

Patient zeigte sich im Verlaufe der Behandlung durch seinen „Unfall" nicht sehr erschüttert, seine Sorge galt hauptsächlich nur der Frage, wie in Zukunft derartigem zu begegnen wäre.

Individualpsychologisch gesehen, ergibt der Fall, daß es die Angst vor dem ehelichen Partner ist, die dieses scheinbar konträre Verhalten Frauen gegenüber beim Patienten verschuldete. Nur die individualpsychologische Betrachtungsweise befähigt uns, festzustellen, daß die frühere Zurückhaltung und sein großer Diensteifer einerseits und sein späteres gegenteiliges Verhalten andererseits denselben Sinn für ihn hatten. Eine Annahme für irgend welche senile oder innersekretorische Veränderungen wäre eine durch nichts begründete Vermutung, da die körperliche Verfas-

sung eine gute war. Patient ahnte ja auch wahrscheinlich den Sinn seines Harndranges, der ihn gesundheitlich nicht sonderlich beunruhigte.

Wir verstehen ganz gut, daß, während der Patient in dem starken Betonen seines Berufes, über den er auch in der Nacht grübelte, eine starke Stütze für seinen Persönlichkeitswert hatte, er jetzt den rein menschlichen Kontakt mit seinem Partner sehr schlecht vertrug, was ihn dazu trieb, ihn zu entwerten. Für den Verlauf der Erkrankung war das Symptom des Harndranges auch von Bedeutung, indem es zweifellos die Komplikation einer Prostatitis und Uretritis posterior begünstigte, die aber einen sehr leichten Verlauf nahm.

Nun einiges über die postgonorrhoischen Symptome und Psyche.

Ich muß vorausschicken, daß hier selbstverständlich eine individualpsychologische Deutung nur mit allergrößter Vorsicht am Platze ist. Denn es könnte eine voreilige, nicht organische Deutung von Symptomen zu einem vorzeitigen Aufgeben der Behandlung und damit zum Auftreten eines Rezidivs und eventuellen Weiterverbreiten der Erkrankung Anlaß geben. Es ist hier nicht der Ort, über die Kriterien der Heilung der Gonorrhoe zu sprechen, nur so viel möchte ich sagen, daß sie alle herangezogen werden müssen und die Kontrolle genügend lang durchgeführt werden muß. Ferner ist auch die Situation des Arztes dem Patienten gegenüber eine sehr peinliche, wenn eine Behauptung, gewöhnlich gegen den Glauben des Kranken, gewisse Erscheinungen seien bloß „nervös", durch wiederauftretende Gonokokken zunichte gemacht wird. Aber andererseits darf die allzu große Vorsicht nicht jede individualpsychologische Deutung unmöglich machen, schon aus dem Grunde, weil dem Patienten damit über die momentane Erkrankung hinaus bei richtiger Psychotherapie geholfen wird.

Ein 30jähriger Patient wird von einem Kollegen wegen einer Gonorrhoe (erste) zur weiteren Behandlung an mich gewiesen. Die ungefähr sechs Wochen dauernde Behandlung war eine ganz sachgemäße, nur war Patient zuletzt durch eine etwas reichlichere Sekretion aus der Harnröhre — wohl infolge in diesem Stadium angezeigter konzentrierterer Lösungen — irritiert. Nach kurzer Zeit schwanden auch diese Erscheinungen. Der Verlauf war eine reine Uretr. anterior. Nach zirka drei Wochen war die Behandlung beendet. Jetzt traten beim Patienten allerlei Symptome auf: Brennen in der Harnröhre und im Mastdarm, oft auch in den Hoden usw. Ich beschränkte mich auf Wiederholung der üblichen Provokations-Methoden und Beobachtung. Alle Befunde negativ. Die Beschwerden verschwanden jedoch nicht, wohl variierte nur ihre Intensität. Ich hatte dem Patienten in der letzten Zeit alles erlaubt, Alkohol, auch Geschlechtsverkehr unter entsprechenden Kautelen, all das hatte keinen Einfluß auf seinen Zustand, bis ich ihn schließlich aus den Augen verlor.

Gleich am Anfang der Behandlung hatte sich Patient ganz unberechtigt sehr abfällig über den Kollegen geäußert, — und hob die ausgezeichneten Wirkungen meiner Behandlung besonders hervor, jedoch waren auch schon in der ersten Zeit gewisse aggressive und entwertende Züge in seinem Benehmen mir gegenüber bemerkbar, das ich hier begreiflicher Weise nicht genau schildern kann. Ich möchte z. B. nur anführen, daß er

oft meine Anordnungen, die ich ihm wegen seiner Beschwerden gab, nicht befolgte, dann triumphierend mitteilte, die Beschwerden seien trotzdem verschwunden, jetzt hätten sich jedoch neue eingestellt. Meinen Hinweis auf den wahrscheinlichen Zusammenhang mit seinem seelischen Zustand wies er schroff zurück, erklärte sofort, jemanden anderen zu konsultieren. Zu Hause waren seine Angehörigen durch seine Symptome sehr beunruhigt und holten besorgt Erkundigungen ein. Charakteristisch ist auch, daß Patient den Geschlechtsverkehr immer mit einer anderen Partnerin ausübte, sichtliches Zeichen mangelnder Kontaktfähigkeit. Seine früheren Beziehungen zu einem Mädchen sind an seinem Widerstand, eine Ehe einzugehen, gescheitert.

Wir sehen also deutlich, wie die Genesung (auch die subjektive) durch die Einstellung des Patienten erschwert wird, wie kleine Beschwerden sich gleichsam im Netz der aus der Lebensschablone resultierenden Bereitschaften verfangen und als Operationsbasis dienen. Dies ist sehr häufig der Fall. Der Patient operiert eine Zeitlang mit diesen Symptomen, um sie dann fallen zu lassen. Ich muß aber nochmals wiederholen, daß zur Beurteilung die nötige Erfahrung über Verlauf und Behandlung der Gonorrhoe unerläßlich ist, denn je nach der Schwere des Verlaufes, sind dann restierende Erscheinungen und Beschwerden zu beurteilen. Der geschilderte Fall war in seiner Beurteilung besonders leicht, weil ja der ganze Verlauf der Erkrankung ein milder und unkomplizierter war [1]).

Wie lange die Kranken sich mit den Symptomen beschäftigen, läßt sich schwer bestimmen, weil sie dann meistens den Arzt nicht mehr aufsuchen, erscheinen nur gelegentlich hie und da wieder.

Nun möchte ich an einem Falle von nicht gonorrhoischer Uretritis den Einfluß des Lebensstils auf den Verlauf der Erkrankung aufzuzeigen versuchen.

40jähriger Patient erkrankt an Uretritis non gonorrh. Mäßig schleimig eitriges Sekret. Die Erscheinungen gehen bis auf einige schwerere Filamente im Harn zurück, trotzdem fühlt sich der Kranke dadurch sehr bedrückt, schildert haargenau, wie das Orificium verklebt ist, die kleinsten Flecke auf der Wäsche, ein Nachträufeln des Urins (einige Tropfen nach dem Harnlassen) offenbar infolge Tonusverminderung des Sphincters. Er drängt immer darauf, von den geringfügigen Erscheinungen befreit zu werden. Endoskopische Untersuchung ergibt eine auf das vordere Drittel beschränkte Uretritis erythematosa. Ich lasse ihn von einem sehr namhaften Fachkollegen nachuntersuchen, der meinen Befund bestätigt und ihn über Harmlosigkeit des Ganzen beruhigt, trotzdem beschäftigt sich Patient mit den Symptomen über ein Jahr. Nun wollen wir versuchen, das Verhalten des Patienten individualpsychologisch zu beleuchten. Er

[1]) Zufällig ist jetzt (3 Monate später) Patient zur Untersuchung erschienen, um, wie er scherzhaft sagt, mir einen „Murrer" für die unbefriedigende Behandlung zu erteilen. Seine Beschwerden: Brennen zeitweise im After und Harnröhre, starkes Schwitzen in der Nabelgegend, Kopfschmerzen und Magenbeschwerden, dabei hat Patient die ganze Zeit in jeder Hinsicht wie ein gesunder Mensch gelebt. Objektiv: o. B. auch serologisch. Dies spricht wohl deutlich für die Richtigkeit meiner Auffassung.

ist ein sehr ehrgeiziger Mensch, mit einer typischen, stark eingeengten Aufmarschbreite. Keine Freunde, die Umwelt nur als Machtfaktor wertend, mißtrauisch, stets im Bestreben, die Anderen seine Macht fühlen zu lassen. Hervorzuheben wäre auch die nicht gute Ehe der Eltern. Dieser Umstand mag auch vielleicht zur Entmutigung des Patienten dem Liebes- und Eheproblem gegenüber beigetragen haben. Die sekundäre Leitlinie bot Züge einer betonten Freundlichkeit, Gutherzigkeit, Opferbereitschaft, vor der er sich direkt in acht nehmen mußte. Er stand als Mensch da, der unter der schweren Bürde der Pflicht seinen Mitmenschen gegenüber ächzt, von ihnen aber nur Undank erntet, kurz, sein Gebaren ist die Rechtfertigung seines starken geheimen Machtstrebens. Besonders unbeholfen gebärdet er sich Frauen gegenüber. Er betonte immer, ihnen nicht gewachsen zu sein. Zur Zeit der Erkrankung stand er in Beziehungen zu einer Frau, die aber nicht als Gattin in Betracht kam. Das gegenseitige Verhältnis war entsprechend distanziert. Immer lauerte in ihm die Angst, betrogen zu werden; dies war auch die Motivierung, mit der er eine Ehe ablehnte; groß war auch seine Angst vor Geschlechtskrankheiten. Es ist ohne weiters verständlich, daß die Uretritis die in den Lebensstil eingewurzelten Bereitschaften sofort verstärkte, so sein Mißtrauen dem Partner gegenüber, der harmlose Katarrh galt als Beweis einer besonderen Anfälligkeit, das früher schwach ventilierte Eheproblem war „jetzt“ schon gar nicht mehr aktuell.

Daß die konzentrierte Aufmerksamkeit auf seinen Zustand die Abheilung sehr erschwerte, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wir sehen, wie der harmlose Katarrh, dessen rascheres Abheilen vielleicht durch konkommittierende spastische Obstipation und Hämorrhoiden erschwert war, infolge der aus seiner Lebenseinstellung resultierenden seelischen Verarbeitung des Krankheitserlebnisses durch solange Zeit in den Mittelpunkt gerückt war. Ich will hinzufügen, daß nicht jede länger dauernde Uretritis non gon., deren therapeutische Beeinflussung manchmal nicht leicht ist, als neurotisch zu werten ist, sondern sie wird erst vom Patienten dazu gemacht. In solchen protrahierten Fällen ist nur Psychotherapie am Platze.

Ich möchte ergänzen, daß ich die Lebensschablone der angeführten und auch folgenden Patienten nur fragmentarisch aus dem Aspekt, den sie in der Sprechstunde boten und aus teilweisen situationsgemäßen Mitteilungen mir versinnbildlichen konnte, nachdem keine systematische Psychotherapie stattfand.

Ich habe beobachtet, daß die post gon. Symptome fast nie oder sehr selten nach meinen Erfahrungen als Operationsbasis den weiblichen Patienten dienen, und wenn dies der Fall war, so war der Zweck entweder sehr durchsichtig, z. B. materielle Entschädigung für Infektion durch den Mann, oder Befürchtung einer neuerlichen Ansteckung durch den Ehegatten, was erklärlich ist. Ich glaube, daß neben anderen Gründen es vielleicht auch der rein anatomische Unterschied ist, der dazu beiträgt. Während der männliche Patient die Möglichkeit hat, die geringste Veränderung am Orificium zu beobachten, ebenso den Harn immer kontrollieren kann, liegen die Dinge bei den Frauen viel ungünstiger und

sind von ihr selbst kaum durchzuführen. Ein eventueller Fluor besteht auch sehr oft, wenigstens intermittierend vor der Erkrankung.

Über den psychischen Einfluß auf den Verlauf der Lues fehlen mir eigene Erfahrungen. Sie ist in ihrer frischen Form eine ziemlich seltene Erkrankung geworden in den Sprechstunden. Ferner ist die Wirkung der Medikamente eine sehr prompte und führt ja in der Regel in kurzer Zeit zur Erscheinungsfreiheit. Die Lues als Krankheitserlebnis ruft infolge ihrer eventuellen schweren Folgen für die Zukunft des Patienten und wegen ihrer notwendigen langen Behandlung starke seelische Erschütterungen und Depressionen hervor, die jedoch durchaus begründet und menschlich verständlich sind. Psychische Faktoren in den späteren Stadien sind nicht mehr Domäne des Dermatologen. Auch die Syphilophobie ist ja mehr Gegenstand der Behandlung des ausschließlichen Psychotherapeuten, wird sie doch nur arrangiert, um jeder Liebesbeziehung auszuweichen.

Nun über Impotenz:

Fall 1. Patient kommt wegen Impotenz, die ihn an einer Eheschließung hindert. Er ist von auswärts. Systematische Psychotherapie unmöglich. In zwei Sitzungen versuche ich ihm das Notwendigste auseinanderzusetzen. Nach einigen Monaten (ca. 4) erscheint er wieder. Impotenz behoben, hat nicht geheiratet, klagt jetzt über Unempfindlichkeit der Haut über der Unterbauchgegend bis zum Monspubis. Untersuchung o. B. Es war nur eine Abdrängung vom Symptom (Impotenz), die erzielt worden ist, was bei der kurzen Behandlung zu erwarten war.

Fall 2. Patient kommt wegen eines Medikamentes gegen Impotenz, die jedoch nur einer bestimmten Frau gegenüber in Erscheinung tritt. Ich setze ihm die seelische Bedingtheit dieses Zustandes auseinander. Nach einem halben Jahre erscheint er mit einem Mädchen, mit dem Verlangen nach einer künstlichen Defloration, da sonst ein Geschlechtsverkehr wegen zu großer Schmerzhaftigkeit nicht möglich ist und vom Mädchen abgelehnt wird. Es war dieselbe Partnerin, wegen der er vor einem halben Jahre bei mir war. Das Mädchen erklärt sich zu dem Eingriff bereit. Untersuchung ergibt normale Verhältnisse. Es ist hier vohl deutlich die Angst vor der Verantwortung, die beide gleichzeitig auf mich überwälzen wollen.

Fall 3. Hochgradige Ejaculatio praecox, seit langer Zeit bestehend. Mehrfache Behandlung ohne Erfolg. Es besteht außerdem Vagotonie Hyperacidität und Hypermotilität des Magens, Herzklopfen und schlechter Schlaf. Psychotherapie wegen Zeitmangels des Patienten nicht durchführbar. Ich erkläre dem Patienten, zuerst die übrigen Symptome behandeln zu wollen, in der Erwartung, daß dadurch auch die Erjaculation praecox gebessert wird, da ja der Zusammenhang aller Erscheinungen offenkundig ist. Nun berichtet auch tatsächlich Patient spontan nach einiger Zeit, daß sich sein Zustand gebessert hat und, zu seiner Verwunderung, auch seine Impotenz. Es setzte jedoch darauf bald eine Verstärkung aller Symptome ein, was wie ein Experiment für die Richtigkeit der individualpsychologischen Anschauung wirkte, die diese Zustände nicht im Organi-

schen, sondern in den trainierten Bereitschaften verankert sieht. Nun konnte ich dem Patienten leicht zeigen, wie er gleichsam im Kraftfeld seiner unrichtigen Lebenseinstellung die Symptome produziert. Eine kurze Zeit fortgesetzter Therapie, die wiewohl somatisch, doch letzten Endes psychisch war, hatte den gewünschten Erfolg.

Wenn wir nun zu den Hautkrankheiten übergehen, so möchte ich ähnlich, wie bei den venerischen Erkrankungen zuerst die Wirkung des Krankheitserlebnisses auf die Persönlichkeit des Erkrankten und dann umgekehrt, diejenigen des Lebensstils auf den Verlauf von dermatologischen Erkrankungen besprechen.

Auch bei gesunder Haut ist der Grad der Körperschönheit ein sehr wichtiger Faktor für die Lebensgestaltung des Individuums. Es ist ja bekannt, wie der Vorzug körperlicher Schönheit als ein Moment, dem sich die Umwelt kaum entziehen kann, schon vor dem Kinde immer betont und hervorgehoben wird. Das schöne Kind baut dann seinen Lebensstil auf dieser Tatsache auf; wie das geschieht, ist hier nicht notwendig zu erörtern; ebenso ist evident, daß die körperliche Schönheit, welche sehr häufig bei den vollentwickelten Menschen in diesem Maße nicht mehr besteht oder ganz schwindet, eine Quelle der Entmutigung wird, besonders wenn entwicklungsgemäß sich einstellende Störungen auftreten, weil der auf körperlichen Vorzügen allein und nicht auf Leistung aufgebaute Lebensstil nicht mehr realisierbar ist.

Besonders gefährdet ist ein zweites Geschwister, welches diesen Vorteil nicht besitzt und durch Verhalten der Umgebung zum Gefühle einer Minderwertigkeit gelangt, es dann entsprechend in die Lebenshaltung einbaut und als Operationsbasis benützt. Daß dies auch bei männlichen Individuen der Fall sein kann, hierfür ein Beispiel:

Junger Mensch erscheint wegen Nasenröte, die seit der ersten Kindheit besteht, sie wird von ihm auf eine Erfrierung in der ersten Kindheit, durch Unachtsamkeit der Begleitperson verursacht, zurückgeführt. Beim Übergang von der Kälte in die Wärme wird die Rötung sehr bemerkbar. Von der Umgebung wurden die Hauterscheinungen viel erörtert und bedauert.

Erste Kindheitserinnerung: Ist in einem Raum allein eingesperrt, ohne Nahrung und ist dann sehr glücklich, nachdem er nach langem Suchen welche gefunden hat. Diese Erinnerung spricht für eine gewisse Aktivität. Interessanterweise hat der junge Mann den Beruf eines bildenden Künstlers — vielleicht ein Versuch, sein vermeintliches Übel auf produktivem Wege zu kompensieren, was mit der Erinnerung gut im Einklang ist.

Untersuchung ergibt zahlreiche, ganz feine punktförmige Gefäßerweiterungen an der Haut der Nase, welche asymmetrisch ist; an der Schleimhaut des Naseneinganges ebenfalls erweiterte Gefäße, offenbar ein anlagemäßiger Zustand, bei Temperaturwechsel entstehen dann durch Zunahme der Gefäßerweiterungen über groschengroße fleckförmige Rötungen auf beiden Seiten des Nasenrückens. Verödung der Gefäße bringt wesentliche Besserung. Die kosmetische Störung war überhaupt eine sehr geringe.

Oft sind jedoch die Klagen der Patienten, meistens Frauen, auch objektiv begründet. Ein entmutigter Mensch hat dann durch sein Leiden

— meistens junge Mädchen mit Akne oder ähnlichem — eine Rückzugslegitimation, von der er ausgiebig Gebrauch macht. Die gegenseitige Beeinflussung der psychischen Haltung und der Haut ist dann oft eine sehr ungünstige, in dem die Patienten sich ausschließlich ihrer Haut widmen und den Zustand durch viele oft unzweckmäßige Behandlungsarten noch verschlechtern. Es ist dann nicht leicht dem Patienten zu helfen. Mit der Besserung der Haut gelingt es dann doch, das Selbstvertrauen zu heben und ihre Aktivität in richtigere Bahnen zu lenken.

Wenn wir nun zum Einfluß der Psyche auf die Haut übergehen, so wissen wir ja, daß er schon normalerweise im Gesichtsausdruck sichtbar wird. Für letzteren ist neben der mimischen Muskulatur und Augen auch der Zustand der Haut wesentlich; dies wird besonders im Affekt deutlich. Gefäße und Drüsen der Haut sind leicht psychisch beeinflußbar: Erröten aus Verlegenheit, Erythema pudoris, Schwitzen aus Angst usw. Neurotische pendants: Zwangserröten, Angst vor übermäßigem Schwitzen und seinen Folgen, beide bekannte Operationsbasis, um Menschengesellschaft zu meiden. Interessant ist das Auftreten von Herpes progenitalis (bläschenförmiger Ausschlag am Genitale) nach unlustbetontem Geschlechtsverkehr oder bei Angst vor Infektion.

Ich konnte einen seit einigen Monaten rezidivierenden Herpes progenitalis bei einem Ehemann nach jedem Geschlechtsverkehr mit seiner Gattin im Klimakterium beobachten. Die psychische Abneigung des Mannes war eine offenkundige. Erwähnen möchte ich weiter die bei hysterischen, unter rein psychischen Einflüssen realisierbaren Hautphänomene (Blasen-Blutungen usw.), ohne eigene Erfahrungen darüber, ferner die suggestive Beinflußbarkeit der Warzen.

Als praktisch wichtiges Hautphänomen ist der Juckreiz, der exquisit psychisch beeinflußbar ist. Nachdem die Haut den verschiedensten taktilen Eindrücken ausgesetzt ist, ist er gewissermaßen bei einiger erhöhter Aufmerksamkeit für jedermann realisierbar, ähnlich dem Geschlechtstrieb. Er kommt auch bei den verschiedensten, auch sehr ernsten Erkrankungen, vor: Zuckerkrankheit, Nierenkrankheit, Leberkrankheit usw., ebenso als neurotisches Symptom. Er kann diffus die Körperoberfläche befallen oder lokalisiert sein (Jucken im After, Genitale, in den Ohren — oft bei Neuropathen! usw.). Er ist auch das Begleitsymptom von vielen Dermatosen, wie Urticaria, Ekzem, Neurodermitis und wirkt durch konsekutives Kratzen verschlechternd. Natürlich reagiert nicht jede Haut auf das Kratzen in gleicher Weise.

Ich habe eine Patientin in Behandlung, die nach ihrer Angabe seit Jahren sich an der Haut der Vorderarme und im Gesicht Excoriationen zugefügt hat, die dazwischenliegende Haut ist aber unverändert, — eine Neurotikerin, das Verhalten deutlich gegen den Mann gerichtet. Die Hautschädigungen hindern sie oft, den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzugehen. Sowohl das Jucken, wie die eben genannten Dermatosen und das *Quincke*'sche Oedem. Prurigo können auch auf allergischem Wege entstehen. Als Allergen können eine sehr große Zahl von verschiedensten Substanzen, darunter auch solche, die gewöhnlich gut vertragen werden, wie z. B. Milch und andere eiweißartige Nahrungsmittel, in Betracht kom-

men. Ich möchte hier auf einen Befund aufmerksam machen, der gerade für die Individualpsychologie von Bedeutung ist. Bei diesen überempfindlichen Individuen findet sich als Vorläufer der Hauterscheinungen die sog. hemoklastische Krise vor, die bei leichteren Graden von Überempfindlichkeit oft als einziges Zeichen derselben feststellbar ist und sich oft der Beobachtung des Individuums entzieht. Sie besteht aus Veränderungen der Blutzusammensetzung, Veränderung der perzentuellen Zusammensetzung der weißen Blutkörperchen und Verminderung ihrer Zahl, außerdem Blutdrucksenkung und noch anderen Zeichen.

Sie tritt aber nicht nur nach körperlichen Einwirkungen verschiedenster Art im Schock, sondern auch auf rein psychische Einflüsse hin, auf (z. B. im Affekt, Colloidoclasie Widal.). Sie gilt als das objektive Zeichen der Überempfindlichkeit und wird auf physikalische, nicht chemische Veränderungen, nämlich des kolloidalen Gleichgewichtes der Körpersäfte zurückgeführt, das offenbar dann sehr labil ist, verbunden mit solchen von seiten des vegetativen Nervensystems und der endokrinen Drüsen. Nachdem die Neigung zu dieser Reaktionsweise gewöhnlich erst bei sichtbaren Zeichen einer Überempfindlichkeit manifest wird, werden wir bei ihr häufig analog einer anderen Organminderwertigkeit eine Überkompensation im Psychischen und daher oft neurotische Züge vermuten. Das muß aber nicht immer der Fall sein. Der psychische Faktor ist oft sehr bedeutend, indem er gleichsam den Weg für das Zustandekommen allergischer Erscheinungen ebnet. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß unter psychischen Einwirkungen sehr leicht eine Beeinflussung der Magen-, Leber-, Pankreas-Funktion zustande kommt und dadurch z. B. Nahrungsmittel als Allergene wirken können. Beschwerden von seiten des Verdauungsapparates habe ich auch häufig bei Patienten mit neurotischen Symptomen von seiten des Urogenitalapparates beobachten können.

Wann werden wir die angeführten Hautkrankheiten psychotherapeutisch angehen? Die Antwort ist nicht leicht. Denn in der Art der Krankheitserscheinungen haben wir keinen Indikator für den psychischen Einfluß. Ein Neurotiker kann auch an einer Hautkrankheit leiden, die unabhängig von seiner Lebenseinstellung ist. Praktisch werden wir daher vor allem das Leiden durch entsprechende Lokal- oder Allgemeinbehandlung — dies hängt rein von somatischen Gesichtspunkten ab — behandeln, wenn wir aber auf diesem Wege nicht zum Ziele kommen, werden wir zur Psychotherapie übergehen, wenn individual psychologisch dazu die Voraussetzung gegeben ist. Damit ist die Reihe der Erkrankungen, bei denen die Rolle der Psyche von Bedeutung ist, nicht abgeschlossen; sehr wichtig ist z. B. der psychische Faktor bei den Dermatosen des Kindesalters, doch da fehlen mir eingehendere Erfahrungen. „Die psychische Bedingtheit pathologischer Hautphänomene in ihrer Entstehung, ihrem Ablauf und ihrer Heilbarkeit ist eine unbestreitbare Tatsache. Es ist weiter anzunehmen, daß die psychogene Bedingtheit von Hautphänomenen mindestens ebenso groß, wenn nicht größer ist, wie bei irgend einem anderen Organ oder Organsystem des Körpers.“

Ich möchte noch einmal betonen, daß die Individualpsychologie auch bei körperlichen Erkrankungen durch feineres Verstehen und Erfassen

der Persönlichkeit des Erkrankten und damit auch der Symptome, die über die körperliche Krankheit hinausgehen, uns bei richtiger Anwendung dort noch zu helfen in die Lage versetzt, wo rein körperliche Gesichtspunkte versagen.

Literatur:

Handb. v. Haut- und Geschlechtskrankheiten. B. IV, II. Teil, v. Jadassohn.
W. Th. Sack: Haut und Psyche, 1933.
A. Tzanck: Immunité, Intolerance, Biophylaxie. 1932.

Die Träume des Herrn P.

Von Dr. HEINRICH M. BOSSHARD, Associate Professor, Clark University, Worcester (Mass.).

Der nachstehende Artikel ist ein Abschnitt einer umfassenden, bisher noch nicht veröffentlichten Arbeit des Verfassers über „Die Traumdeutung auf individualpsychologischer Grundlage".

Die Träume sind die Erlebnisse des Herrn P., der ein mäßig erfolgreicher Journalist war. Er begann seine Karriere als Lehrer einer kleinen Dorfschule. Er wurde unter seinen Klassengenossen und in seinem engern Kreise von Verwandten und Bekannten als Idealist betrachtet. Er war Feuer und Flamme für soziale Reformen, sofortige totale Abrüstung und gütliche Schlichtung aller internationalen Konflikte, für die Selbstregierung der Schüler, die für Erneuerung der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens. Aber er verfocht seine Ideen immer nur in einem kleinen Kreise und nicht vor einer gemischten Versammlung, wo er einen praktischen Erfolg hätte haben können. Nach einigen unruhigen Jahren hatte er mit ein paar Artikeln einen gewissen Erfolg und wurde Journalist. Er arbeitete sehr viel, aber traute seinem Erfolg nie ganz. Er hatte eine Reihe zujubelnder unsachlicher Bekannter, aber keinen wirklich nahen Freund. Er fühlte sich immer müde, niedergeschlagen, hielt seinen mäßigen Erfolg für Scheinerfolg, der ihm durch irgend einen Zufall entwischen könnte und stand oft am Rande der Verzweiflung. Einmal hatte er die Pistole gespannt, um seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Es lag in seinem unverstandenen Lebensstil, daß er so elend war, aber auch, daß er die Pistole nicht abdrückte, sondern wieder sicherte.

Ich hatte Gelegenheit, mit ihm über seine Träume und Erinnerungen zu sprechen; wir versuchten das ihnen zugrunde liegende Übel zu finden, wurden aber durch seinen plötzlichen Tod in der Arbeit unterbrochen. Es ist bisher oft gesagt worden, daß die Lebenshaltung, die in einem Traume offenbart wird, gewöhnlich identisch ist mit der allgemeinen Lebenshaltung, dem Lebensstil des Menschen, der sich in den Kindheitserlebnissen, den übrigen Träumen, in den Erlebnissen des Wachlebens und ganz besonders deutlich in den seelischen Hemmungen konstant bemerkbar macht. Diese Traumserie eignet sich sehr gut, diesen Zusammenhang darzustellen. Sie zeigt ferner deutlich, wie die Deutung in die verschiedenen Sphä-

ren der Lebensäußerungen ausgreifen muß, um ein klares Bild der Person und deren Lebenshemmung zu gewinnen.

Einer der spätesten und klarsten Träume P.'s war der folgende.

Er befand sich mit seiner Frau, einem alten Mann und einer alten Frau in den Bergen. Am späten Nachmittag erreichten sie eine prächtige Bergterrasse. Vor einer Wirtschaft setzten sie sich an Tische, die in den Boden gerammt waren. Seine drei Gefährten dachten nur ans Ausruhen; er aber bestaunte die schöne Abendlandschaft. Die Terrasse glich einer riesigen Theaterloge, deren Wände die hohen Bergwälle, und deren Decke der dunkelnde Himmel war. Zu seiner Linken war die Landschaft offen und fiel ganz wenig gegen das weitabgelegene, tiefe Quertal ab. Die Luft war mit sanftem Licht und kleinen ruhigen Nebeln erfüllt, die Landschaft war warm und bunt und flößte Ruhe ein. Vor ihm glühten hoch oben die Spitzen einer Felskette im Gold der Abendsonne. Er spähte nach einem Pfad und entdeckte einen, der auf die höchste führte und entschloß sich, sie am Morgen zu besteigen. Nun aber wollte er erst ruhen.

P. hielt seinen Traum erst für eine bedeutungslose, idyllische Phantasie, die seiner schriftstellerischen Begabung ganz gemäß sei. Es berührte ihn immerhin sonderbar, daß er am Morgen müde war, die Arbeit nicht beginnen mochte und Mühe hatte, aufzustehen. In diesem Zusammenhang vermuten wir sofort, daß die höchsten goldbeleuchteten Berggipfel Gleichnisse für glänzende Ziele oder Ideale sind. Er freute sich an ihrer Schönheit und auf deren baldige Realisierung. Statt sich aber auf den Weg zu machen, beruhigte er sich mit der Lüge, es ist ja Abend, alle sind müde; auch ich, obschon ich noch Augen für das Schöne und Grandiose habe, muß erst ruhen. Morgen, nur nicht heute — — —. Der Traum ist also eine Rechtfertigung seines Bedürfnisses zu ruhen, die harte Arbeit aufzuschieben. Dem Patienten leuchtete sofort ein, daß der Traum durch diese Deutung Sinn gewann.

Wer sind die drei Personen? Dem Träumenden fiel zunächst nichts ein. Nachträglich glaubte er, der alte Mann sehe ihm selber ähnlich. Was zu erwarten war. Denn müde sein heißt oft, sich alt fühlen. Aber P. fügte noch hinzu, er habe sich schon oft gesagt, er sei zu alt, es sei zu spät, sein Ziel zu erreichen. Wer ist die alte Frau? Wir vermuten nun das Abbild seiner Frau. Der Träumende bejahte, sie sei ihr ähnlich. Immer wenn er müde und unwillig sei, erscheine ihm seine Frau sehr traurig und alt; und sein letztes Fünkchen Mut entschwinde. Jenes alte Gesicht verfolge ihn häufig, und er habe schon oft den Gedanken hin- und hergedreht, wie er dem ein Ende machen könne.

Möglicherweise geben uns die in den Rasen gerammten Tische eine Bestätigung. P. erinnerte sich plötzlich, daß er sie vorher gesehen hatte. Er war vor einigen Jahren schwer krank gewesen und hatte sich zur Erholung an einen reizenden, ruhigen Ort begeben. Er war froh wie seit langem nicht mehr. Vorher hatte er finanzielle und geistige Schwierigkeiten gehabt, hatte fast alles bezweifelt, was er getan hatte. Aber unter dem einfachen Landvolk und in den flüsternden Wäldern der lieblichen Gegend vergaß er alle Sorgen. Er war müde, „schön müde“ und hätte monatelang dort verweilen mögen. Hinter dem Gasthaus waren ein paar

Tische in den Rasen gerammt, wo er sich oft hinsetzte und las. Dort arbeitete er gelegentlich mit Muße ohne die störenden Gewissensbisse, die müden sorgenden Gesichter, und die Angst vor den ungelösten Aufgaben. Nun wollte er im Traume wieder an jenen Tischen ruhen; sonnte sich an den ehrgeizigen Zielen, aber überließ die Mühen der Erfüllung der Zukunft.

Ich versuchte das Ziel P.'s zu bestimmen; aber es gelang mir nicht. Es ist wie jene Berge, hoch und glänzend. Also ein lebensunwirkliches, privates Ziel der Überlegenheit, ein Scheinziel. Der Traum erweist sich als eine beruhigende Selbsttäuschung, verhilft dem Bedürfnis nach Ruhe zum Durchbruch, und steuert auf das irrige Ziel eines aus der Lebensgemeinschaft verirrten Menschen los.

P. hatte etwa fünf Tage später einen andern sehr interessanten Traum.

Er war Offizier. Ein Unteroffizier machte Miene, ihm den Gehorsam zu verweigern. Er fragte sich, ob er sich als Offizier den Gehorsam mit der Waffe erzwingen müsse. Einer seiner Kameraden bejahte es, und er selbst überzeugte sich, daß es keinen andern Ausweg gebe. Er zog den Säbel, aber er war schwer und unbrauchbar gegen das leichte Bajonett des Unteroffiziers. — Sein Vater stand in der Nähe. Er zog einen Mantel von der Gitterdecke einer Gefängniszelle und reichte ihn ihm; und der Träumer erwachte zufrieden.

Dieser Traum manifestiert eine Lebenshaltung, die der des ersten Traums sehr ähnlich ist. Er war der höchste im Rang, und mußte einen andern zum Gehorsam zwingen, aber er traute seiner Kraft nicht, und tat es nicht. Er erwachte mit der Überzeugung, daß die ihm gegebene Waffe zur Aufgabe unbrauchbar sei, und daß die Geste seines Vaters den Kampf unnötig mache.

P. scheint sich also im Gefühl zu wiegen, daß er der erste ist, daß sein Rang im Wanken ist, und daß er etwas tun muß, um sich den Gehorsam, der ihm gebührt, zu erzwingen. Er tröstet sich aber damit, daß die ihm verfügbaren Mittel unzureichend sind, und daß der Kampf aber auch gar nicht nötig sei.

Die letzte Behauptung muß erst bewiesen werden. Was wollte der Vater mit dem Mantel? P. hatte erst keine Ahnung, wie der Mantel aussah und was er bedeuten könnte. Zwei Tage später kam ihm in den Sinn, daß dies der Mantel sei, den er als Soldat bekommen hatte, und den er nach der Ernennung zum Leutnant zum Offiziersmantel hatte umarbeiten lassen. Der Vater reichte ihm diesen Mantel, und die Geste löste die Schwierigkeit zu seiner Befriedigung. Der Vater spricht kein Wort; aber in P.'s Träumen wird überhaupt selten gesprochen. Wir erraten jedoch, was der Vater mit seiner Geste sagen wollte: Sieh deinen alten Mantel! Ist dir das nicht Beweis genug? Du warst Soldat, bist durch deine eigene Tüchtigkeit Offizier geworden. Wer wird dann wagen, deine Macht anzutasten! P. war zwar nie ein schneidiger Offizier; aber seine Mannschaft hatte ihn gern, weil er in jedem von ihnen den Menschen sah und sie selten als Teile einer Kriegsmaschine betrachtete. P. ließ sich anmerken, daß er auf diese Neigung der Soldaten stolz war, gab aber schließlich zu, daß er

aber darum nicht als tüchtiger Offizier gelten konnte. Denn seine Haltung wäre lobenswert für einen Seelsorger oder Arzt, aber kaum für einen Offizier. P. bekannte schließlich, daß er und seine Familie auf seinen Titel stolz gewesen seien, da bisher noch kein Glied der Familie, auch nicht der entferntesten Verwandtschaft, Offizier geworden sei. Aber bei kühler Betrachtung sagte er sich offen, daß er weniger seiner soldatischen Tüchtigkeit, sondern seiner Bildung wegen befördert worden sei. Bei nüchternem Sinn konnte ihm also auch der Offiziersmantel Zweifel an seiner Stellung im Leben erwecken. Aber im Traum galt er ihm als das übliche Symbol des Stolzes über das Erreichte, und darum der Sicherheit.

Wir versuchten das wahre Gesicht des Unteroffiziers zu erkennen, aber das Gedächtnis des Patienten versagte. Einige Tage später wagte er eine Vermutung. Es könnte der ältere seiner zwei jüngeren Brüder sein.

Es war zu vermuten, daß P. ein ältester war. Er war um seine Stellung als erster besorgt und hatte die traurigen, liebebedürftigen Züge eines Erstgeborenen.

Seine Erinnerungen aus der frühen Kindheit zeigen sofort, daß er schwer am Los des Älteren getragen hatte. Als erste tauchte in seinem Gedächtnis eine sehr sonderbare Begebenheit auf. Als er etwa fünf Jahre alt war, stand er neben der Mutter im Garten. Einige Arbeiter aßen im Gartenhaus. Seine Mutter hatte ihnen wahrscheinlich ein Getränk gebracht. Sie begannen mit ihr zu sprechen. Im Verlaufe des Gesprächs erzählte einer eine Zote. Eine junge Frau sei mit einem Kinderwagen an ihnen vorbeigefahren. Einer der Gruppe habe ihr zugerufen: „Leer es aus; wir wollen ein anderes machen." P. hatte sehr Angst und klammerte sich an seine Mutter.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß sich aus der Geschichte ein „infantiler Sexualwunsch" *konstruieren* ließe. Aber wir werden sehen, daß die Erinnerung weder damals beim Knaben, noch jetzt beim erwachsenen Mann etwas mit Geschlecht zu tun hatte.

Der Knabe wurde an eine traurige Begebenheit erinnert. Er wurde, bildlich gesprochen, ausgeleert und durch einen andern ersetzt. Er war mehrere Jahre in der glücklichen Lage des Einzigen, zärtlich gepflegt und umworben. Und dann kam der jüngere Bruder und beanspruchte die Aufmerksamkeit der Mutter, und das empfand er als Katastrophe. Glüchlicherweise existiert ein Familienbild aus jener Zeit, das die Situation illustriert. der kleine, damals jüngste Bruder, ist frisch wie die beiden Eltern, der Ältere ist stumpf und traurig. Frau P., als sie das Bild zum ersten Mal sah, rief spontan: Der arme Kleine.

Warum war es aber der Vater, der ihm den Mantel entgegenhielt? Wenn ein Kind verwöhnt und durch einen Nachfolger entthrohnt wird, wendet es sich natürlicherweise einem andern Menschen zu, der ihm den entbehrten Schutz der Mutter ersetzt. Sehr häufig wird die Großmutter die Hauptperson, oft der Vater. Vater P. geriet leicht ins Übermaß, wenn er stolz war, oder von etwas eingenommen war, und war Stimmungen sehr unterworfen. Der Vater, dessen Familie noch keinen Gebildeten hervorgebracht hatte, half ihm durch die höhern Schulen, er schrieb ihm manchen Aufsatz und belohnte ihn für jede Tat, die ihm Anerkennung eintrug

Ohne es je zugegeben zu haben, war es ihm darum zu tun, daß seine Söhne höhere Schulen besuchten und höhere Berufe erstrebten; und er nahm naiverweise für selbstverständlich an, daß er damit nur das Wohl der Söhne im Auge habe. Die Frage, ob seine Söhne auch innerlich vorbereitet waren, sich durchzusetzen, tauchte nie in ihm auf. Wenn aber der Junge schlechte Zeugnisse nach Hause brachte, oder etwas tat, was dem Vater nicht gefiel, schalt er ihn, behandelte ihn mit Geringschätzung und drohte ihm, sich nicht mehr um ihn zu kümmern. Er schlug ihn selten, aber wenn er es tat, war es stets mit dem Ausdruck der Geringschätzung. Er hatte seine festen Begriffe von recht und unrecht und wußte den vernichtend zu beschimpfen, der anderer Meinung war. Nicht nur Handlungen des augenscheinlichen Ungehorsams, sondern auch die natürlichsten Dinge der Welt, die der Junge mit bestem Gewissen tat, riefen die Geringschätzung des Vaters hervor. Dabei war der Vater unbedingt ein rechtschaffener und sehr geachteter Mensch und konnte große Opfer bringen. Aber er war unfähig, zu begreifen, was er dem Knaben antat, der sich auf ihn verlassen mußte, um sich selbst zu achten und fortzukommen.

Der Junge begann allmählich zu zögern und sich vor jeder wichtigen Handlung zu fragen, ob der Vater damit einverstanden sein werde. Und diese Haltung wirkte bis weit über seine Mündigkeit hinaus. Als wir von diesen Erfahrungen redeten, erinnerte sich P. eines entsetzlichen Traumes, den er einige Jahre früher hatte: Er war bei seinem Vater, und sie waren ungleicher Meinung. Er hatte eine Arbeit übernommen, die dem Vater schändlich erschien. Der Vater zog einen Revolver und erschoß ihn. Der Träumende erwachte im Glauben, daß die Kugel durch seinen Kopf gegangen sei. Es ließ sich nachträglich feststellen, daß P. damals tatsächlich im Sinne hatte, seine Stelle zu wechseln, den Gedanken aber aufgab.

Die Besprechung dieses Traumes führte uns auf Erlebnisse P.'s, die erkennen lassen, wie sich sein fixierter Lebensstil wahrscheinlich entwickelt hat. Wir müssen uns aber hier auf die Deutung der Träume beschränken. Der Offizierstraum beschwichtigte also den Träumer. Er sagte: Wie konnte ich nur glauben, daß meine Stellung im Wanken sei, ich bin doch sicher, und brauche mich nicht auf einen Kampf einzulassen. Also nichts überstürzen.

Im ersten Traum sah er vorwärts nach einem vergoldeten Ziel und wiegte sich im Gefühle, daß er es später schon erreichen werde; hier erholt er sich von einer Angst um sein Prestige und läßt sich glauben, daß sich schon alles richtig gestalten werde. In beiden Fällen aber gibt er den Kampf auf; und demnach ist der Traum pseudoprophetisch: P. wird das hohe Ziel nicht erreichen.

Es ließ sich feststellen, was P. zur Zeit der beiden Traumnächte tat und was ihn mit Sorge erfüllte. Den ersten hatte er kurz vor seiner Reise nach N., wo er einen älteren, erfahrenen Menschen traf, der ihm in einer schweren Lebensfrage Rat geben sollte. P. erinnerte sich genau, daß er von dieser Unterredung viel erwartete. Er ahnte aber, daß sein Berater ihm Wege weisen werde, die noch jahrelange Mühe und Not bedeuteten. Er hatte während der vergangenen Jahre mit wenig Erfolg gearbeitet und war der Arbeit müde und wollte lieber einmal ausruhen, frei sein und es

schön haben, als von neuem Galeerensklave zu werden. Als er nach N. kam, verhielt er sich zögernd und mißtrauisch. Der Traum hatte also wahrscheinlich den Erfolg, ihn in seiner Passivität zu bestärken und den früher gefaßten Entschluß zu neutralisieren. — Der zweite Traum stellte sich am Abend nach einer der Besprechungen ein. P. träumte sich in einen Zustand, in dem er die empfangenen Anregungen ablehnte. Er wäre wohl nie mehr zu jenem Berater zurückgekehrt, wenn er einen Ausweg gefunden hätte. Auch der zweite Traum hatte also mitgeholfen, ihn in eine Stimmung einzuwiegen, die gegen seine ahnungsweise Erkenntnis des wahren Sachverhaltes arbeitete.

Nach einer mehrtägigen Depression hatte P. einen sehr sonderbaren und schönen Traum.

Er stieg eine schmale Steintreppe hinauf und trat in einen Garten, der die Dächer der Stadt hoch überragte. Es war spät in der Nacht und sehr dunkel. Aber in weiter Ferne konnte er trotzdem eine bunte Landschaft mit schönen Bergen längs des Horizontes sehen. Die Berge und die weite vorgelagerte Ebene glühten sanft wie im Abendrot und der Rest der Landschaft war grün und rötlich-braun. Dir Farben kamen ihm bekannt vor, vielleicht hatte er sie auf einem Gemälde gesehen. P. konnte sich aber an kein Gemälde mit solchen Farben erinnern. Die Farben waren ähnlich denen des ersten Traumes, nur wundersamer. Die Gartenbeete waren dunkel, sie waren bedeutungslos in der Szene. Er schritt durch den Garten und trat auf den Eckstein der linken, entfernteren Ecke. Er schaute gelassen auf die Häuser und die engen Gäßchen hinunter. Sie waren dunkel und strahlten doch ein schwaches grünliches und braunes Licht aus, das mit den Farben der fernen Landschaft in vollkommener Harmonie war. Der Eckstein wackelte ein wenig, er verlegte das Gewicht seines Körpers hin und her und fand, daß der Stein nicht fallen konnte. Dann trat er auf den äußersten Rand des Steines und bewunderte die schöne Landschaft. Als er den bezaubernden Garten verlassen wollte, betrat Eu. mit einigen Angehörigen den Garten. Wahrscheinlich waren seine Mutter und seine Geschwister dabei. Eu. fragte P., wohin er gehe und machte sich erbötig, ihn dorthin zu fahren, da er denselben Weg habe. Die Straße war sehr breit und glänzte vom reflektierten Licht. Eu. fuhr sehr schnell. Als aber P. ihn anschaute, war es nicht Eu., sondern sein Kollege V.

P. beginnt seinen Traum mit Freude der Bewunderung. Er sieht etwas Wunderbares, mehr als andern zu sehen vergönnt ist. Wir werden unmittelbar an den ersten Traum erinnert und fragen uns, ob er sich wohl auch in diesem Traum über seine Unzufriedenheit hinwegtäuschen wolle.

Wer sind der Bekannte Eu. und der Kollege V.? Eu.'s Vater ist ein Freund von P.'s Vater. Die beiden Söhne sind ihre Erstgeborenen. P. wurde zwei Tage nach Eu. geboren. Die beiden trafen sich sehr selten, und wenn sie sich trafen, nur weil die Eltern befreundet waren. Eu. kam gewöhnlich mit seiner Mutter und seinen Geschwistern. Die Mutter von P. lächelte immer etwas geringschätzig über Frau Eu., weil sie niederer Herkunft war und undurchsichtige Beziehungen hatte zu einem unverheirateten Manne. Eu. ist ein sehr angenehmer, junger Mann und ein ziemlich erfolgreicher Beamter einer der größten Banken der Stadt. Vater

P. hatte ihn vor seinem Sohn oft gerühmt, er sei ein stiller, fleißiger Mann, der es zu etwas bringen werde. P. hatte in seiner Jugend wohl bemerkt, daß Eu. und er von beiden Familien beobachtet und verglichen wurden. Eu. hatte ein gutes Einkommen, P. glaubte höher als das seinige, was aber sehr zweifelhaft ist. Einkommen spielte eine peinliche Rolle bei P. Er hatte ein kleines Salär und war oft traurig, daß er seiner Frau keine Überschüsse zur Verfügung stellen konnte. Denn sie hatte einen feinen Geschmack und hätte mit etwas mehr Geld sich hübsch zu kleiden und das Haus auszuschmücken verstanden. Aber so sehr es ihn nach besserem Einkommen gelüstete, konnte er sich nicht entschließen, seine Arbeit so einzurichten, daß sie ihm mehr eintrug. Nach seinem Empfinden hatte Eu. ihn überholt. Er gab nicht zu, daß ihn dieser Vorsprung beschäftige; aber es machte ihm ernstlich zu schaffen, daß eine ganze Reihe von Altersgenossen ihn überflügelt hatten. Im Traum erscheint Eu. mit seiner Familie, mit der Mutter und den Geschwistern, die nach ihrer sozialen Stellung weit hinter P. zurückblieben. Aber auch Vater Eu. ist weit hinter Vater P. zurückgeblieben. Beide begannen ihre Karriere als reisende Verkäufer. Aber Eu. blieb ein Reisender mit geringem Einkommen, P. wurde einer der Abteilungsdirektoren derselben Firma. Also sagt der Traum: vor Eu. bin ich jedenfalls noch sicher. Wenn er auch einen Wagen hat (ein Zeichen des größeren Einkommens, den er aber tatsächlich nicht besitzt), so ist er eben doch nur ein Eu. Ich muß ihn nur mit dem Hintergrund seiner Familie betrachten, dann beunruhigt er mich nicht mehr. Das an sich ist eine sehr bekannte Form der Selbsttäuschung, nicht nur im Traum, sondern auch im Wachleben. P. ist zu intelligent, um im Wachleben solche Trugschlüsse passieren zu lassen. Aber im Traum, wo es keine Nachprüfung an der Wirklichkeit gibt, schlüpfen sie durch.

Der Traum treibt die Selbsttäuschung weiter. Er ist Taschenspielkünstler. Er ersetzt Eu. im Handumdrehen durch den Kollegen V., über dessen Herkunft er nichts weiß. Der Traum gestattet sich eine sehr bekannte und üble Verallgemeinerung: Was weiß ich denn über V.? Er ist wahrscheinlich auch niederer Herkunft.

Der Traum ist also wohl eine neue Variation derselben Lebenshaltung. Das wundervolle Ziel erfüllt ihn mit dem trügerischen Gefühl der Zufriedenheit und Selbstachtung; die ihn bedrängenden Beobachtungen, daß andere ihn überholt haben, werden durch Selbstbetrug über Bord geworfen. Der Traum bewahrt P. vor einer schmerzlichen Einsicht, dem Zusammenbruch und der Notwendigkeit, von neuem anfangen zu müssen.

Um aber Gewißheit über dieses Ergebnis zu erlangen, wollen wir noch zwei andere Elemente untersuchen.

„Es war spät in der Nacht und sehr dunkel.“ Aber trotzdem konnte man die wundersame, im Abendrot glühende Landschaft sehen. Die Farben waren ihm bekannt und kamen vielleicht von einem früher betrachteten Gemälde. — Und der wackelnde Eckstein? —

Zuerst versagte das Gedächtnis des Patienten völlig. Dann tauchte plötzlich die Erinnerung an einen Garten auf. Sie führte ihn in die Kindheit zurück. Seine Mutter begab sich oft auf den Friedhof, um die Gräber einiger naher Verwandten zu pflegen. Der Friedhof lag am Abhang eines

Hügels, der den Ort überragte. Er war auf zwei Seiten von hohen Mauern gestützt, die in eine vorspringende Ecke zusammenliefen. Diese lag hoch über der Straße, die in das Städtchen hinunterführte, und diente dem Kleinen als Aussichtsturm, wenn er auf die Mutter warten mußte. Seine Mutter pflegte kurz vor Sonnenuntergang dorthinzugehen und kehrte gewöhnlich in der Dunkelheit zurück. Vom Friedhof sah er häufig den Sonnenuntergang. Das Gefühl der Zufriedenheit und die erhabene Stimmung waren zweifellos mit jenem Erinnerungsbild verknüpft. Er stand ganz allein, über der Straße, über dem Städtchen; aber er war so sicher wie in Mutters Armen. Die Situation war ähnlich der des Traumes, aber im Traum war sie großartiger. Der Eckstein wackelte jedoch nicht, und die Farben waren sehr verschieden. Also wenn diese Erinnerung mit dem Traumbild etwas zu tun haben sollte, so mußten noch andere Vorstellungen damit verwoben sein.

P. konnte längere Zeit keine Auskunft geben über die tiefe Nacht und die wundersamen Farben. Aber kurz vor seinem Tode ging er mit einer jungen Dame über das Feld. Sie verehrte ihn enthusiastisch und war zärtlich mit ihm. Das machte ihn zufrieden. Er bemerkte einen kleinen Föhrenwald im Abendlicht. Er hielt an und erinnerte sich sofort, wo er das Gemälde mit den mysteriösen Farben gesehen hatte. Es war im Kunstmuseum der Stadt B. Ein großes Gemälde mit schönen Föhren im Abendsonnenschein. Er hatte es vor vielen Jahren mit seiner Braut gesehen. Es war eines jener ersten unvergeßlichen Erlebnisse, Kunst und Natur mit den Augen des Liebenden zu sehen. Es war einer der seltenen Augenblicke seines Lebens, da er die Zufriedenheit und gehobene Stimmung des kleinen Jungen auf dem Eckstein des Friedhofes genoß.

Darnach brauchten wir uns nicht mehr um das tiefe Dunkel der Nacht zu kümmern. Es hatte zweifellos nichts zu tun mit einem der beiden frühern Erlebnisse. Es dürfte vielleicht auf eine dritte Erfahrung zurückzuführen sein, aber ist hinreichend damit erklärt, daß P. fühlt, daß ihm die tiefe Nacht das angenehme Gefühl der Einsamkeit und der Ruhe gibt. Auch der wackelnde Stein kann damit erledigt werden, daß sich P. ein besonderes Vergnügen daraus machte, auf wackelnden Steinen oder Felsen zu schaukeln. Ich gebe damit zu, daß die zwei letzteren Elemente nicht hinreichend erklärt worden sind, aber ich habe schon im Hauptteil meiner Arbeit gesagt, daß die Vollständigkeit der Erklärung nicht notwendig ist für die zuverlässige Deutung eines Traumes.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir überzeugt sein, daß sich P. mit diesem Traum tatsächlich in der oben dargelegten irrigen Lebenshaltung verankerte.

Ich möchte noch auf einige gemeinsame Merkmale dieser Träume hinweisen. Sie sind reich an deutlichen Bildern. Sie sind lang. Und der erste und dritte verraten eine Neigung Schönheit zu mystifizieren und als unvergleichlich darzustellen.

Das erstere dürfte demonstrieren, daß P. visuelle Empfindsamkeit und Phantasie hatte und daraus mit harter Arbeit wohl etwas Wertvolles hätte schaffen können, wenn er im Sinne der Entwicklung gearbeitet hätte. Dies ist ein gutes Beispiel dafür, daß Träume nicht nur Täuschungen, sondern

auch Anlagen aufdecken können. Was P.s Neigung betrifft, das Schöne zu mystifizieren, so können wir sagen, daß natürlich alles Leben, der ganze Kosmos, ein Mysterium ist, aber eines das den Menschen, wenn wirklich verstanden, bescheiden und ergeben stimmt. P. dient das Mysterium zur Übertreibung des Erlebnisses, also zur Verherrlichung der eigenen Person.

Es versteht sich von selbst, daß die Ausführungen über lange Träume auch auf P. anwendbar sind.

Der nächste Traum liegt auf der Linie der vorigen Träume, nur mit dem Unterschied, daß er sich mit einem neuen Problem befaßt.

Nach einer Operation, bei der er narkotisiert worden war, fühlte er sich elend. In der Nacht nach der Operation hatte er den folgenden Traum: Er kam heim zu seinen Eltern und seinen Brüdern. Die ganze Familie war vereinigt, seine Mutter saß am Flügel und spielte inspirierend und technisch vollkommen. Sein Vater und seine Mutter erhoben sich, kamen ihm entgegen und umarmten ihn. Die ganze Familie freute sich herzlich über seine Rückkehr.

Der Traum wird sich fast von selbst erklären, wenn ich einige Elemente des Traumes mit der Wirklichkeit vergleiche. Die Familie P. war sehr scheu im Ausdruck ihrer Gefühle; P. kann sich nicht erinnern, daß ihn die Mutter je umarmt hätte. Die Familie besitzt keinen Flügel und Frau P. kann nicht spielen. Die beiden Brüder waren seit Jahren verheiratet und hatten Kinder; P. traf sie seit ihrer Verheiratung nie ohne ihre Familien. P. war kinderlos, aber seine Eltern hatten ihm einen unzweideutigen Wink gegeben, daß sie auch von ihm noch Enkel erwarten. Einen Flügel hatte auch er zu Hause nicht, aber seine Frau spielte sehr gut Klavier und machte ihm oft große Freude damit. Beide hofften, sich bald einen Flügel anschaffen zu können.

Krankheit spielte eine sonderbare Rolle im Leben P.-s. Bis zu seiner Heirat war er nur zweimal krank gewesen. Kurz nach der Hochzeit hatte er eine ungefährliche Krankheit und war sehr zärtlichkeitsbedürftig. Aber zu seinem großen Erstaunen war seine Frau sehr kalt, rief einen Arzt und tat nur das Allernotwendigste, gerade als ob sie ihn warnen wollte: Ich hab' dich nicht geheiratet, um dich zu pflegen. Auch sie war nämlich sehr enttäuscht über das Maß der Zärtlichkeit, das sie seit der Hochzeit empfing. Nun war er wieder krank und zärtlichkeitsbedürftig. Sein Traum bannte alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit, verwandelte sein elterliches Heim in ein Paradies. Musik gab es da, schöner als er sie im eigenen Heim hören konnte, und Kinder hatten seine Brüder auch noch keine, also war er ihnen ebenbürtig.

P. war sich nie ganz klar über seinen Wunsch nach Kindern Er wünschte welche, und wünschte keine. Er wurde sich über die Natur seines Wunsches klarer in den Besprechungen über seine Träume. Er wünschte sich Kinder, da man doch erst als vollwertiger Mensch gezählt wird, wenn man Kinder hat; er fürchtete sich aber vor der Bürde und der Verantwortung. Im Traume entfernt er die unbequemen Nichten und Neffen, deren Existenz seinen Mannesstolz verletzen.

Daraus ergibt sich, daß P. auch sein Liebes- und Eheproblem nicht gelöst hat. Auch in dieser Frage ersehnt er einen Wonnezustand, eine für sich bestehende weibliche Zärtlichkeit und Bereitschaft, die es nicht gibt. Zärtlichkeit und Bereitschaft der Frau wollen erworben werden. Diese Folgerung wird bestätigt durch den Traum der nächsten Nacht.

Seine Frau sagte ihm, sie wolle kein Kind. Und er anwortete im Zorn: „Hast überhaupt nie Kinder gewollt."

Eine naive Betrachtungsweise könnte zum Schluß kommen, daß P. tatsächlich Kinder wollte, und daß er über die Frau zornig war, weil sie keine wollte. In Wirklichkeit hatte sich seine Frau schon einige Zeit ein Kind gewünscht. P. stimmte bei, aber seither war er immer sehr müde, und fühlte keine Zuneigung zu seiner Frau. Wenn irgend jemand, so war es seine Frau, die unter dem Zustand der letzten Wochen litt. Er hatte keine Ursache, seiner Frau zu zürnen. Es ist überhaupt mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß seine seelische Haltung dafür verantwortlich war, daß das Ehepaar keine Kinder hatte.

P. ist also in diesem Traum um sein Prestige besorgt. Er rechtfertigt die Tatsache, daß er keine Kinder hat, damit, daß er seine Furcht seiner Frau zuschiebt.

Beide Träume sind im Gegensatz zu den früheren kurz, was anzeigen mag, daß er sich in einer sehr gereizten Stimmung befindet, unter der seine sonst zögernde Haltung einer rücksichtslosen, panikartigen weicht.

Ungefähr drei Monate später hatte P. zwei Träume, die die gewonnene Einsicht befestigen und vertiefen.

Er träumte, er sei Arzt und ein Mädchen komme zu ihm. Aber er war krank und zweifelte sehr, daß er ihm helfen könne. Gleich darauf träumte er weiter: Er befand sich mit demselben Mädchen am Rande eines Hochplateaus. In weiter Ferne sah er die hohen Berge, die er am Morgen erklettern wollte. Das Mädchen kannte jene Gegend gut, er aber nicht. Er fragte sie deshalb, wo sie über Nacht ruhen wollten. Sie antwortete ohne Zögern, und schmiegte sich an ihn.

P. erkannte das Mädchen ziemlich leicht. Sie hatte ihn vor einigen Jahren während der kritischen Krankheit gepflegt, die in der Besprechung des ersten Traumes erwähnt worden ist. Er gewann das Mädchen in jenen Tagen lieb und dachte später viel an sie. Das Mädchen war zur Zeit des Traumes krank. P. hatte einige Kenntnisse über das Wesen und die Heilung ihrer Krankheit. Aber er hätte sich im Wachleben nicht getraut, die Verantwortung für ihre Heilung zu übernehmen.

In seinem Traum näherte er sich dem Mädchen vorsichtig als Arzt; niemand konnte es als Liebe auffassen. Warum aber unterbrach sein Traum die glückverheißende Illusion, sie als Arzt zu behandeln? Als er ihr gegenübersaß, ließ er den Vorwand der Begegnung wieder fallen. Es sieht so aus, als ob er sich auf halbem Wege zurückziehen wollte. Wir vermuten also, daß er unsicher ist.

Der zweite Traum, der zeitlich fast eine Fortsetzung des ersten ist, erinnert an den ersten der ganzen Traumserie. Wieder hat er die hohen Berge zum Ziel. Aber sie spielen diesmal keine Rolle. Im Mittelpunkt des Erlebnisses steht seine Unterhaltung mit dem Mädchen. Er will weiter-

wandern, aber die hereinbrechende Nacht zwingt ihn, zu ruhen. Er fragt das Mädchen, wo sie die Nacht verbringen wollen. Er sagt, sie kenne die Gegend, er aber nicht. Das Mädchen schmiegte sich an ihn und half ihm aus der Unsicherheit.

P. sehnte sich also nach neuer Liebe; er scheint sich an den Glauben zu halten, daß eine neue Liebe einem Manne Mut und Energie zum Verfolgen und Erreichen seines hohen Zieles geben könne. Wird ihm diese Liebe aber helfen? Der Traum sagt: nein. Denn es ist keine mutige Liebe, die ihn seiner sicher macht. Er zögert; er fürchtet sich wahrscheinlich vor dem Mädchen nicht als Mann zu bestehen.

Damit dürfen wir ein abschließendes Urteil über den Lebensstil des Patienten fällen. Sein Idealismus war falsch, er suchte Größe und Schönheit des Lebens ohne Rücksicht auf die Lebensgemeinschaft der Menschen und die Wirklichkeit überhaupt. Er beruhigte seine ihn bedrängende Erkenntnis, daß er Schiffbruch leiden werde, mit überspitzten Zielen und nicht vorhandenen Mitteln. Er wollte ein Großer werden, verhielt sich aber so, daß sich seine latenten, unweifelhaft über dem Durchschnitt stehenden Gaben gar nicht entfalten konnten, und daß ihm auch diejenige Anerkennung nicht zukommen konnte, die ihm bei der natürlichen Entwicklung seiner Anlagen längst hätte zufallen müssen. P. hat viel gearbeitet, aber seiner Arbeit fehlte die begeisternde Kraft eines in der Wirklichkeit verankerten Zieles.

Jarl Skules Weg zu Gott.

Ibsens Kronprätendenten.

Von SOFIE LAZARSFELD (Wien).

Es gibt nichts Absolutes im Reich der Seele. Was wir erleben und was wir erleiden, was wir tun, was wir unterlassen, es erhält seinen Wert erst durch den Platz, den wir ihm in unserem Wertschema anweisen. Das Schöne kann sinnlos bleiben, das Leid dynamisch wirken. Kein Erfolg — und sei er noch so strahlend — vermag eine verdunkelte Seele zu lichten, vermag den zu erheben, der die Kraft nicht hat, an sich zu glauben. Nur so ist es verständlich, daß auch die vollendete Leistung, daß auch das Gelingen des Größten, die eigene schöpferische Tat, ihre erlösende Kraft verliert, trifft sie auf Unglauben in der eigenen Seele.

Nur so kann man es begreifen — was sonst unverständlich bliebe — daß Ibsen, dem in seinen „Kronprätendenten“ ein kaum zu überbietendes Meisterwerk gelungen, doch niemals vom Zweifel an die eigene Meisterschaft befreit worden ist. Wir, die es aufnehmen, atemlos bewundernd, in jedem Wort, in jedem Gedanken ein Geschenk empfindend, wie es in der gesamten Weltliteratur kaum ein zweites Mal sich findet, wir stehen erschüttert vor Skules Frage: „Glaubst du jederzeit so sicher, daß du Skalde bist?“

Faszinierend bis ans Unheimliche ist die Wirkung dieses Werkes. Als

ob die Kronprätendenten empfunden würden wie etwas Einmaliges, für sich allein Dastehendes, als ein erratischer Block im Gelände von Ibsens Schaffen. Woher diese außerordentliche Wirkung?

Wohl erfüllt das Stück die klassische Forderung, die Tragödie müsse Furcht und Mitleid erregen und zur Überwindung dieser Gefühle führen, in höchstem Maß. Aber das tun andere Trauerspiele auch. Und sind denn die Kronprätendenten überhaupt ein Trauerspiel? Ibsen selbst nennt sie „Schauspiel", und so dürfte man erwarten, daß das Ende für den Helden kein tragisches wird? Wer aber ist der Held? Ist es wirklich Hakon, der als Träger der Handlung ja siegreich bleibt? So wäre es also kein Trauerspiel? Aber Hakon ist ja gar nicht der Held. Das ist *Skule*, der tragisch Endende. *Ihm* gilt unser Mitleid, für *ihn* fürchten wir, *sein* Los erfüllt uns mit Trauer, weil wir fühlen, es ist sehr Wertvolles, das mit ihm zugrunde geht; denn das Gemeine nur sinkt klaglos zum Orkus hinab. Und obwohl wir von ihm manchen edlen Gedanken, aber keinerlei gute Tat erfahren, gehört ihm trotzdem unser ganzes Herz

Daß er, ein Irrender aber ein Strebender, es in vollem Maß wirklich verdient, kann nur im Rahmen der Individualpsychologie verstanden und soll in folgendem dargelegt werden.

Die Handlung des Dramas darf bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden; (sollte der eine oder der andere Leser das Drama nicht kennen, dann lese er es schnell; ein großer Genuß erwartet ihn). So beginnen wir mit der Szenenführung. Der erste, den wir hören, ist *Skule*, und *was* wir als erstes von ihm hören, ist *Ungeduld*. Hier setzt schon seine psychologische Charakteristik ein, denn nicht zu den seelisch im Gleichgewicht ruhenden, zu den labilen, nervösen Menschen gehört er, und typisch für jeden Nervösen ist ein Zug von Ungeduld, *der geringe Spannungsbogen* beim Ertragen von Ungewißheit oder Wartenmüssen. Sofort darnach erfahren wir, *was* so ungeduldig erwartet wird, die Eisenprobe, die Inga, Hakons Mutter, ablegt, um das Thronrecht ihres Sohnes eindeutig zu erweisen. Das tiefste aller Motive klingt damit an, das Mutterproblem. Ein genialer Zug, es als erstes anzuschlagen, es ist und bleibt ja für alle Menschen entscheidend, es ist der Urbeginn aller Dinge.

Und welcher Teil dieses Problems tritt uns entgegen? Die Mutter in ihrer wichtigsten Funktion, die Mutter als Vertreter der unbedingten Treue, wie *Adler* sie als unerläßlichen Faktor jeder Kindheitsentwicklung sieht. Aber *nicht Skules* Mutter ist es, die ihre ideale Funktion so gut erfüllt, es ist die Mutter *des Andern*, jenes, der hat, was man selbst vermißt. So sehr vermißt, daß niemals eine Versöhnung mit dieser unerfüllten Forderung stattfindet. Durch Ibsens ganzes Leben, in seinen Werken ständig variiert, tönt die Klage, daß keiner je mit ganzer Seele zu ihm gehalten habe. Wir kennen sie aus seiner Kindheit und wir wissen aus psychologischer Erfahrung, daß solcher Entgang später nur schwer wettgemacht werden kann. Und so steht am Beginn hier schon angedeutet jener ververzweifelte Schrei nach einem, *der unerschütterlich an uns glaubt.* Wir werden ihn noch oftmals hören.

Dann wird das Grundmotiv angeschlagen, der Zweifel an sich selbst und seinem guten Recht. Ein wenig schematisch ausgedrückt, stellt sich Hakon hier Skule gegenüber. Jener, der Gott nicht anruft, weil er seiner Hilfe gewiß ist, dieser, weil er Gott nicht an sich erinnern will, denn Gott ist gerecht, und Skule glaubt nicht an sein Recht. Und Gott spricht, spricht gegen Skule. Die Eisenprobe hat für Hakons Recht gezeugt, Ingas Hände sind weißer und zarter als je, das Feuer hat sie nicht versehrt. Aber damit ist die Frage des Rechtes noch nicht entschieden, es kommt zur Königswahl.

* * *

Im zweiten Bild lernen wir die Frauen kennen. Mit meisterhaften, oft nur angedeuteten Strichen werden sie uns gezeichnet. Bezaubernd die zarte Liebe Margrets zu Hakon, an den sie unerschütterlich glaubt, auch sie, Skules Tochter. Die Herbheit und Sprödigkeit, mit der Ibsen aller Liebes- und Sexualproblematik gegenübersteht, hat nur ganz seltene Male solcher Zärtlichkeit und Süße den Platz geräumt.

Frau Ragnhild aber, Margretens Mutter, glaubt mit gleich unverbrüchlicher Hingabe an ihren Gatten Skule. Hier hätte der ewige Zweifler jene Treue, die er sucht und nie zu finden vermeint. Er *kann* sie nicht finden, denn *er kann sie nicht erkennen.* Nicht bei Ragnhild und auch bei keinem anderen. *Was immer ihm an Glauben entgegengebracht wird, es kann seinem Anspruch nie genügen, da er selbst nicht an sich zu glauben vermag.* Jeder Zweifelnde sucht die *absolute* Sicherheit, die aber gibt es nicht im Leben, sie kann nie von außen, durch andere geschenkt werden, kann nur in der eigenen Seele erwachsen. Darum muß alles, was der andere gibt, ungenügend erscheinen, gibt er selbst alles, was Menschen einander schenken können.

Aus dem Gespräch der Frauen, denen sich Skules Schwester Sigrid zugesellt, erfahren wir den Verlauf der unten im Hof stattfindenden Königswahl. Die Wahl nähert sich dem Ende. Frau Ragnhild fleht in Verzweiflung: „Der Jarl muß König werden! Er leidet Schaden an seiner Seele, wenn er nicht der erste Mann im Lande wird! .... Er *muß* die Macht haben. Alles Gute in ihm wird wachsen und blühen, wenn er sie bekommt.“ — Wie gut sie ihn kennt, sein Unvermögen, sich mit einer zweiten Rolle zu begnügen! Wie gut sich Ibsen kennt. Doch wie so oft vor der Erkenntnis tiefer psychologischer Zusammenhänge wird hier Ursache und Wirkung miteinander verwechselt. Wohl hemmt die „zweite Rolle“ den Jarl an der Entfaltung seiner besten Kräfte, aber nicht darum, weil sie ihm Schaden brächte an seiner Seele. Der Schade ist viel früher geschehen, er sitzt schon tief in seiner Seele drinnen. Wer sich nicht einordnen kann als Teil eines größeren Ganzen, wer die Gemeinschaft flieht, weil er meint, unter Gleichberechtigten zu kurz zu kommen, wer sich nur sicher wähnt als Herrschender, der bindet eben dadurch seine besten Kräfte. Nur wer sich frei und freiwillig einordnen kann, gleichviel, ob an erster oder an anderer Stelle, nur der gelangt zur Entfaltung aller guten Kräfte. Und so würde Skule auch die äußere Macht nicht helfen, denn sie beruhigte nicht den Zweifel in der eigenen Brust.

Sigrid, Skules Schwester, ahnt etwas davon; da sie — anders als Ragnhild — betet: „Gott, gib ihm *keine* Macht, sonst wird er nimmer gerettet!“, darf dies wohl so verstanden werden, daß hier das seelische Heil erfleht wird auf Kosten des irdischen. Das irdische Heil, das dort hinter dem himmlischen zurücktreten soll, darf dann im psychologischen Sinn als der Ausdruck egozentrischer Zwecke, die höherer Zielrichtung zu weichen haben, betrachtet werden [1]).

* * *

Hakon ist König und seine nächste Sorge ist, die gute Beziehung zum Jarl zu festigen, indem er dessen Tochter zur Königin wählt; aber auch dadurch, daß er ihn im Besitz des königlichen Siegels beläßt, das Skule während der Regentschaft geführt hat. Hier muß der „Leitlinie“ Erwähnung getan werden und einer Eigenschaft, die ihr innewohnt, der Fähigkeit, für das gewählte Ziel die sicheren Mittel zu finden. Aber nur der *unbewußten* Leitlinie ist diese Kraft verliehen. Dort, wo wir verstandesgemäß, nach uns bewußten Motiven handeln, ist das bei weitem nicht so. Denn wie oft ergreifen wir Maßnahmen, die unserem gewählten Zweck diametral entgegenlaufen: wir glauben das Richtige zu tun, und es stellt sich heraus, daß es gerade geeignet war, das Ziel aufs sicherste damit zu verfehlen.

Dies hier systematisch auszuführen, hieße den Boden der literarischen Arbeit zu weit verlassen, es sei auf die Literatur verwiesen [2]); wir müssen es bei der theoretisch erkannten und in der Erfahrung immer bestätigten Tatsache belassen: Wer nach seinen besten Kräften Vorsorge für irgend einen Zweck trifft und ihn trotzdem verfehlt, der steht im Widerspruch zwischen zwei Zielrichtungen, der verstandesmäßigen und der von uns selbst in uns *nicht* erkannten. Diese setzt sich ausnahmslos durch und verdrängt im Endeffekt das verstandesmäßige Wollen.

Hakon also beläßt Skule das Königssiegel, um den Frieden zu befestigen. Hakon ist ein gütiger Mann, und, wie sich später erweist, ein kluger König. Alles gedeiht unter seiner Leitung. Warum versagen diese Kräfte in seiner Beziehung zu Skule, warum beläßt er ihm das Siegel, was sich als so unheilvoll auswirken wird, welche schlimme Wirkung aber vorauszusehen war. Warum sieht Hakon dies nicht voraus? Er, der klug und gütig ist, er könnte leicht erkennen, daß ein so ehrgeiziger Mann wie der Jarl sich nicht dauernd damit begnügen wird, an der Peripherie der Macht zu leben, daß die alte Wunde, *nicht der Erste zu sein,* dadurch ständig gereizt wird und daß also durch diese Verfügung immer neuer Kriegsstoff sich ansammelt. Wenn Hakon es doch nicht erkennt, obwohl er dazu durchaus fähig wäre, dann dürfen wir schließen, daß auch *sein* Wille zum Friedensschluß mit Skule ebenso wenig eindeutig ist, wie der des Jarl. Und diese Vermutung wird bestätigt werden, denn alles, was die

[1]) Auch Ibsens Schwester hat ihn gut verstanden, ihre Briefe enthalten Stellen, die schon den Schuljungen im Kampf gegen die Gemeinschaft zeigen.

[2]) *Alfred Adler:* „Der nervöse Charakter“, „Theorie und Praxis der Individualpsychologie“.

beiden zur gegenseitigen Annäherung versuchen, geht schlecht aus, schlägt ins Gegenteil um, bringt sie nur weiter auseinander.

Dieser Kampf zwischen bewußter und unbewußter Leitlinie findet in der unmittelbaren Aufeinanderfolge von Hakons Worten: „Endlich bin ich denn König in Norwegen“, welche die Befreiung aus altem Streit ausdrücken und Skules Ausruf „Aber *ich* regiere Land und Reich“, manifesten Ausdruck.

So hat sich also nichts geändert; der alte Streit geht weiter. Schon das erste Bild des nächsten Aktes benimmt darüber jeden Zweifel; feindlich stehen sich weiterhin Königs- und Jarlsmannen gegenüber, sogar bei dem Hochzeitsfest, das, nachdem es — symbolisch genug — dreimal aufgeschoben werden mußte, die beiden Häuser verbinden soll. Und gleich wird es sich zeigen, wie unklug gehandelt der kluge Hakon hat, als er Skule das Siegel beließ. Jostein Tambs Schiff liegt unter Segel, es soll einen Brief mitnehmen, der des Königs Siegel trägt, jedoch ohne des Königs Willen. Skule, gewöhnt, den König zu bevormunden, tut immer noch — jetzt ohne dessen Wissen — was er als Vormund getan. Er sendet Botschaft, ohne den König zu befragen, ja sogar in Kenntnis von des Königs entgegengesetzem Willen in der Frage, um die es geht. Angeblich handelt er so „zu des Königs Nutz und Frommen.“

Dies ereignet sich, während Skule mit Bischof Nikolas Schach spielt. Viele beziehungsreiche Worte fallen zwischen ihnen, gesagt über die Figuren des Spiels, gemeint in harter Wirklichkeit. Und knapp bevor der Jarl, trotz des Bedenkens seiner nächsten Freunde, den verhängnisvollen Auftrag zur Absendung des Briefes erteilt, nennt er im Spiel den *wahren* Grund dieses Tuns. Der heißt nun nicht mehr „zu des Königs Nutz und Frommen“, sondern — indem er die Schachfiguren durcheinanderwirft — „Ich bin es schon lange müde, Königsbeschützer zu sein.“

Wie müde er dessen ist, wie er es nicht länger tragen kann, die Macht vor sich zu sehen, sie zu streifen, ihr nahe zu bleiben, ohne sie je wirklich erreichen zu können, das hören wir von ihm gleich darauf, als er sich zu Nikolas darüber ausspricht: „. . . jede schlummernde Nacht bin ich König in Norwegen . . . das ist der große Fluch, der auf meinem ganzen Leben liegt: dem Höchsten so nahe zu stehen . . . täglich hab' ichs vor Augen, aber nie komm ich hinüber.“ Das ganze Gespräch müßte zitiert werden, so voll subtiler psychologischer Einsicht ist es. Wer denkt nicht dabei an Ibsen, als er ein kleiner Apothekerlehrling war und doch so gern Arzt werden wollte und sich immer nur damit begnügen mußte, die Arzneien auszutragen, die von den *anderen* verschrieben wurden, die er selbst aber nie verschreiben durfte, auch er ein Mann an zweiter Stelle?

Selten wohl ist die Qual des Wartens so erschütternd geschildert worden wie hier von Skule. Im Warten auf seines Bruders Tod „riß ich jeden zärtlichen Brudergedanken heraus mit Wurzeln und Faser“. Und wieder ein sehr feiner Zug: in Skules Schilderungen wird alles aufgezählt, worauf er so heiß gewartet: Der Königsname, der Purpurmantel, der Königssitz, die Macht — — nur von einer Königs*tat* hören wir nichts. Was ihn lockt, ist der äußere Glanz des Herrschens, nicht sein positiver Inhalt. In diesem

einen fehlenden Wort wird vorauszeigend auf die Klippe gewiesen, an der Skule scheitern wird, *der fehlende Entschluß zur Tat.*

Aus Briefstellen, Gedichten und anderen Äußerungen Ibsens kennen wir seine düstere Einstellung zum Problem der Tat, die damit verknüpfte Angst: „Wehe jedem, dem eine große Tat auferlegt!“ Angst darum, weil man wohl handeln möchte, der Kraft des eigenen Handelns jedoch *nicht traut,* die Folgen fürchtet.

Wie sehr Skule die Macht ersehnt, er wird sie doch niemals erringen, denn *wirklich* Macht gewinnen kann nur, wer die Tat nicht scheut. Die anderen werden sich immerdar mit einem Schein von Macht, mit der Fiktion, dem „Königsnamen und -mantel“ begnügen müssen, wie Skule.

Hier läuft eine scharfe Trennungslinie zwischen Skule-Ibsen. Auch Ibsen machte zur Zeit, ehe er die Kronprätendenten schrieb, all jenes vergebliche Hoffen und Harren mit, das wir von Skule kennen. Waren es auch nicht Throne, um die es dabei ging, so war es doch ein kleines Stückchen fester Grund, darauf sein Lebenswerk zu bauen, um das Ibsen kämpfte. Und darüber hinaus ging es um den Glauben, ob er diesem dichterischen Lebenswerk gewachsen sei. Groß ist in solchen Stunden die Verführung, vom schweren Weg abzubiegen, leicht die Zuwendung zur Fiktion, die aus dem Chaos von „ängstlichen Gedanken, die das Gemüt zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Zweifel und Glauben schaukeln“, ein trügerisches Gaukelbild *scheinbarer* Erfolge aufsteigen läßt. Ibsen hat dieser Versuchung widerstanden, kein falscher Königsschein wurde sein Ziel, in harter Selbstzucht hat er sein eigenes Reich Stein für Stein errichtet. Das herrlichste Material dazu legte er nieder in den Kronprätendenten.

Nicht so Skule. Er vermeint, die Fähigkeit zum Größten lasse sich *errechnen,* er forscht und sucht, wo sie bei Hakon verankert sein könnte, erkennt nicht, daß man sie *nur aus eigener schöpferischer Kraft* aufbauen kann, daß sie nicht von äußeren Zufällen stammt. Von Nikolas immer stärker gehetzt, rechnet er Hakon alles nach, was das Schicksal diesem geschenkt, ihm selbst verweigert hat. Es ist die gleiche Stimmung wie in „Brand“, wo alles eigene im Schatten, der Andere in der Sonne steht. Wir wissen jetzt schon, daß hier die Realität nicht die entscheidende Rolle spielt, daß vielmehr die „tendenziöse Apperzeption“ (*Adler*) irrlichternd die Schatten verteilt. Und als der Jarl dem Bischof klagt, daß sein Leben alles entbehrt habe, was Hakon in so reichem Maß zuteil geworden, da zeigt Ibsen, wie gut er gewußt, daß „in uns selbst die Kräfte sitzen, die den bösen Nornen erst zur Macht verhelfen“. (Nordische Heerfahrt.) Denn dieses Böse in der eigenen Brust, durch den Bischof verkörpert, treibt mit Skule sein Spiel. Träufelt ihm das Gift ins Ohr, das ihn von seinem Hellsten, Besten — in Hakon verkörpert — trennen soll. Mit kleinen, scheinbar nebensächlichen Bemerkungen, die aber haarscharf in Skules Wunde treffen, begleitet Nikolas die Geständnisse des Jarl, immer neue Bitterkeit dadurch an ihn heranbringend. Schließlich, mitgerissen von des anderen Klage, vergißt der Bischof gänzlich, daß ja gar nicht von ihm selbst die Rede ist und bricht „unwillkürlich in die Worte aus: Aber wir — — wir beiden — —!“ So stark ist seine Identifikation mit allem Nega-

tiven in Skules Seele, daß er nur so empfinden kann: hier wir beide — dort drüben — unerreichbar für uns — Hakon!

Unerreichbar doch wohl nur für Nikolas. Aber eben, *weil* diesem nicht erreichbar, *darum soll auch der Jarl davon ferngehalten bleiben;* so will es der Bischof.

Nikolas, der Dämon, auf der einen Seite, Hakon, das Ideal, auf der anderen, inmitten Skule, irrend und suchend, ein Mensch mit seinem Widerspruch. *Adlers* Individualpsychologie sieht darin den Kampf zweier Mächte um ein Drittes, zu Schaffendes. Gemeinschaftssinn und Bedürfnis nach Geltung liegen im Streit; die Art, wie dieser Kampf ausgefochten wird, bestimmt den endgültigen Charakter des Menschen. Siegt die Einfügung in die Gemeinschaft, dann wachsen alle Aufbaukräfte, „die Vögel brüten zweimal im Jahr, die Bäume tragen zweimal Früchte, seit Hakon König ist.“ Neigt sich der Sieg auf die Seite der Egozentrizität, dann erhält die destruktive Tendenz die Oberhand. „Kann ich nicht aufbauen, so kann ich doch alles um mich niederreißen“, hat *Ibsen* in einer seiner schwärzesten Stunden gesagt. Er hat sie überwunden, in Nikolas aber haben die destruktiven Kräfte endgültig gesiegt.

Nikolas beginnt seine dunkle Tat, indem er Skules Seele in immer tiefere Verwirrung stürzt. Es wird ihm nicht schwer gemacht, denn so sehr der Jarl auch mit seinem klaren Denken bereit ist, sich Hakons Recht zu beugen, *wenn es einmal unzweifelbar feststeht*, so ist seine Seele doch nur allzu bereit, jeden Samen des Zweifels aufzunehmen, um *nicht* anerkennen, sich *nicht beugen zu müssen.* Wie sehr er sich auch sehnt, glauben zu können, insgeheim fürchtet er die Gewißheit doch, denn er kann ja nicht an zweiter Stelle stehen. Da also seine Seele keinen Höheren über sich ertragen kann, muß er für seine Unterordnung *unerfüllbare* Bedingungen fordern, z. B. *absolute* Gewißheit dort, wo sie nicht erreichbar ist. Dieses bei allen unausgeglichenen Charakteren bekannte „Problem der Distanz“ besteht in einem „unbewußten Arrangement“ (*Adler*), das dazu führt, derartige Bedingungen an die Erfüllung einer Aufgabe zu knüpfen, daß sie *nicht erfüllt werden können.* Damit ist ihr Zweck erfüllt, die Zielrichtung gesichert: Zwischen den Zauderer und die Aufgabe, die ihm widerstrebt, eine schützende Distanz zu legen. So erkannt, werden wir, was nun folgt, tiefer verstehen.

Die Kämpfe im Land haben es mit sich gebracht, daß Hakon als Kind auf einer einsamen Pfarre aufwuchs, ehe er an den Königshof gebracht wurde [1]). Kein Lebender kann mehr bezeugen, ob König Hakon wirklich dieses selbe Kind ist.

Nikolas gesteht Skule, daß er es war, der Pfarrer Trond geraten, das Kind zu vertauschen, ein fremdes an den Hof zu bringen und den echten Königssohn fern von Gefahren aufzuziehen. Niemand weiß, ob der Pfarrer diesen Auftrag erfüllt oder ihm getrotzt hat. Trond ist tot, aber vor

---

[1]) Alle Biographien stimmen darin überein, daß *Ibsen* in Hakons Bild *Björnson* gezeichnet hat und auch all jenes, was „Björnsonisch“ in ihm selbst war, alles Lichte und Leichte, das er ersehnte. Auch *Björnson* ist auf einer einsamen Pfarre aufgewachsen.

seinem Sterben hat er eine Beichte aufgesetzt, und dieser Brief ist unterwegs und kann jeden Augenblick eintreffen. Der Bischof gelobt, dem Jarl diese eine, letzte Gewißheit sofort auszufolgen, wenn sie eintrifft.

Der Brief trifft ein, Inga, Hakons Mutter, bringt ihn dem Bischof, ihren Bruder hat Pfarrer Trond damit zu ihr gesandt. Nikolas befürchtet sichtlich, der Brief würde die Bestätigung von Hakons königlicher Geburt bringen, da Trond Hakons Angehörige als Boten sendet. Brächte der Brief die Nachricht, daß Hakon *nicht* das echte Kind, dann hätte Trond wohl andere Boten gewählt. „Es muß gewißlich des Himmels Wille sein, daß ich den König und den Herzog versöhnen soll", sagt Nikolas bald darnach. Gerade diese positive Gewißheit aber will Nikolas dem Jarl durchaus nicht vermitteln.

Die Zeit drängt. Der Bischof hat nur noch Stunden zu leben, und er weiß es. Eine Stunde vor dem Tod wagt er doch nicht, sein Gelöbnis zu brechen, und das lautet: den Brief von keinem anderen lesen zu lassen und ihn unverzüglich an Skule zu geben.

Sein Auge versagt, er ist dem Tode so nahe, daß er selbst den Brief nicht mehr zu lesen vermag. So frißt die Verzweiflung an ihm, frißt die letzten kostbaren Minuten weg, die ihm noch bleiben. „O, wäre das Ende nicht so jäh über mir — und das Gericht und die Strafe — ich wollte dich ausbrüten zu einem Geier, der grausige Schatten über das ganze Land werfen und seine scharfen Krallen in alle Herzen bohren sollte! (Zuckt zusammen.) Aber die letzte Stunde ist nah! Nein, nein, du sollst ein weißer Schwan werden, ein weißer Schwan! (Wirft den Brief zu Boden.)"

So hätte das Gute gesiegt, was wird er zunächst tun? — Nicht den kleinsten Schritt dazu. Im Gegenteil, sofort ruft er den Arzt und schlägt ihm einen Handel vor. Er wird das der Kirche bereits vermachte Gut dort wieder wegnehmen und alles dem Arzt schenken, verlängert der ihm das Leben um so viel, daß der Geier doch noch ausgebrütet werden kann, ohne dafür Strafe befürchten zu müssen. Aber der Arzt kann nichts für ihn tun, die letzte, die allerletzte Stunde beginnt zu schlagen. Und nun setzt in Nikolas Seele ein Presto des Denkens ein, so großartig gemalt, daß dem Leser der Atem wegbleibt — und endlich ist er gefunden, der Gedanke der Zerstörung, das perpetuum mobile, das fortwirken wird, wenn er nicht mehr lebt und dennoch wird seine ewige Seele nicht — zumindest nicht im Sinne des Buchstabens — mit neuer Untat belastet sein. Nikolas wird den Brief uneröffnet in Skules Hände legen, aber dieser wird ihn ungelesen vernichten müssen und so selbst den Zweifel für immer lebendig erhalten. Grandioses Symbol für das zuvor hier Ausgeführte: daß Skule in seiner Seele tiefstem Grund *die Gewißheit nicht will, nicht wollen kann und sie zerstören muß, ersehnte er sie wissentlich auch noch so heiß.* Denn Nikolas, er ist ja nichts anderes als die Verkörperung von allem Dunklen *in des Herzogs Seele.*

So bestellt er Hakon und Skule, beide zugleich, zu sich, ohne daß der eine von des anderen Kommen weiß. Er verlangt, daß der König um des Friedens willen mit dem Jarl teile, was Hakon nur noch mehr gegen Skule einnehmen, die Versöhnung verzögern muß. Dann fragt er Skule nochmals eindringlich, ob dieser sich Hakons Recht, wenn es erwiesen, beugen

werde. Als der Jarl dies bejaht, so nochmals bezeugend, daß dann Friede sein könnte im Reich — da legt Nikolas Pfarrer Tronds Brief in Skules Hände, sagt ihm aber dabei, das sei das Verzeichnis aller seiner Feinde, denen er vergeben habe, weil er versöhnt sterben möchte und läßt Skule in diesem Glauben das Papier verbrennen. So hat die geheuchelte Versöhnung die gewählte Vernichtung endgültig besiegelt. In den letzten Zuckungen des Todes sagt er dem Jarl, *was* hier verbrannte.

* * *

Jetzt gibt es kein Zurück mehr zu dem Weg des Friedens. Wohl will Skule es noch einmal versuchen, aber wir wissen schon, daß dieser Wille zwiespältig ist in ihm und auch in Hakon, und so sind wir nicht überrascht, daß die Aussprache zwischen ihnen beiden statt zur Verständigung zu führen, dieses Ziel bei weitem verfehlt.

Skule sucht seine Tochter auf, um mit Hakon zu sprechen. Er trifft sie allein mit ihrem kleinen Sohn, den sie ihm zu hüten gibt. In einem Monolog an der Wiege des Königskindes — einem der längsten in der Weltliteratur, aber auch einem der schönsten — revidiert er noch einmal alle Probleme. Einzelnes daraus zu zitieren, käme fast einem Sakrileg gleich, so wunderbar gegliedert ist dieses Selbstgespräch, so mächtig in seinem Aufbau, so zart in seinen Einzelheiten.

Dann führt Margrete den König herein, zieht sich zurück und die beiden bleiben allein, die Versöhnung kann beginnen. „König Hakon", beginnt Skule, „wir *dürfen* diesmal nicht als Widersacher scheiden. Alles Böse würde daraus entspringen; eine Zeit des Schreckens würde über das Land kommen." Er spricht ihn mit dem *Königs*titel an, er *will* anerkennen, dieses eine Mal, er wird es nicht so bald wieder tun. Denn als Hakon nun meint, daß Gott geholfen habe, alle Feinde zu vernichten, „durch wen sollte die Schreckenszeit jetzt also kommen?" lautet Skules Antwort schon nur mehr „Hakon, ich fürchte, sie könnte durch mich kommen!" Der Königstitel fehlt und mit dem Versöhnungswillen ist es vorbei.

In dem folgenden Dialog hören wir weiterhin jeden nur mehr von seinem eigenen Recht sprechen, keiner hat das geringste Verständnis für den anderen. Wunderschön psychologisch hier die Erfahrung, daß die Menschen — geht es um Anerkennung — desto weniger Verständnis für einander haben, je näher sie einander stehen. Man ist dann nicht genug entfernt, um die nötige Objektivität wahren zu können und doch nicht nah genug, um sich ganz als Eines verschmolzen zu fühlen. So werden niemals härtere Worte gesagt als im Streit unter engsten Angehörigen. Und Hakon-Skule gehören ganz eng zueinander. Nicht nur das Verwandtschaftsverhältnis bindet sie, in dieser Allegorie ist auch die Verbundenheit des noch irrenden Jarl mit seinem geklärten Ich-Ideal enthalten. So trifft denn Hakon Skule an seiner verwundbarsten Stelle: „Ihr seid dazu geschaffen, *nächst* dem König zu stehen, aber *nicht*, *selbst* König zu sein." Darf Hakon nach solchen Worten noch auf Skules Unterordnung rechnen, da er ihn so ihm Tiefsten dagegen aufreizt? Und damit nicht genug. Er rechnet ihm genau vor, was ihm fehlt, um König sein zu kön-

nen. Hat man jemals einen Menschen dadurch zur Einsicht seiner Unvollkommenheit gebracht, daß man sie ihm vorrechnet und beweist? Immer hat man mit dem Hinweis auf Minderwertigkeiten nichts anderes hervorgerufen als einen gesteigerten Willen zur Überkompensation, für die schließlich kein Preis zu hoch scheint. Auch Skule wird diesen unvermeidlichen Weg nehmen, sehr bald werden wir es sehen.

Denn nun fällt der härteste Schlag: Hakon entwickelt Skule seinen „Königsgedanken", die Vereinigung aller Stämme im Reich, die früher einander feindlich bekriegend, nun ein geeinigtes Ganzes bilden sollen. Er, Hakon, glaubt unverbrüchlich — wir dürfen es ganz wörtlich nehmen, ganz ohne Bruch in seiner Überzeugung, — daß er, und nur er allein, fähig ist, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen. So trifft er Skule doppelt, einmal, weil dieser solchen Gedanken kaum mitzudenken wagt, ihn nie selbst gefunden hätte, also wieder seine Zweitrangigkeit empfindet, und zum zweitenmal durch den festen Glauben an sich selbst, der dem anderen so gänzlich fehlt. Was bleibt da Skule übrig, als sich gegen solchen Gedanken mit all seinen Kräften aufzulehnen, seine Ausführung zu verhindern? Das kündigt er dem König an, und die Unterredung, die so friedlich begonnen, findet in bitterstem Zwist ihr Ende[1]).

* * *

Skule hat seine Drohung wahr gemacht, er hat sich zum König ausrufen lassen, das Ziel der Einigkeit im Reich ist ferner als je zuvor. Der Jarl, der nun König ist, sitzt im Kreise seiner Mannen im Königshaus zu Oslo. Die Mannen feiern den Sieg. Jatgejr, der Skalde, besingt Skules Taten. Höhnische Reden werden über Hakons Niederlage gehalten. Doch Skules innere Sicherheit ist nicht mit seinem äußeren Sieg gewachsen. Als er den Skalden fürstlich belohnt, da nimmt er das Maß dazu nicht aus sich. Wiederum ist Hakon das Vorbild, um das er ringt: „Nimm als Skaldenlohn diesen Armring . . . Ich will dreimal so freigiebig wie Hakon sein . . ."

Er bleibt allein und wieder macht uns ein großer Monolog mit seinen Gedanken vertraut Wir erfahren, daß er den Königsgedanken nicht vergessen kann, daß er von ihm ergriffen ist bis ins Mark hinein.

Dann tritt Paul Flida, sein Lehnsmann, zu ihm und dem entwickelt Skule, was er von Hakon gehört, den Einigkeitsgedanken. Doch Flida kann ihn nicht fassen und erwidert mit den gleichen Zweifeln, die der Jarl selbst gegen Hakon geäußert. Das bringt ihm neuerlich seine untergeordnete Stelle ins Blut: „Gibt es denn eine Stufenleiter nach oben und nach unten? Ist Hakon ebenso hoch über mich erhöht wie ich über Paul Flida?" — Und Flida ist nur Skules Lehnsmann, sollte auch er wirklich zu nichts anderem taugen als eines Höheren Mann zu sein?

---

[1]) Wir denken an das Sängerfest in Bergen, das *Ibsen* und *Björnson* durch den Gedanken nationaler Einheit so nahe gebracht und an den bitteren Zwist, der nicht lange darnach zwischen ihnen ausgebrochen. *Ibsen* hat diesen Gedanken von *Björnson* übernommen, hat ihn mitgemacht, aber hat er es gut vertragen, daß er ihn sozusagen aus zweiter Hand empfangen?

Jatgejr, der Skalde, kommt und will wichtige Botschaft melden. Aber Skule unterbricht ihn, denn was könnte ihm wichtiger sein als die Auseinandersetzung mit seinen Zweifeln? Und nun entspinnt sich das berühmte Gespräch über die „Unfruchtbaren, die darauf angewiesen sind, fremde Gedankenkinder zu lieben, weil sie keine eigenen haben. Und jetzt, in diesem Gespräch, hören wir ihn, laut wie noch nicht zuvor, jenen Schrei:

„Ich *muß* jemand um mich haben . . . der unerschütterlich an mich glaubt, der in guten wie in schlimmen Tagen aus tiefster Seele zu mir hält . . ., der sterben muß, wenn ich falle."

Jatgejr: „Kauft euch einen Hund, Herr."

Skule: „Sollte ein Mensch nicht genügen?"

Jatgejr: „Nach solch einem Menschen müßtet ihr lange suchen . . ."

Skule: „Aber ich *muß*, ich *muß* einen Menschen haben, der an mich glauben kann. Nur einen einzigen! Ich fühle es — habe ich das, so bin ich gerettet!"

Jatgejr: „Glaubt an euch selbst, so seid ihr gerettet!"

Und nun das Schicksal tritt ein und bringt Skule, wonach er so sehnsüchtig verlangt. Ingebjörg kommt, die verlassene Geliebte, von Skule in der Jugend verlassen um seines Ehrgeizes willen. Sie bringt ihm den Sohn, den das Geschick ihm bisher versagt, das ihm in seiner Ehe nur die Tochter gegeben. Und dieser Sohn ist aufgewachsen im Glauben an den Vater, unerschütterlich, über alle Schranken hinaus glaubt er an ihn. Und jetzt darf Skule jubeln: „An mein Herz, du, nach dem ich mich so heiß gesehnt habe. Mein Sohn, mein Sohn, ich hab' einen Sohn . . . Wer will mir jetzt widerstehen? . . . Du glaubst an mich! Du glaubst an mich!!! . . . Dann ist alles gut, dann bin ich gewißlich gerettet."

Skule wird durch den Glauben seines Sohnes nicht gerettet werden. Wieder zeigt uns Ibsen hier schon, was erst die jüngste Neurosenlehre gelehrt hat: daß dem Neurotiker nicht geholfen werden kann durch äußere Hilfe. Selbst muß er sich alles erarbeiten, in innerer Umkehr nur kann das Heil liegen. Auch für den „Königsgedanken" eigenen Selbstvertrauens kann kein anderer leben. Er kann dafür sterben, aber dieses Opfer wird sinnlos bleiben.

Als Ingebjörg Peter in Skules Arme gelegt, da hat sie nur ein einziges Versprechen gefordert: „Laß ihn nicht Schaden nehmen an seiner Seele! In dem Augenblick, als du gewahrst, daß er Schaden nimmt an seiner Seele, laß ihn lieber sterben!" Skule schwört es und gelobt es und wird und muß den Schwur brechen. Peter wird sterben, aber zuvor wird er Schaden nehmen an seiner Seele, denn Skule vergiftet Peters reine Seele sofort, indem er ihm Hakons Königsgedanken als seinen eigenen vorspiegelt und ihn so in das Netz trügerischer Fiktion einspinnt. Solch ein Netz aber ist immer bestimmt zu reißen und reißt alles mit, was an ihm hängt.

* * *

Bevor Ingebjörg kam, war Skule von seinem Lehnsmann Flida bestürmt worden, der durch Hakons Heer drohenden Gefahr sofort zu begegnen; mit einem Schlag sei jetzt der Feind zu vernichten. Statt zu han-

deln, spricht Skule von seiner Sehnsucht, als reuiger Sünder Vergebung seiner Sünden zu erhalten. Und weiterhin:

Paul Flida (flehend): „Ihr seid heute krank an eurer Seele, Herr. Laßt mich für euch handeln! . . . Zuerst will ich alle Brücken abbrechen."

Skule: „Wahnwitziger! Bleib! Alle Brücken abbrechen! Weißt du, was das heißt? Ich habs erfahren; — hüte dich vor solchen Dingen!"

Paul Flida (ergreift des Königs Hand): „König Skule, laßt uns alle Brücken abbrechen, uns wie Wölfe schlagen und dem Himmel vertrauen!"

Skule (mit gedämpfter Stimme): „Der Himmel vertraut mir nicht — ebensowenig darf ich dem Himmel vertrauen."

Skule bleibt allein, und wieder ertönt die Klage: „Über hundert kluge Köpfe . . . gebiete ich, doch nicht über *ein* gläubiges liebendes Herz." Hier klingt an, was in „Kaiser und Galiläer" zum Grundmotiv anschwellen wird: achtungsvolle Anerkennung in klaren kühlen Köpfen, während der andere reich ist an Liebe in warmen Herzen.

* * *

Alle Brücken abbrechen, damals, als es gut und richtig gewesen, da konnte Skule es nicht. Jetzt, da ihm der Glaube des Sohnes geschenkt, da er bereit ist, bis zum Äußersten zu kämpfen, da stehen dem hereinflutenden Feind alle Brücken offen. So führt die nächste Szene mitten in den wütendsten Bruderkrieg.

Hakon selbst sowie Skule sind persönlich unter den Kämpfenden. Skules Banner wird — als einziges — genau geschildert: „es hat einen aufrechtstehenden goldenen Löwen ohne Axt". Ausdrücklich „ohne Axt". Der Löwe in Norwegens Wappen trägt eine Axt. Es braucht nicht Ibsens große Neigung für Symbolik, jedem wohl wird es sich aufdrängen, daß wir in diesem Wappen den ganzen Skule vor uns haben. Ein Löwe, aufrecht noch, aus echtem, edlem Material, aber ohne Axt. Denn eine Axt dient zum Zuschlagen, sie ist ein Instrument der Tat. Wie könnte also Skules Wappen die Axt zeigen!

Es ist ganz gleichgültig, ob das hier geschilderte Wappen historisch ist. Es ist überhaupt belanglos, ob der Dichter sein Material *erfindet oder vorhandener Wirklichkeit entnimmt.* Daß er es *wählt*, gleichgültig ob in seiner Phantasie oder aus der Realität, in dieser Auswahl liegt die Bedeutung. Bei solchen Dingen gibt es keinen Zufall. Was wir beachten, was wir übersehen, was wir vergessen oder erinnern, das alles ist Ausdruck unserer Interessenrichtung; wohin sie zielt, dort sind wir sehend, wovon sie uns ablenkt, dort sind wir blind [1]). Darum bleibt die Frage ganz müßig, ob wir in den einzelnen Zügen einer Dichtung Erfundenes oder Gefundenes verwendet sehen. Wir dürfen es in beiden Fällen als Ausdruck von des Dichters Interessenrichtung bewerten.

Nun aber schreitet Skule, der keine Axt führt, doch zur Tat, denn jetzt kämpft er für den Sohn, der an ihn glaubt. Aber wie jeder, der über seine innere Kraft hinausgepeitscht handelt, geht auch er über die Grenze menschlich-sittlichen Gesetzes hinaus. Nichts ist ihm mehr heilig, nicht seine Tochter, nicht deren kleines Kind, er hat keinen anderen Gedanken

---

[1]) Tendenziöse Apperzeption (*Adler*).

mehr als seinen Sohn. Und da Hakon sagt: „Auch ich habe einen Sohn, — — falle ich, so erhält er das Reich!“, da bricht die letzte ethische Hemmung in Skule zusammen: „Erschlagt das Königskind, wo ihr es findet! Erschlagt es auf dem Königssitz, erschlagt es vor dem Altar, erschlagts im Arm der Königin! . . . König Skule hat einen Sohn!“

„Da fällst du dein Urteil“, antwortet ihm darauf Hakon, und er spricht wahr, denn damit hat sich Skule *außerhalb der natürlichen menschlichen Gemeinschaft gestellt* und wer *dort* steht, der *muß* fallen.

Bevor es so weit kommt, hat Hakon angeboten, das Reich mit Skule zu teilen, also das zu gewähren, was vordem des Jarl höchster Wunsch gewesen. Jetzt lehnt Skule das ab. Wieder ein sehr feiner psychologischer Zug. Wer mit „nervösen Charakteren“ zu tun hat, weiß, daß ihnen keine Erfüllung werden kann. Denn alles Erreichte befriedigt sie nicht, sondern wird ihnen nur zum Ansporn für neue Forderung.

Der Kampf geht weiter, der Sieg neigt sich Hakon zu. Über Skule ist das Todesurteil gesprochen worden wegen seiner Todesdrohung gegen das Königskind. Hakon beschwört es: „Skule Bardsson soll sterben, wo auf unheiligem Grund er betroffen wird.“

* * *

Von da an geht es rasend abwärts mit Skule. Alles ist wider ihn. Am Himmel feurige Zeichen, die als ihm feindlich gedeutet werden, zu allertiefst von ihm selbst. In der Königstadt Nidaros hält die Bevölkerung nicht mehr zu ihm, er soll die Stadt verlassen, fordern sie. Skule will ihre Gefolgschaft erzwingen. Jetzt — da es zu spät — läßt er alle Brücken abbrechen. Auch seine Königskrönung ist nicht vollgültig, denn ihm wurde nicht beim Schrein des heiligen Olaf gehuldigt. Es ist eben schon so, daß zwischen ihm und der Krone immer eine Kluft offen bleibt.

Diese letzte Kluft zu schließen, trägt Skules Sohn Peter den heiligen Schrein in den Schloßhof hinaus; der Bannstrahl der Kirche trifft den Kirchenschänder. Aber Peter ficht das nicht an. Meint er doch, das Rechte zu tun in seinem blinden Glauben an des Vaters großen „Königsgedanken“. Desto entsetzlicher trifft es den, der weiß, daß dieser Glaube durch falsche Vorspiegelungen erschlichen, einem trügerischen Scheinbild dient und nicht der Wahrheit. „Deinen Glauben an mich, den wollt ich besitzen und dein Glaube ist zur Sünde geworden“, ruft Skule verzweifelt. Wieder denken wir an jene ewig Fordernden, die nicht satt werden in ihrer Seele und wie alles, was sie erzwingen oder erschleichen, sich letzten Endes gegen sie selbst kehrt, ihnen nichts Gutes bringt, sondern Schaden. Und auch die, welche sich von ihnen zu asozialen Diensten verwenden lassen, nehmen Schaden dabei.

Skules Mannen sind vor Schauder über den Kirchenräuber gelähmt, unmöglich, sie zum Kampf zu sammeln. Nun gibt es keine Rettung als die Flucht. Aber alle Brücken sind abgebrochen. „Ihr hättet sie in Oslo abbrechen lassen sollen, dann hättet ihr in Nidaros sie können stehen lassen“, sagt Paul Flida. Er, der auf der „Stufenleiter“ so tief unter Skule steht wie dieser unter Hakon, er ist im Rahmen seiner Persönlichkeit geblieben, hat nicht wie Skule versucht, über seine Grenzen hinauszugehen,

so konnte er in seinem Rahmen richtig sehen und Richtiges raten. Aber daß er es jetzt, in der Stunde der Not, Skule vorrechnet, das spricht wieder für Ibsens psychologisches Feingefühl. Wir werden dadurch vorbereitet, daß Flida nicht bis zum Ende zu Skule halten wird.

* * *

Die Flucht wird versucht; Skule, Peter und die Mannen schlagen sich durch. Hakon selbst, um seinen Todesschwur nicht halten zu müssen, sendet einen Freund, der Skule aus dem Land bringen soll. Gelingt es nicht, dann muß er seinen Schwur halten. Es gelingt nicht. Skule und ein kleiner Teil seiner Gefolgschaft — die meisten haben ihn verlassen — werden in der Kleidung von Ordensbrüdern ins Kloster Elgesäter gebracht, immer ein echter Kreuzbruder führt einen verkleideten Krieger. Skule und der letzte Kreuzbruder bleiben allein. Bischof Nikolas ist es, aus der Hölle kommt er, um die letzte Hand an sein Werk der Zerstörung zu legen. Noch einmal führt er Skule in die größte Versuchung, sein höchstes Verlangen wird er erfüllen, zum alleinigen König wird er ihn machen, Peter, sein Sohn, soll nach ihm herrschen. Alles scheint nach Nikolas Wünschen zu gehen. Doch im letzten, allerletzten Moment, da lodert in Skule das Licht auf. Er, der von je alles der eigenen Macht geopfert, des Sohnes Seelenheil ist ihm dafür doch nicht feil. „Da kehrte das Licht einen Trumpf heraus, den *ich* nicht gekannt, — und das Spiel ist aus“, sagt Nikolas. Der Lichtstrahl, der Skule rettet, heißt: Egozentrische Ziele zurückstellen können um eines höheren Zieles willen. Wer das kann, der ist nicht mehr verloren. Skule: „*Jetzt* kenn ich selbst den Weg nach Elgesäter — — und noch weiter!“

* * *

Die nächste Szene bringt uns nach Elgesäter. Margrete und ihre Mutter sind dort. Auch jetzt glaubt Frau Ragnhild unverbrüchlich an ihren Gatten Skule. Skule klopft an die Pforte. Er ist ganz allein, alle haben ihn verlassen, als letzter auch Paul Flida. Wir hatten recht, ihn nicht allzu hoch einzuschätzen.

Müde ist Skule, sehr müde, es ist Zeit für ihn, auszuruhen. Und jetzt, wo seine Zeit da ist, da erkennt er die Liebe seiner Gattin, die er nicht sehen konnte, so lange er geblendet war von den Zielen des Ehrgeizes und der Macht. Lärmende Stimmen draußen rufen nach ihm, um des Königs Urteil an ihm zu vollstrecken. Noch gibt es Aufschub, er kann in die Kirche fliehen, das Allerheiligste wird ihn schützen. Doch da kommt Peter, er hat inzwischen Skules Mannen hergeführt. Nun kommt er, um das Königskind zu rauben, wie sein Vater befohlen.

Und jetzt faßt Skule den letzten Entschluß. Er, der immer schwankte und zögerte, der Brücken nicht abbrechen konnte, als es angezeigt war, jetzt zögert er nicht, alles hinter sich zu lassen. Allem dankt er ab, dem Traum von Macht und Größe, dem heißersehnten Glauben seines Sohnes, ja sogar der neu erkannten Liebe seines Weibes. Alles tut er von sich, Fetzen um Fetzen legt er die geborgten Lumpen einer Größe ab, die nicht

echt gewesen. Jetzt ist er echt, und jetzt ist er auch wirklich groß: „Grüße König Hakon von mir, sag' ihm, auch in meiner letzten Stunde wisse ich nicht, ob er als König *geboren* sei; das aber wisse ich unwandelbar gewiß: *er ist der, den Gott erkoren hat.*“ Hier zum anderen Mal gibt er ihm wieder den Königstitel. Jetzt, da er gelernt hat, Höheres als sich selbst anzuerkennen, jetzt fragt er nicht mehr nach absoluter Gewißheit; den Vorwand braucht es nicht mehr. *Jetzt ist er der Gnade des Glaubens teilhaftig geworden, ist heimgekehrt in die Gemeinschaft.* Was er an Hakon gesündigt, das kann er sühnen, indem er ihn davon befreit, den gräßlichen Todesschwur halten zu müssen. Peter, den Sohn, der rein wie ein Lamm zu ihm kam, den nimmt er mit. Hand in Hand treten sie hinaus unter die Feinde, dem sicheren Tode entgegen.

Als Hakon kommt, ist alles vorüber. Nur Skules Leiche liegt noch zwischen ihm und dem Ziel. Auch darüber schreitet er hinweg, denn *ihn* trennt nichts von dem Thronsitz, der ihm gebührt.

* * *

Mit Hakons letzten Worten über Skule zeigt *Ibsen*, wie klar er diesen Zusammenhang in seiner eigenen und in Skules Seele erkennt: „Ein jeder hat ihn schief angeschaut .... er war ein Stiefkind Gottes.“

Aber trotz alledem hat Skule-Ibsens Seele ihren Weg zu Gott gefunden, untrüglich geführt von dem Ewig-Schöpferischen, das uns niemals irreleitet, so wir uns ihm mit vollem Mut anvertrauen. Und in den Kronprätendenten hat Ibsen seine Beichte abgelegt, so rückhaltslos und wahr, wie sie kaum ein zweites Mal in der Weltliteratur zu finden sein dürfte. Viele Bekenntnisse sind vor und nach ihm geschrieben worden mit dem ausdrücklich formulierten Anspruch auf vollständige Wahrhaftigkeit: man denke z. B. an *Rousseau*, der seine „Confessions“ damit einleitet, daß er sie als ein nie erreichtes Dokument vollster Aufrichtigkeit gegen sich selbst ankündigt. Aber sie alle bleiben weit zurück hinter der **Kraft und dem Mut des Selbstbekenntnisses**, das Ibsen in seinen Kronprätendenten abgelegt hat. Hier scheint dem psychologisch Betrachtenden zum *ersten* der seltene Wert des Werkes zu liegen, hier auch die tiefsten Wurzeln seiner großartigen Wirkung.

Müßig die Frage, ob Ibsen *planmäßig* ein solches Bekenntnis ablegen *wollte*. Offen vielleicht sogar das Problem, ob ihm überhaupt *bewußt* gewesen, wie viel und was er damit über sich ausgesagt hat. *Daß* er es getan, daß hier ein *ganzer* Mensch mit seinem Guten und seinem Schlechten, seinem Hoffen wie seinem Verzweifeln, seinem Trachten und seinem Versagen auch sich enthüllt, — auf jeglichen Versuch der Verschleierung, der Beschönigung verzichtend, — das ist das Einmalige, Mitreißende, das keinen unberührt läßt, der überhaupt zu empfinden fähig ist. Denn „mitgehen“ in des Wortes ursprünglichster Bedeutung können wir nur dort, wo aus Urtiefen her etwas uns anrührt, das auch in uns selbst zum Klingen gebracht werden kann. Wo wir nur Zuschauer, wo wir nicht „Mitleider“ sind, dort stellt das Gefühl der Rührung sich niemals ein.

Hier aber, in den Kronprätendenten klingt nahezu alles mit, das Menschen überhaupt zu erleben vermögen; so reich facettiert war *Ibsens* Geist, daß kaum eine Seite seelischen Geschehens unbeleuchtet bleibt im Licht dieser funkelnden Beichte, die fast an keinem einzigen menschlichen Problem vorübergeht. Nicht alle sind in den Vordergrund gerückt, wie wäre das auch möglich im Rahmen eines einzelnen Dramas. Im Ansatz aber finden wir alles vor, was menschliche Problematik umfaßt. Und zugleich finden wir darin die Auseinandersetzung, die Ibsen mit seiner eigenen Problematik führt. Dies die *zweite* Quelle des Reichtums, der in dem Werk zu finden ist.

Doch in der Reichhaltigkeit der Kronprätendenten liegt noch nicht ihr ganzer Wert. Sie sind auch *schön*, von jener Schönheit, deren tiefster Grundzug *moralisches Ebenmaß* ist. Daß Ibsens Beichte bei all ihrer vielfachen Zwiespältigkeit uns schön dünkt, daß wir den, der sie ablegt, mit seinen Schwächen und Irrtümern lieben können, das ist der *dritte* und nicht der letzte Gewinn, den die Kronprätendenten uns schenken.

Noch eines bleibt hinzuzufügen: in allem, was wir von Ibsen wissen, schlägt ein gewisses Moment der Sparsamkeit durch. Es wird ganz real von seiner Vermögensverwaltung berichtet und es waltet auch bei seinen seelischen Ausgaben vor. Nur hier, dieses einzige Mal, ist er verschwenderisch mit sich umgegangen. Dank sei ihm dafür gesagt.

Chronik.

Prof. Dr. Alfred Adler wieder in New-York.

Prof. Dr. Alfred *Adler*, ist, nachdem er in den Monaten Mai und Juni in mehreren Universitäten Englands und in mehreren Vorträgen in Holland die Individualpsychologie verbreitet hat, wieder an das Long Island Medical College, New Jork, zurückgekehrt. Das obligatorische Prüfungsthema für etwa 100 Medizinstudenten, die dort ein Jahr lang seine Vorlesungen besuchten, lautete diesmal: „Description of the potentially neurotic child“, — sicherlich ein schweres Thema, das schriftlich ausgezeichnet beantwortet wurde.

Während seines Aufenthaltes in England und Holland wurde Prof. *Adler* und der Individualpsychologie überall ein warmer Empfang bereitet. *Adler* sprach in den Universitäten von London, Plymouth, Cardiff, Exeter, Cambridge, Oxford und Liverpool, und in einigen wissenschaftlichen Gesellschaften Englands und Hollands. Eine Unterredung mit dem Minister des Home Office (Kulturministerium) in London zeigte das große Interesse leitender Kreise für die Befunde der Individualpsychologie bezüglich der Vorbeugung des Verbrechens. Der katholische Erzbischof in Liverpool wies als Vorsitzender und ehemaliger Professor der Philosophie in Cambridge auf die hohe Bedeutung der Individualpsychologie hin, die die moderne Psychologie von den unklaren und phantastischen Annahmen anderer Schulen gereinigt hat.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

27. April 1936: Dr. med. Alexander *Müller:* Der Sinn der Neurose.
4. Mai: Dr. med. Franz *Plewa:* Problematik der Ehe.
11. Mai: Dr. med. Felix *Grünberger:* Der normale Mensch.
18. Mai: Dr. med. et. phil. Lydia *Sicher:* Wünschen und Wollen.
25. Mai: Dr. med. Franz *Plewa:* Trieb und Triebhandlungen.
8. Juni: Dr. phil. Alice *Friedmann:* Wahrheit und Lüge.
15. Juni: Dr. med. Rudolf *Dreikurs:* Grenzen und Möglichkeiten der Erziehung.
22. Juni: Dr. med. Alexander *Müller:* Die Welt der Werte.

Ärztliche Diskussionsabende des Wiener Vereins für Individualpsychologie.

Vorträge:

29. April 1936: Dr. Margret *Hilferding:* Der menschliche Lebenslauf in individualpsychologischer und experimentalpsychologischer Betrachtung.
13. Mai 1936: Zwiegespräch, eine Behandlung darstellend. (Dr. *Sicher* — Dr. *Dreikurs.)*
27. Mai 1936: Dr. Alexander *Müller:* Angst- und Zwangsneurose.

The Medical Society of Individual Psychology.

11th June, 1936, at 8.30 p. m. 11, Chandos Street, London W. 1. A Symposium: "Psychotherapy in General Practice": Contributions by Drs. *A. C. Court, M. Marcus, F. Crown* and *F. Lubner.*

Alexander Baldie, Hon. Sec.
7, Warrington Gardens, W. 9.
Tel. Abercorn 4200.

Nachrichten und kleine Mitteilungen.

Unsere Mitarbeiterin Frau *Hedwig Schulhof* (Reichenberg) hielt am 13. März in Prag einen Radiovortrag „Frau, Friede, Freiheit!" und sprach am 30. April in *Wien* im Bund österreichischer Frauenvereine über „Frauenseele und Frauenpolitik".

*

Unsere Mitarbeiterin Frau *Sofie Lazarsfeld* (Wien) hielt vom 8. bis 15. Mai in *Skandinavien* sechs Vorträge (drei in Stockholm, einen in Göteborg, zwei in Oslo). Die Einladung ging von verschiedenen Frauenvereinen aus, dann von der Siljanskolan und der norwegischen Lehrervereinigung.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit der Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4*, zu beziehen.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6*, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

*

Erneuerung des Abonnements.

Die Administration bittet um ehebaldigste Überweisung der Abonnementbeträge für 1936, sowie der etwaigen Rückstände, an die Adresse der Zeitschrift: Wien, VI., Joanelligasse 6.

Weiteres zur Zwangsneurose.

Von ALFRED ADLER (New York).

Die hauptsächlichste Störung im Seelenleben des Zwangsneurotikers spielt sich in den Denkprozessen, im Gedanklichen ab. Dazu ist nach alten individualpsychologischen Erfahrungen folgendes zu sagen: Die Hervorhebung des Ganzen und Unteilbaren im Seelenleben ist von keiner psychologischen Schule so früh und so stark betont worden als von der Individualpsychologie. Ich habe aber auch gezeigt, daß angesichts der Mannigfaltigkeit und der Einzigartigkeit jedes Individuums, entsprechend dem verschiedenen Lebensstil, die Betonung und die Verstärkung einzelner künstlich abgrenzbarer Teile im Rahmen des Ganzen — seelische Bewegungen — stärker hervortreten, bald Gedankliches, bald Gefühlsmäßiges, bald aktive oder passive Stellungnahmen. Unter allen diesen Bewegungen findet sich in der Zwangsneurose am deutlichsten das Denkmäßige betont, wenn auch in einer dem Gemeinschaftsgefühl und demnach dem Common sense zuwiderlaufenden Art. Dies nicht nur in den Zwangsgedanken, sondern auch sonst in den Lebensäußerungen des Kranken. Er hat für Worte ein starkes Gefühl, er grübelt gerne über Gedanken, er liebt Sentenzen zu zerpflücken, er glaubt: „Im Anfang ist das Wort." Daß ähnlich gerichtete Menschen, falls sie am Wege des Gemeinschaftsgefühls sich bewegen, damit auch Großes leisten können, sei besonders hervorgehoben. Ohne zum Nutzen der Gemeinschaft gewendet, bleibt es stumm. Dies ist der Fall mit allen Phrasen der Zwangsneurotiker, mit ihrem Zwangsbeten und Formelwesen, mit ihrem Lautwerdenlassen von lauten Flüchen, Beschimpfungen, mit ihrem Ernstnehmen von der Wucht ihrer Verdammungen. Dasselbe auch ist der Fall mit Handlungen, die ach so leicht in Gedankliches umzusetzen sind wie beim Waschzwang, der lauter als Worte es sagen könnten, alle andern als Schweine bezeichnet. Oft genug hat man den klaren Eindruck, daß hier Worte und Gedanken zu besonderem Ansehen gekommen sind, weil schon frühzeitig die sprachliche und gedankliche Ausdrucksfähigkeit zum überragenden Problem gemacht wurde, in einer dem sich verzärtelnden Kinde feindlich scheinenden Umgebung, wo andere aus der Umgebung mit Worten, Gedanken oder Flüchen zu ungunsten des Kindes besser Bescheid wußten. Gelegentlich ist es auch die Scheu und ängstliche Zurückhaltung des Kindes, das ihm den Eindruck gibt, „wie sich mit Worten trefflich streiten, ein System bereiten läßt." Auch hier drängt sich der Vergleich mit der Schizophrenie auf, in deren Wesenheit die hauptsächlichste Störung im Gedankenablauf liegt, außerordentlich häufig auch die Neubildung von Worten, Phrasen, Sentenzen, lauten oder verschwiegenen Gedanken.

Natürlich fehlen die andern, künstlich herausgegliederten Anteile des Seelenlebens nicht. Aber sie scheinen im Gefolge des stärkeren Anteils ab-

zulaufen. So die Überhitzung des Gefühlslebens, Angst, Überempfindlichkeit. Sie entsprechen dem Shock, der durch die bevorstehenden Aufgaben des Lebens gesetzt ist, der unbedingt erfolgen muß, sobald die aus allerlei Scheinursachen erfolgte Lebensphilosophie des Kindes sich an der andersgearteten Wirklichkeit des Lebens stößt und den Rückzug erzwingt. Dieser erzwungene Rückzug steigert die vorwiegende, von Kindheit zum stärksten Problem erhobene Eigenart des Kindes, eine Eigenart, die automatisch von dem betreffenden Individuum als stärkste Note im Leben eingeschätzt wurde.

Die angeborene Eigenart einer Fähigkeit zur Entwicklung des Denkens und der Sprachentwicklung ist, soweit wir der Natur auf die Sprünge kommen können, — und das ist nicht weit —, sicherlich verschieden. Wie sehr verschieden, darüber kann niemand heute Auskunft geben, da alle Erbforscher irrtümlich aus fertigen Resultaten auf die Größe angeborener Möglichkeiten schließen. Es ist aber anzunehmen, daß eine stärkere angeborene Möglichkeit der Sprachentwicklung, sowie aller andern vorausgesetzten größeren Möglichkeiten einen Vorteil bieten, wenn sie richtig ausgenützt werden, d. h. wenn sie im Strome der Entwicklung, des menschlichen Fortschrittes als nützlicher Beitrag zur Wohlfahrt der gesamten Menschheit entwickelt werden. Andernfalls, eingeschlossen in eine falsche Konzeption des Lebens, bleiben sie brach, unnützlich oder schädlich. Dies ist der Fall bei der Zwangsneurose und bei der Paranoia.

Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß der Denk- und Sprachprozeß durch die schöpferische Kraft des Kindes in den Vordergrund gerückt wird und zu höherer Entwicklung gelangt, *wenn das Kind seine eigene Sprachentwicklung als Minderwertigkeit erlebt*, sei es in seinem Ringen mit der Umgebung oder weil ihm die Umgebung dieses Problem wissentlich oder unwissentlich vor Augen führt. Hier setzt das Gefühl der Minderwertigkeit so stark ein, daß es dem Kinde zufällt, ein stärkeres Training durchzuführen und zu größerem Erfolg zu gelangen, auf der nützlichen oder unnützlichen Seite des Lebens oder den Kampf aufzugeben. Beides kann bei unserer hilflos vorausgesetzten angeborenen Möglichkeit der Fall sein. Ich habe in vielen Fällen von Zwangsneurosen gefunden, daß Nörgeln in der Umgebung des Kindes, Schimpfen, sich in Worten über das Kind lustig machen, sein Verständnis, seine Ausdrucksweise immer bemängelnd etc. so stark auf ein Kind wirken können, daß es, was immer seine angeborenen Möglichkeiten sein mögen, seine Ausdrucksweise heftig zu verbessern trachtet, dieselben Töne sich aneignet, schlagfertig wird oder nach Worten sucht, sich der Antwort entschlägt oder dem Treppenwitz verfällt, d. h. immer erst dann eine Antwort findet, wenn es zu spät ist. Oder es macht sich ein meist abfälliges Schlagwort zurecht, das ihm immer wieder in den Sinn kommt, wenn sein Stolz und seine Eitelkeit verletzt werden. Von letzterem Typus ist gewöhnlich der Zwangsneurotiker. Eine meiner Patientinnen, die an Waschzwang und Ordnungszwang litt, wuchs als jüngstes, ziemlich hilfloses Kind in einer Familie auf, in der stets gesprochen, geschrien, geschimpft wurde, in der sie stets gescholten, verlacht und wegen ihrer Aussprüche gehänselt wurde. Als kurz nach ihrer Eheschließung auch ihr Gatte ins Reden und Kritisieren verfiel, be-

gann sie ununterbrochen das große Wort zu führen und entzog sich ihm und allen andern Pflichten durch fortwährenden Waschzwang und Ordnungsdrang, als ob sie sagen wollte, „du Dummkopf, jetzt siehst du, was daraus wird, wenn ich deinen kritischen Wünschen nach Ordnung und Reinlichkeit nachgebe.“ Schien etwas nicht ganz ihrer Reinlichkeitswut entsprechend, so äußerte sie sofort die andern wenig verständlichen Worte: „Schnelle Hilfe!“

Ich hatte einmal die Ehre, diese Auffassung einer Reihe von Ärzten, unter denen sich viele Psychiater befanden, vorzutragen. Einer der Psychiater begann in der Diskussion meine Ausführungen in der Weise anzugreifen, daß er einzelne Worte herausgriff und sie in seinem Sinne mißdeutete. In der Gegenrede suchte ich ihm meine Auffassung in harmloser Weise klarer zu machen, indem ich anführte: „Sehen Sie, wenn Sie mit Ihrer Neigung, Worte und Begriffe zu zerzausen, um Ihnen Ihren Sinn zu unterlegen, das Unglück hätten, eine Neurose zu bekommen, so würden Sie einer Zwangsneurose verfallen.“ Ich war nicht schlecht erschrocken, als ich eine unvermutete Wirkung meiner Worte merkte. Mein Kollege war sprachlos, erblaßte und schien äußerst verstört. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, hörte aber später, daß dieser Psychiater seit zwei Jahren wegen einer Zwangsneurose erfolglos in Behandlung stand.

Eine Lehrerin, 36 Jahre alt, litt seit Beginn ihrer Ehe mit einem Manne, den sie ständig unterschätzte, an Eßzwang, d. h. von Zeit zu Zeit überkam es sie, ununterbrochen zu essen, bis sie erschöpft zusammensank. Sie selbst fand diese Tatsache, da sie sie als Einzelheit, aus dem Zusammenhang gerissen, beurteilte, unsinnig und unnatürlich umso mehr, da sie, um schlank zu bleiben und aus Rücksicht auf ihre Verdauung sonst strenge Diät hielt. Diese Diät wurde immer von ihrem pedantischen Gatten überwacht, der auch sonst gerne nörgelte und sein Verhalten im Gegensatz zu ihren Wünschen einrichtete, um einen Halt gegen die Entwertung seiner Frau und seines Sohnes zu finden. Beide standen ihm ständig kritisch gegenüber, obwohl auftauchende Drohungen mit Scheidung stets wieder zurückgestellt wurden. Es war bald nachzuweisen, daß der Eßzwang jedesmal zutage kam, wenn die Patientin *in Gedanken versank*, wie sehr sie ihr Leben an diesen Mann vergeudet hatte, den sie immerhin wegen guter Qualitäten schätzte. Ihr Lebensstil war seit Kindheit, „sich nichts sagen zu lassen,“ immer die Oberhand zu haben und andere Leute zu belehren.

Sieht man schon bisher die vordringliche Neigung, sich gedanklich und sprachlich dem Leben stark entgegenzustellen, so wird dieser Eindruck zur Sicherheit, wenn man es erlebt, wie diese Patientin sich weitgehend sprachlich entfaltet. So verlangte sie stets „ausgedehnte Unterredungen“, schrieb ellenlange Briefe und führte ihr Haus unter fortwährendem Sprechen.

Ich bin überzeugt, daß manche meiner Leser erstaunt die Frage stellen werden, wie man sich denn ausdrücken sollte, und ob denn die Individualpsychologie dem Irrationalismus verfallen sei und das Denken geringschätzt. Ich muß zu bedenken geben, daß es auf die Nuance ankommt und daß die besten Gaben mißbraucht werden können. Ist einem Menschen,

wie diesem, der größte Erfolg — hier der im Reden — versagt, so tritt das ein, was ich den Organdialekt genannt habe, hier der Eßzwang als ein pantomimisch ausgedrückter, heimlich geäußerter Fluch und Angriff.

Auch die Frage nach genauerer Erforschung der Wahl des Symptoms kann beantwortet werden. Es könnte ja jemand fragen, warum äußert sich die Attacke nicht in anderen Zwangssymptomen? Warum nicht im Waschzwang, in Töten wollen, im Lautwerden von Flüchen? Soweit ich darauf antworten kann, bin ich der Patientin in der Lösung dieser Frage verpflichtet. Ihre Aktion sollte ganz heimlich erfolgen, ohne Wissen ihres Gatten, der sonst im Kampf der Zungen in diesem Falle leicht die Oberhand gewinnen konnte. Auch war sie nicht so weit, es zu einem offenen Bruch kommen zu lassen, besonders nicht, wo sie sich im Unrecht wußte Es ergab sich aber eine Determination mehr. In ihrer Kindheit gab es eine Situation, die sie als äußerst erniedrigend empfunden hatte. Als sie zwei Jahre alt war, verarmten ihre vorher wohlhabenden Eltern so sehr, daß die Familie oft Hunger litt. Gab es dann etwas zu essen, so fiel unsere Patientin mit Heißhunger darüber her. Sie konnte es aber ihrem Vater nie verzeihen, daß er es durch Leichtsinn so weit gebracht hatte, sie in eine so erniedrigende Lage zu versetzen. Ihr Heißhunger war schon damals zugleich ein organdialektisch ausgesprochener Vorwurf gegen den Vater.

In diesem Falle handelte es sich in erster Linie um die Frage der Aufrechterhaltung der Ehe, die der Patientin selbst wichtig schien, obwohl sie sie unsicher sah. Ich selbst fand es wertvoll, diese Ehe aufrecht zu erhalten. An diesem Falle kann gezeigt werden, wie wichtig es ist, in vorsichtiger Weise einzugreifen und Ratschläge zu geben, anders als manche Psychiater fordern, die betonen, daß sie niemals Ratschläge geben. Im Gegenteil, man muß, solange man seines Patienten nicht sicher ist, freundlich, manchmal im Zweifelton, gelegentlich auch wie bei Psychosen oder Delinquenten soweit eingreifen, daß die Lage nicht durch ein fait accompli verschlimmert wird. In diesem Falle schlug ich vor, „vielleicht eine Zeitlang nicht zu tadeln und überhaupt weniger zu sprechen, ferner alles zu tun, um den „scheinbar“ entmutigten Gatten zu ermutigen. Vielleicht sogar gelegentlich darauf hinzuweisen, wie möglicherweise man sogar den Anschein hervorgerufen hatte, „als ob man auf ihn herabsehe.“ Ich fand auch diesmal dieses Verhalten sehr vorteilhaft.

Über die Stimmung und deren Schwankungen.

Von Dr. FELIX GRÜNBERGER (Wien).

Unter *Stimmung* versteht die deskriptive Psychologie eine Summe von Gefühlen, die sich aus dem Ablauf der körperlichen und seelischen Funktionen ergeben. D. h. der klaglose bzw. behinderte Ablauf einer Funktion löst ein *Lust-* bzw. *Unlustgefühl* aus und die Summe all dieser Lust- bzw. Unlustgefühle ergibt jene Gemütsverfassung, die wir Stimmung nennen. Da herrscht die Vorstellung, daß die verschiedenen Lust-, bzw. Unlust-

gefühle einander entgegenwirken, etwa wie ein positiv und negativ geladener Körper, daß es naturgemäß auch auf die Intensität der einzelnen Gefühle ankommt, sodaß ein intensives Unlustgefühl imstande ist, etwaige gleichzeitig auftretende weniger intensive Lustgefühle unwirksam zu machen und die Stimmung entscheidend zu beeinflussen und umgekehrt. Später wird zu zeigen sein, daß diese Beschreibung unvollständig ist. Sie ist aber schon deshalb notwendig, weil wir vom Begriff Stimmung einen anderen Begriff abgrenzen müssen, den der *Laune*. Als Laune bezeichnen wir eine plötzlich auftauchende, scheinbar unmotivierte, im Sinne des Common sense nicht recht erklärliche, scheinbar nur durch die Stimmung diktierte Verhaltungsweise, Einfall, Wunsch, auch eine plötzlich auftauchende, ebenso rasch verschwindende, scheinbar unmotivierte Stimmungslage, während wir unter Stimmung eine mehr andauernde, mindestens irgendwie charakteristische Gemütsverfassung verstehen. Wenn die Stimmung eines Menschen scheinbar unmotiviert raschen Schwankungen unterworfen ist, sodaß diese selbst den Charakter von Launen annehmen, wenn sie den Menschen soweit „beherrscht“, daß sie auch seine Entschlüsse, seine Verhaltungsweise zu diktieren scheint, nennen wir diesen Menschen launenhaft. Vergleichsweise sei hier an den Unterschied zwischen Klima und Wetter erinnert. Klima ist etwas Andauerndes, Charakteristisches, die Summe aller Witterungseinflüsse wie Winde, Niederschläge, Temperatur, Luftdruck, während Wetter etwas Vorübergehendes ist, eine wohl vom Klima abhängige, aber nicht als solche charakteristische Erscheinung. Unter normaler Stimmung, die natürlich individuell verschieden nüanciert ist, stellen wir uns eine Art mittlere Stimmungslage vor. Wir bezeichnen jede Abweichung nach der einen oder anderen Seite als traurige oder heitere oder zornige Verstimmung. Unter Laune aber verstehen wir den Ausdruck einer rasch auftauchenden, ebenso rasch verschwindenden, nicht im Sinne des Common sense zu motivierenden Verstimmung.

Was bisher gebracht wurde, war nur eine kurze *Beschreibung*. Dem *Verständnis* eines psychischen Phänomens, auch des Phänomens der Stimmung können wir nur dadurch näherkommen, daß wir es im Rahmen der *psychophysischen Einheit der Persönlichkeit* in ihrem *kosmischen und sozialen Zusammenhang* untersuchen. Diese Methode, von der *Individualpsychologie* in ihrer Bedeutung erkannt und hervorgehoben, wird eigentlich stets in der gesamten Naturwissenschaft angewandt, mindestens soweit es sich um die belebte Natur handelt, weil wir ohne diese Zusammenhangsbetrachtung nicht imstande wären, auch nur ein Organ eines Lebewesens zu verstehen. Wir können z. B. das menschliche Herz, seinen muskulösen Aufbau, seinen Klappenapparat nicht verstehen, wenn wir nicht den gesamten Kreislauf und dessen Bedeutung für den gesamten Organismus im Auge behalten. Gar das seelische Organ könnten wir unmöglich verstehen, wenn wir nicht wüßten, daß es im Rahmen dieser Einheit der Persönlichkeit eine bestimmte *Funktion* zu erfüllen hat, die Funktion der Herstellung einer *Beziehung zur Umwelt*, eine Funktion, bei deren Ausfall dem Menschen sein soziales Dasein und damit sein Dasein überhaupt unmöglich wäre. Funktion aber ist Aktion, Bewegung, Überwindung von

Schwierigkeiten, Training, Suchen einer Erfolgsmöglichkeit, Streben nach Vollkommenheit. Das gilt nicht nur für den seelischen, auch für den physischen Organismus. Jedes Organ muß ständig funktionieren, sonst verkümmert es. So ist das seelische Organ ständieg in Bewegung, in ständigem Training begriffen, stets auf der Suche nach einer Erfolgsmöglichkeit. Diese Bewegung muß sich in jedem einzelnen seelischen Phänomen, also auch in der Stimmung wiederfinden, wie wir, um auf das frühere Beispiel zurückzukommen, in jeder Herzklappe die Funktion des gesamten Herzens, des Kreislaufes im Rahmen des gesamten Organismus wiederfinden müssen. Innerhalb dieser einheitlichen Bewegung konstatieren wir ein Zusammenwirken, ein Aufeinandereinwirken aller Einzelfunktionen. Nicht nur auf direktem Weg etwa in dem Sinn, daß der Ausfall der Funktion eines Organes, z. B. einer endokrinen Drüse, auch eine Funktionsstörung anderer Organe zur Folge hat, sondern auch sehr wesentlich auf indirektem Weg und nicht zuletzt über die Stimmung. Wenn wir uns eine äußere Verletzung zuziehen, die uns heftige Schmerzen verursacht, etwa einen Knochenbruch, so drückt das damit verbundene Unlustgefühl mehrminder auf unsere Stimmung. Diese herabgesetzte Stimmung hat einen verlangsamten Ablauf aller anderen Funktionen zur Folge. Wir sind also in diesem Augenblick appetitlos, wenn wir auch vor dem Unfall hungrig waren, und wenn auch ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem verletzten Organ und dem Verdauungstrakt nicht besteht. Wir sind in diesem Zustand auch für geistige Funktionen weniger geeignet, unsere geistig-seelische Aktivität ist mehrminder gehemmt, weil unsere herabgesetzte Stimmung auf alle unsere Funktionen irgendwie lähmend zu wirken scheint. Wenn also vorhin die Stimmung als Summe aller aus dem Ablauf der Funktionen sich ergebenden Lust- und Unlustgefühle definiert wurde, so erweist sich diese Definition als unvollkommen. Denn unsere Stimmung wird nicht nur durch den Ablauf der Funktionen beeinflußt, sondern *sie selbst beeinflußt ihrerseits den Ablauf der Funktionen sehr entscheidend.* Sie wirkt wie ein *Motor*, der das Tempo, den Elan, die Kraft aller unserer körperlichen und seelischen Funktionen bestimmt wie ein *Regulator der Aktivität.* Wenn wir in „guter“ Stimmung sind, ist unsere Körperhaltung aufrecht, der Tonus unserer Muskulatur gesteigert, unser Auftreten sicherer, unser Appetit besser, unser Schlaf ruhiger, unsere geistige Regsamkeit, unsere Arbeitsfähigkeit erhöht. „Wenn muntere Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort“ heißt es in Schillers „Glocke“, womit zum Ausdruck kommt, daß heitere Stimmung günstig auf die Arbeitsfähigkeit wirkt. Jeder Feldherr weiß, was eine, wenn auch schwache Truppe zu leisten vermag, wenn er sie zu „begeistern“ versteht, ihre „Kampfstimmung“ hebt. Umgekehrt ist bei herabgesetzter Stimmung unsere Haltung schlaff, der Tonus unserer Muskulatur herabgesetzt, der Appetit schlecht, unsere geistige Aufnahmsfähigkeit, unsere Arbeitsfähigkeit gestört, wir machen einen gehemmten Eindruck. Viele Menschen halten es für notwendig, der Hebung ihrer Stimmung und damit ihrer Aktivität mit einem Stimulans künstlich nachzuhelfen, wie Alkohol, schwarzem Kaffee, Nikotin. Der Ablauf einer Krankheit hängt sehr wesentlich von der Stimmung des Patienten ab.

Gelingt es dem Arzt und der Umgebung, den Mut und die Hoffnung des Patienten auf Genesung zu beleben, seine Stimmung zu heben, dann wirkt sich dieser Umstand günstig auf den Ablauf der Körperfunktionen aus, auf den Appetit, auf den Schlaf, auf den Säftestrom, sodaß der Heilungsprozeß günstiger und rascher abläuft. Und wenn wir in unserer Tätigkeit als Erzieher und Psychotherapeuten auf die Ermutigung so großen Wert legen, so ist diese Ermutigung, auch wenn sie rein intellektuell erfolgt, nicht zuletzt mit einer günstigen Beeinflussung der Stimmung des Patienten verbunden, auf welchem Wege, wird uns später klar werden. Diese Stimmung hebt ihrerseits die Leistungsfähigkeit, die Aktivität des Patienten, welcher Umstand allein schon eine größere Wahrscheinlichkeit des Erfolges verspricht und so wieder zu einer Quelle neuer Ermutigung und neuer Erfolge werden kann.

Haben wir nun, immer noch beschreibend, nicht deutend, die Frage nach der *Funktion* der Stimmung beantwortet, so ergibt sich die weitere Frage: wie *entsteht* eine Stimmung? Bei dieser Frage interessiert uns nicht die physiologische Seite, welche Nervenbahnen hier eine Rolle spielen, wie der Reiz in der Großhirnrinde umgesetzt wird. Diese Fragen sind auch wissenschaftlich keineswegs geklärt. Uns interessiert vor allem der seelische Mechanismus, der hier am Werke ist. Im ganzen Großen können wir als wichtig für die Entstehung einer Stimmung folgende Faktoren angeben: 1. physiologische Faktoren exogener und endogener Natur, 2. psychische Faktoren, und zwar die Erweckung eines bestimmten Vorstellungsinhaltes, 3. eine Kombination von physiologischen und psychischen Faktoren.

Ad 1: Äußere Reize auf unsere sensiblen Nervenendigungen, die ein Lust-, bzw. Unlustgefühl zu erwecken vermögen und dadurch auf unsere Stimmung abfärben: Schmerzreize, Temperaturreize, etwa an heißen Sommertagen ein kaltes Bad. Befriedigung oder Hemmung eines physiologischen Triebes oder einer Körperfunktion, wie Hunger, Durst, Schlafstörungen, Krankheiten, die drückend, eine gute Mahlzeit, ein ruhiger Schlaf etc., die hebend auf unsere Stimmung wirken. Freilich sei hier gleich die Tatsache hervorgehoben, daß z. B. ein Schmerzreiz nicht immer ein Unlustgefühl zur Folge haben muß, sondern geradezu ein Lustgefühl auslösen kann, etwa bei sexuellen Perversionen. Dieses Gebiet gehört nicht in den Rahmen unseres Themas. Wir werden aber dem Verständnis dafür näherkommen, wenn wir sehen werden, daß die Stimmung uns nicht, wie der Sprachgebrauch sagt, „beherrscht", sondern daß wir uns ihrer *bedienen*, daß es im Seelenleben einen weit wichtigeren Motor gibt, den individuellen *Lebensstil*, dem alle seelischen Phänomene, also auch die Gefühle und die Stimmungen unterworfen sind.

Ad 2: Durch zahllose Beispiele läßt sich erweisen, daß die Erweckung eines bestimmten Vorstellungsinhaltes die Stimmung heben oder drücken kann. Die Aussicht auf eine bevorstehende gute Mahlzeit, auf einen schönen Urlaub, heben die Stimmung, die Vorstellung einer unangenehmen Situation drückt sie. Hier stoßen wir auf die wichtige Tatsache, daß man Stimmungen *aktiv erzeugen* kann, und zwar bei anderen, mehr noch aber bei sich selbst. Bei anderen: trösten, aufheitern, aufreizen, begeistern,

ermutigen, entmutigen, all das sind Prozesse, die beim anderen die Erweckung eines bestimmten Vorstellungsinhaltes und damit die Beeinflussung seiner Stimmung bezwecken. Hier erscheint die Frage der Beeinflußbarkeit, besonders der gefühlsmäßigen Beeinflußbarkeit des Menschen aufgerollt. Daß es dabei sehr wesentlich auf die Persönlichkeit des zu beeinflussenden Menschen ankommt, ist klar und wird uns noch beschäftigen müssen. Hier sei nur die Tatsache festgehalten, daß die Beeinflussung der Stimmung eines Menschen durch Erweckung eines bestimmten Vorstellungsinhaltes möglich ist. Viel zu wenig wird außerhalb der Individualpsychologie die Tatsache gewürdigt, daß man *bei sich selbst* eine bestimmte Stimmung erzeugen kann. Zahlreiche Beobachtungen beweisen dies: sich „in den Zorn hineinreden", sich „eine Situation ausmalen", all das heißt ja nichts anderes als bei sich selbst einen Vorstellungsinhalt erwecken, der auf die eigene Stimmung einwirkt. Die Fähigkeit, bei sich selbst durch Erweckung eines Vorstellungsinhaltes eine Stimmung zu erzeugen oder durch Beeinflussung von anderer Seite her erzeugen zu lassen, steht in engem Zusammenhang mit der Fähigkeit der *Einfühlung*, deren psychologische Bedeutung an dieser Stelle nicht näher ausgeführt werden soll. (S. *Alfred Adler:* Menschenkenntnis, Verlag Hirzel, Leipzig.) Ein Schüler, der vor einer Prüfung steht, kann in sich den Vorstellungsinhalt erwecken, er werde versagen und eine untragbare Niederlage erleiden, die über seinen persönlichen Wert entscheidet. Dieser Vorstellungsinhalt drückt auf seine Stimmung, er ist bei der Prüfung aufgeregt und ängstlich. Er kann diese Stimmung durch Reproduktion von Erinnerungsbildern, etwa an vergangene Prüfungen, bei denen er versagt hat, noch vertiefen. Je mehr er diesen Vorstellungsinhalt nährt, umso gedrückter wird seine Stimmung. Ein anderer kann in der gleichen Situation in sich den Vorstellungsinhalt wecken, daß man nichts Unmögliches von ihm verlangen werde, daß selbst ein Versagen noch kein Unglück ist. Seine Stimmung wird sich diesem Vorstellungsinhalt anpassen und in seinem Verhalten vor und während der Prüfung zum Ausdruck kommen. Auch er kann diese Stimmung durch Reproduktion von Erinnerungsbildern etwa an vergangene gut bestandene Prüfungen vertiefen. Hier sei wieder nur die Tatsache festgehalten, daß man durch Erweckung bestimmter Vorstellungsinhalte bei sich selbst eine Stimmung erzeugen kann. Die sich hier bereits ergebende Vermutung, daß dieser Vorgang einen individuellen *Sinn* haben muß, wird uns bald beschäftigen. Vorher sei noch ein weiteres Mittel erwähnt, mit dessen Hilfe man seine Stimmung durch Erweckung bestimmter Vorstellungsinhalte beeinflussen kann: der *Traum.* Er ist nicht nur Ausdruck einer bestehenden Stimmungslage, einer bestimmten seelischen Bewegung, sondern auch er erweckt einen bestimmten Vorstellungsinhalt, der eine bestimmte Stimmung auch beim Erwachen zurückläßt. Z. B. treten Angstträume, Fallträume bei zaghaften Menschen oft dann auf, wenn sie vor einer neuen Situation stehen, der sie sich nicht gewachsen fühlen. Der Trauminhalt vom Fallen ist als Gleichnis zu verstehen, aber er erfüllt den Menschen mit einem bestimmten Vorstellungsinhalt, der seine Stimmung manchmal sogar entscheidend beieinflußt, ja sogar zu einer bestimmten Verhaltungsweise führen kann. Hier sei an den schon oft zitierten Traum

jenes Griechen erinnert, der eine Seereise machen soll und dem im Traum ein Toter erscheint, dem er einst einen Dienst erwiesen hat, der ihn nun vor der Seereise warnt und den Untergang des Schiffes in Aussicht stellt. Tatsächlich sagt er die Seereise ab. Er hat sich selbst durch Vermittlung dieses Traumes mit einem Vorstellungsinhalt erfüllt, der seine offenbar schon früher etwas zaghafte Stimmung noch tiefer drückte. Diese Stimmung erwies sich dann als Bremsvorrichtung, und er sagte die Reise ab. (S. *Alfred Adler:* Menschenkenntnis; Verlag S. Hirzel, Leipzig, Kap.: Über Träume.)

Ad 3: Über diesen Punkt können wir uns kurz fassen. Es ist naheliegend, daß gewisse physiologische Einwirkungen einen bestimmten Vorstellungsinhalt veranlassen, und so indirekt auf die Stimmung des Individuums einwirken können. Freilich wird dieser Vorstellungsinhalt nicht direkt durch den physiologischen Reiz hervorgerufen, sondern er entspricht dem *subjektiven Erlebnis* des Individuums, entsprechend dessen individuellem Lebensstil. Bei einer Krankheit, die nicht mit sehr heftigen körperlichen Beschwerden verbunden ist, kann etwa die Aussicht, lange das Bett hüten zu müssen, von seiner Tätigkeit ausgeschaltet zu sein, die Stimmung des Patienten drücken. Bei Märtyrern kann der Vorstellungsinhalt ganz andere Wege gehen als der körperliche Schmerz erwarten läßt. Gewisse Zwangsvorstellungen können auf die Stimmung drücken, etwa solche, bei physiologischen Vorgängen, wenn die Vorgänge selbst ein erhöhtes Lustgefühl erwarten ließen. Wenn jemand z. B. an *Bakteriophobie* leidet (krankhafte Angst vor Infektion durch Bakterien), und diese Angstvorstellung jedesmal auftritt, wenn er ein Glas Wasser trinkt, dann wird dieser Vorstellungsinhalt auf seine Stimmung auch drücken, wenn vorangegangener großer Durst beim Trinken eines Glases Wasser ein erhöhtes Lustgefühl erwarten ließe.

Halten wir uns nun die bisher gefundene Tatsache vor Augen, daß jeder Mensch die Möglichkeit hat, seine Stimmung durch Erweckung bestimmter Vorstellungsinhalte, auch auf dem Weg über Träume zu beeinflussen, daß die Stimmung wie ein Motor, ein Regulator der Aktivität, auf unsere körperlichen und seelischen Funktionen einwirkt, ihr Tempo, ihren Elan bestimmen kann. Halten wir uns demgegenüber vor Augen, daß die Psyche ein soziales Organ ist, daß die Persönlichkeit eine Einheit darstellt, daß das Leben, und nicht nur das Seelenleben ein ständiges Überwinden von Schwierigkeiten, ein ständiges Suchen von Erfolgsmöglichkeiten, ein Streben nach aufwärts, nach Vollkommenheit ist; erinnern wir uns ferner der Tatsache, daß dieses Streben, diese Bewegung Antrieb und Richtung erhält aus dem in frühester Kindheit erworbenen, aus einer subjektiven Einschätzung der frühkindlichen Gesamtsituation, zunächst schon aus dem Erlebnis des eigenen Körpers bezogenen, daher individuell gefärbten *Minderwertigkeitsgefühl*, daß diese Bewegung gerichtet ist nach einem Ziel der Überwindung aller dieser subjektiv empfundenen Schwierigkeiten, einem Ziel, das dementsprechend individuell konkretisiert ist. Erinnern wir uns, daß diese individuelle Bewegungslinie in jedem psychischen Phänomen wieder zu

finden ist. Dann werden die sich nunmehr ergebenden Fragen bezüglich der Stimmung, die freilich schon auf ihren individuellen Sinn abzielen, nicht mehr schwer zu beantworten sein. Da interessieren uns zunächst die augenfälligen Stimmungsschwankungen und es ergibt sich die Frage: Warum scheint ein und dasselbe Erlebnis bei verschiedenen Menschen verschiedene Stimmungen auszulösen? Z. B. bei den beiden vor der Prüfung stehenden Schülern? Dazu ist zu bemerken, daß wohl die *objektive Tatsache* für beide Schüler die gleiche ist, das *subjektive Erlebnis* dieser Tatsache aber durchaus individuell verschieden. Das Erlebnis einer Tatsache, der damit verbundene Vorstellungsinhalt ist nichts anderes als der Ausdruck der Einstellung des Individuums zu jener Tatsache, zu jener neuen Situation, Ausdruck seines Lebensstiles, seiner *seelischen Gangart*, Ausdruck seines Strebens nach einer Erfolgmöglichkeit, wobei Erfolgsmöglichkeit nicht etwa objektiv, wie etwa Erfolg bei jener Prüfung, sondern vor allem subjektiv, im Sinne der Rettung des durch die neue Situation bedroht erscheinenden Persönlichkeitsgefühles aufzufassen ist. Der erste der beiden Schüler ist, das liegt wohl klar auf der Hand, im Gegensatz zum zweiten, ein Mensch, dem die neue Situation eine schwere Bedrohung des Persönlichkeitsgefühles bedeutet, der sich der Lösung der Aufgabe durch eigene Kraft nicht gewachsen fühlt. Worin besteht hier die subjektive Erfolgsmöglichkeit? Eben darin, daß er in sich selbst den Vorstellungsinhalt erweckt, der ihm die bevorstehende Aufgabe als ungeheuer groß, als unlösbar erscheinen läßt, der ihm einen Berg von Hindernissen vorspiegelt, als da sind: die Strenge des Prüfers, Pech etc. Und für sein Persönlichkeitsgefühl ist es sicherlich tragbarer, einen solchen Berg von Schwierigkeiten eventuell nicht überwinden zu können, als in einer Situation zu versagen, von der man sich selbst eingestehen muß, daß sie eigentlich zu meistern sein müsse. Die Stimmung. die dieser Vorstellungsinhalt auslöst, ist entsprechend gedrückt und zaghaft. Ihre Funktion als Motor, in diesem Fall als Bremse, beginnt sich geltend zu machen. Diese Stimmung sagt ihm etwa: Sei vorsichtig, geh nicht zu weit, sonst wirst du eine Niederlage erleiden. Weiche dieser Situation lieber aus. Ja, diese Stimmung wirkt nicht nur warnend, sondern geradezu aktiv hemmend. Denn bei der Prüfung hindert sie ihn daran, sich ganz der Lösung der gestellten Aufgabe zu widmen. Er ist ja aufgeregt, ängstlich, nur mit der bevorstehenden Niederlage beschäftigt. Versagt er nun wirklich, dann ist er der vermeintlichen Prüfung seines persönlichen Wertes ausgewichen, hat für die Lösung seiner Aufgabe seine Energie gar nicht in die Wagschale geworfen, sondern weist sich selbst und anderen gegenüber auf seine *potentielle Energie* hin. Er hätte die Aufgabe wohl lösen können, *wenn* er nicht so aufgeregt gewesen wäre. Seine Stimmung ist ihm also eine *Notbremse*, an der er nur ziehen muß, um stehen zu bleiben.

Dieses Beispiel zeigt uns deutlich die Funktion der Stimmung als Motor bzw. Bremsvorrichtung im Dienste des individuellen Lebensstiles. Sie wirkt nach außen hin, auf den Beobachter, wie ein Manometer, das uns den Druck, die seelische Spannung anzeigt, in der sich der betreffende Mensch in einer bestimmten Situation befindet. Das Beispiel zeigt auch deutlich, wie ein Mensch im Dienste seines Lebensstiles schöpferisch, aktiv, diese

Stimmung selbst erzeugt[1]). Vielleicht kann ein anderes Beispiel uns diesen Mechanismus noch mehr verdeutlichen. Wenn jemand etwa immer, wenn er vor die Aufgabe gestellt ist, mit einem anderen Menschen Kontakt zu gewinnen, in eine gedrückte Stimmung gerät, in einen Zustand seelischer Spannung, der ihn nicht recht Kontakt finden läßt, geht daraus hervor, daß dieser Mensch seine erste Lebensfrage nicht richtig zu lösen verstanden hat, daß ihm die Kontaktfindung als schwieriges Problem erscheint, bei dem sein Persönlichkeitsgefühl einer schweren Belastung ausgesetzt ist, sodaß er jedesmal, wenn er vor dieser Situation steht, in sich den Vorstellungsinhalt nährt, als ob ihn eine schwere, über seinen persönlichen Wert entscheidende Niederlage erwarten würde, als ob er dieser Situation nicht gewachsen wäre. Dieser Vorstellungsinhalt drückt auf die Stimmung und diese Stimmung erweist sich wieder als Notbremse. Er selbst ist sich über den seelischen Mechanismus nicht klar. Denn wüßte er, daß nicht die Stimmungsschwankung dieser Distanz zwischen ihm und seinen Mitmenschen schafft, sondern er selbst durch Erzeugung dieser Stimmung, dann wäre der gesuchte Erfolg, die Rettung des Persönlichkeitsgefühles nicht zu erreichen. Daher muß er glauben, daß „es ihm bei derartigen Anlässen immer so ergeht". Für sein Persönlichkeitsgefühl ist es weitaus erträglicher, sich hinter dieser inneren Spannung zu verbergen, als eine engere Beziehung zu riskieren, bei der sich seine vermeintliche Minderwertigkeit herausstellen könnte. Natürlich gilt die gleiche psychologische Gesetzmäßigkeit bei Stimmungsschwankungen nach der anderen Seite, bei Erzeugung einer Stimmung, die als *Antrieb* wirkt. Wenn jemand, um bei unserem Beispiel zu bleiben, in Gesellschaft stets in gehobener Stimmung ist, seinen Redestrom fließen, seinen Witz sprühen läßt, erhöhte Aktivität zeigt, mit aller Kraft in den Mittelpunkt drängt, so ist auch hier das Bestehen jener inneren Spannung nicht zu übersehen. Die gehobene Stimmung deutet zwar auf etwas mehr Courage, etwas mehr Aktivität, aber sie verrät uns gleichzeitig, daß dieser Mensch sich selbst zur Lösung dieser Aufgabe gewissermaßen antreiben, erhöhte Anstrengungen machen muß. Diese ausgreifenden Bewegungen, die in der Stimmung zum Ausdruck kommen, verraten die zaghafte Grundstimmung, die scheinbar zur Lösung dieser Aufgabe nicht genug Antrieb und Kraft zu bieten vermag. Ich habe gelegentlich eines Vortrages die Aufgabe der Rettung des Persönlichkeitsgefühles, die sich mit jeder gegebenen Aufgabe bei zaghaften, entmutigten Menschen gleichzeitig einstellt, die Frage also, ob sich

[1]) Diese Tatsache wird (Int. Ztschr. f. Individualpsychologie, Jg. 1930, Sondernummer) in einer Arbeit von Dr. med. *Alexander Müller* „Positive Gefühlseinstellung" hervorgehoben und durch Beispiele belegt. Da ist u. a. von einem Menschen die Rede, der an einem Ausflug teilnehmen soll, aber nicht will und systematisch in sich einen Vorstellungsinhalt nährt, der ihm alle zu erwartenden Unannehmlichkeiten vor Augen führt, und ihn so in eine „negative" Stimmung versetzt, sodaß er seine Teilnahme absagt. Dazu meint *Müller* sehr richtig: „Da aber, wie der Ausgang der ganzen Angelegenheit zeigt, die Nichtteilnahme an dem Ausflug seinem Lebensstil mehr entsprach, mußte er diesen Gegengründen gegenüber den Gründen zum Siege verhelfen. Und das gelang ihm durch Mobilisierung seiner Gefühle, die er durch Vorstellung einer Kette von Unannehmlichkeiten selbst produzierte und ihnen gleichzeitig eine Richtung in dem Sinne gab, daß sie in eine Mißstimmung mündeten, womit alles erreicht war."

nicht bei dieser Gelegenheit die vermeintliche eigene Minderwertigkeit offenbaren könnte und wie dies zu verhüten sei, als *zweites Problem* bezeichnet im Gegensatz zum *ersten Problem*, der gegebenen Aufgabe selbst und gemeint, daß dieses zweite Problem umsomehr in den Vordergrund tritt, je geringer das Selbstvertrauen ist, je weniger man sich der Lösung des ersten Problems, der eigentlichen Aufgabe gewachsen fühlt, und daß für die Lösung des ersten Problems umso weniger Zeit und Kraft bleibt, je mehr man durch das zweite Problem in Anspruch genommen ist. Nun zeigt es sich, daß der Vorstellungsinhalt, den entmutigte Menschen vor der Lösung eines ersten Problemes erzeugen und der zur Entstehung einer hemmenden oder antreibenden Stimmung führt, gerade auf die Lösung des zweiten Problems, der Rettung des Persönlichkeitsgefühles, gerichtet ist, wobei freilich die Lösung des ersten Problems zu kurz kommt. Denn auch jener, der in unserem zweiten Beispiel sich durch seine Stimmung antreibt, löst seine Aufgabe nur mangelhaft, er findet keinen Kontakt, sondern drängt sich in den Mittelpunkt und rettet so sein Persönlichkeitsgefühl. Dem praktisch tätigen Individualpsychologen aber erwächst die Aufgabe, zur Verringerung jener Spannung, jenes Abstandes zwischen dem ersten und zweiten Problem bei diesen Menschen beizutragen, das erste und zweite Problem identisch zu machen, was aber nichts anderes bedeutet als sie so weit zu bringen, daß sie jene subjektiven Erfolgsmöglichkeiten nur in der allgemeinnützlichen Leistung suchen lernen. Daß hemmende oder antreibende Stimmungen auch auf dem Weg über Träume erzeugt werden können, wurde bereits erwähnt, ebenso, daß zur Schaffung einer antreibenden Stimmung auch Rauschgifte verwendet werden. Es gibt geradezu Aktionen, zu deren Ausführung es ohne eine bestimmte Stimmung gar nicht kommen kann, z. B. das *Suicid*. Um Selbstmord zu begehen, scheint es, muß man in sich den Vorstellungsinhalt erwecken, der die Situation vollkommen ausweglos zeigt, der den Selbstmord wirklich als einzige Lösung erscheinen läßt. Die durch diesen Vorstellungsinhalt des scheinbaren Fehlens jeder Erfolgsmöglichkeit erzeugte Stimmung erst vermag den inneren Widerstand gegen diesen Schritt zu überwinden. den inneren Antrieb für diese Aktion zu geben.

Schon aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich die Beantwortung weiterer Fragen, wie z. B. Warum treten Stimmungsschwankungen bei manchen Menschen häufiger, bei anderen seltener auf? Wie kommt es, daß bei manchen Menschen die Stimmung eine überragende Rolle spielt, sie sich von der Stimmung sozusagen „beherrschen“ lassen, ihre Verhaltungsweise ihrer jeweiligen Stimmung unterordnen (*Gefühls- oder Stimmungsmenschen*), während andere sich mehr von der logischen Überlegung beeinflussen lassen und Stimmungen weniger Raum geben (*Verstandesmenschen*)? Warum gibt es Menschen, die man nur durch logische Argumente beeinflussen kann, während man bei anderen auf die Stimmung einwirken muß? Da müssen wir uns daran erinnern, daß die Funktion des Seelenlebens eine soziale ist, der Herstellung einer Beziehung zur Umwelt dient, daß man eine Persönlichkeit nur in diesen ihren sozialen Beziehungen zu erfassen vermag, daß wir die seelische Gangart eines Menschen nur verstehen können, wenn wir uns die Frage vorlegen: wie löst dieser

Mensch seine aus der Tatsache der kosmisch-sozialen Gebundenheit aller Menschen sich ergebenden Aufgaben? Diese soziale Funktion des Seelenlebens, diese Gebundenheit, muß sich in allen seelischen Phänomenen, mithin auch in der Stimmung widerspiegeln. Ein Mensch, dessen soziale Funktion annähernd klaglos abläuft, mit anderen Worten, dessen individuell konkretisiertes Ziel der Vollkommenheit identisch ist mit völliger Hingabe an die menschliche Gemeinschaft, dessen Selbstwertgefühl nicht aus einem Schein von Macht, Prestige, Unantastbarkeit bei Ausweichen vor allen das Persönlichkeitsgefühl scheinbar bedrohenden Situationen, sondern aus der allgemeinnützlichen Leistung erfließt, muß Eigenschaften entwickeln, die zu diesem Ziel führen, als da sind: Mut, Verantwortungsgefühl, Aktivität, ruhige, sachliche Überlegung, möglichst objektives Erfassen jeder gegebenen Situation. Übermäßiges Betonen und Hervortreten der Stimmung, häufiges Auftreten von Stimmungsschwankungen hat hier keinen Platz, müßte nur störend wirken. Zwar gehört zu jeder Aktion, zu jeder Verhaltungsweise eine adäquate Stimmungslage. Aber die Rolle, die ein Mensch bei seiner Verhaltungsweise seiner Stimmung zuweist, ist uns geradezu ein Maßstab, wie weit dieser Mensch mit seiner eigenen Person, wie weit er mit seinen Mitmenschen befaßt ist. Dem widerspricht es gar nicht, daß solche Stimmungsmenschen oft Leistungen von allerhöchstem Wert für die Menschheit hervorbringen. Man denke an Künstler, die ihre persönlichen Erlebnisse, Vorstellungsinhalte, Stimmungen, in der Dichtkunst, Musik, Malerei zum Ausdruck bringen. Selbstverständlich kann die Bewertung einer Leistung vom Standpunkt der Allgemeinheit nicht Aufgabe des Psychologen sein. Dessen Aufgabe ist es, einen Menschen zu verstehen, seine seelische Gangart zu erfassen. Da ergibt sich eben die Feststellung, daß die Überbetonung, die Überbewertung der eigenen Stimmung eine Bewegung zum eigenen Ich, daher von der Gemeinschaft weg, zum Ausdruck bringt. Häufige Stimmungsschwankungen sagen uns, daß der Träger nicht geradeaus vorwärts, sondern auch zurückgeht, zeigen an, daß die Aktivität dieses Menschen ihre Intensität wechselt, sind demnach ein Ausdruck dessen, was wir zögernde Attitüde nennen. Auf die Filmleinwand projiziert, müßte ein Mensch mit häufigen Stimmungsschwankungen erscheinen als einer, der plötzlich vorwärtsstürmt, dann ebenso plötzlich in seinem Lauf ermattet innehält, dann wieder einen Anlauf nimmt usf. Nun ist folgendes auseinanderzuhalten: Die subjektive Bewertung der eigenen Stimmung bei einem Menschen erscheint als Gradmesser für sein soziales Verhalten. Wenn jemand sein Verhalten von seiner Stimmung abhängig macht, sich von ihr beherrschen läßt, so beweist uns dies zumindest, daß bei ihm zwei Eigenschaften mangelhaft entwickelt sind, die zu sozialem Verhalten unumgänglich notwendig sind: *Verläßlichkeit* und *Verantwortungsgefühl.* Verläßlichkeit: wir können nie wissen, wie er sich in einer bestimmten Situation verhalten wird, können nie mit ihm rechnen, da wir seine Stimmung, von der er sein Verhalten abhängig macht, nicht voraussehen können. Verantwortungsgefühl: Er verantwortet sein jeweiliges Verhalten nicht selbst, nach sozialen Gesichtspunkten, sondern schiebt die Verantwortung einem Faktor zu, auf den er selbst keinen Einfluß zu haben glaubt, auf seine Stimmung. (Siehe Int.

Zeitschr. f. Individualpsychologie, 8. Jg., Nr. 4. Dr. med. *Rudolf Dreikurs:* Zur Frage der Selbsterkenntnis, S. 366, letzter Absatz.) Die Stimmungsschwankungen als solche aber sind Ausdruck der jeweiligen Aktivität, des Elans, mit dem er in einer Situation eine subjektive Erfolgsmöglichkeit, die Überwindung einer subjektiven Schwierigkeit sucht, sind selbst Mittel auf dem Wege zu einer Erfolgsmöglichkeit.

Wenn man sinnvoll, gewissermaßen planmäßig im Dienste seines Lebensstiles bestimmte Vorstellungsinhalte produzieren und damit bei sich bestimmte Stimmungen auslösen kann, wenn sogar, wie aus den früher angeführten Beispielen hervorgeht, in gewissen Situationen immer der gleiche Vorstellungsinhalt und die gleiche Stimmung auftritt, so liegt klar auf der Hand, daß hier ein *Training* am Werke sein muß. Das ist nicht überraschend, wenn man bedenkt, daß die individuelle seelische Gangart der Lebensstil, der schon in frühester Kindheit feststeht, selbst schon Ergebnis eines Trainings ist und ständig weiter trainiert werden muß, daß das ganze Leben nichts anderes ist, als ein fortgesetztes Streben nach dem individuell konkretisierten Ziel der Vollkommenheit, das Suchen nach subjektiven Erfolgsmöglichkeiten, wobei das als Erfolg gilt, was uns diesem Ziel näher zu bringen scheint, das als Niederlage, was uns scheinbar von ihm entfernt. Dieses Suchen nach Erfolgsmöglichkeiten aber ist nichts anderes als ein fortgesetztes Experimentieren, eine Erprobung aller zur Verfügung stehenden Methoden zur Erreichung dieses Zieles, also ein ununterbrochenes Training. Dieses Training setzt in frühester Kindheit ein, wobei in jeder Situation solche Methoden, die sich besser zu bewähren scheinen, festgehalten und später bei ähnlichen Gelegenheiten wieder und besser angewandt werden, andere, weniger bewährte, fallen gelassen werden. So kann es sich frühzeitig erweisen, daß der rein stimmungsmäßige Faktor als Mittel auf dem Weg zu jenem Ziel sich ausgezeichnet bewährt. Stellen wir uns etwa ein Kind mit *verzärteltem Lebensstil* vor; ein Kind also, das diesem fiktiven Ziel nur näher kommen kann, wenn es eine andere Person in seinen Dienst stellt, das ohne Hilfe dieser zweiten Person keine Erfolgsmöglichkeit sieht, das also, um sich ständig die Dienstbereitschaft der Person zu sichern, jeden irgendwie auftauchenden Widerstand von seiten dieser Person brechen muß. Stellen wir uns nun vor, was ja tatsächlich oft genug der Fall ist, daß dieses Kind es frühzeitig gelernt hat, durch Traurigkeit, Weinen, Schreien, Jähzorn, Trotz, seinen Willen durchzusetzen. Dieses Mittel bewährt sich also im Dienste seines Lebensstiles ausgezeichnet, wird daher beibehalten. Diese Äußerungen aber sind Ausdrucksformen einer bestimmten Stimmung, setzen eine bestimmte Stimmung voraus, einen Vorstellungsinhalt, der zu dieser Stimmung führt. Dieser Prozeß wird, wie man sich ausdrückt, *gebahnt,* immer wieder eingeschlagen und immer mit besserem Erfolg, sooft sich eine Situation ergibt, die das Persönlichkeitsgefühl bedroht. Und das ist bei dem geringen Selbstvertrauen des verzärtelten Kindes gar oft der Fall. So bringt es das Kind früher oder später in der Kunst der Erzeugung einer gewissen Stimmung zu einer Fertigkeit. Da dieses Kind es durch eigene Erlebnisse oder Beobachtung der Umgebung erfahren hat, daß man durch häufige Stimmungsschwankungen seine Umgebung geradezu beherrschen

kann, eignet es sich diese Methode an. Daß gerade verzärtelte Kinder zu Launenhaftigkeit, also zu sehr häufigen Stimmungsschwankungen und deren Auswirkungen neigen und damit oft wirklich ihre Umgebung beherrschen, ist eine Erfahrungstatsache. So wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß sogenannte Stimmungsmenschen Menschen, die sich durch ihre Stimmung scheinbar beherrschen lassen und sie übermäßig betonen, sich in Wirklichkeit ihrer bedienen, besondere Rücksichtnahme auf ihre jeweilige Stimmung von seiten ihrer Umgebung frühzeitig erlebt und fordern gelernt haben, also Menschen sind, die einen verzärtelten Lebensstil aufweisen [1]). So ist Launenhaftigkeit eine Form von Herrschsucht und die häufigen Stimmungsschwankungen die Waffen zur Beherrschung der Umgebung, freilich Waffen des Schwachmütigen, der an seinen eigenen Wert nicht glaubt. Und wenn wir bedenken, daß eine erprobte Methode im Dienste des Lebensstiles umso intensiver angewendet wird, je gefahrdrohender für das labile Persönlichkeitsgefühl eine Situation erscheint, so werden wir auch verstehen, daß gewisse Situationen bei gewissen Menschen es mit sich bringen können, daß sie eine bestimmte Stimmungslage geradezu *krankhaft fixieren und übersteigern.* Das ist der Fall bei den *Depressionszuständen, Angstneurosen,* wo sich der Patient an einen bestimmten Vorstellungsinhalt geradezu anklammert, die dazugehörige Stimmung krankhaft festhält; das ist der Fall bei gewissen *Psychosen,* z. B. bei trauriger Verstimmung, wie bei der *Melancholie,* das ist aber auch der Fall bei heiterer Verstimmung, wie bei *manischen Zustandsbildern.* Gerade letztere machen den Eindruck, als ob der Patient sich ununterbrochen selbst aufpeitschen müßte, nie zur Ruhe kommen dürfte, sich immer krampfhaft vordrängen müßte, um sein ständig bedrohtes Persönlichkeitsgefühl zu schützen. Dazu dient ihm die heitere Verstimmung.

Bei dieser Zusammenhangsbetrachtung wird uns auch klar, daß der seelische Mechanismus, der hier am Werke ist, im Wesentlichen der gleiche ist, wie bei jenen anderen Faktoren, die anfangs als maßgebend für die Entstehung einer Stimmung angeführt wurden. Wenn äußere Reize oder andere physiologische Faktoren unsere Stimmung beeinflussen, so unterliegt der Grad und die Art dieser Beeinflussung individuellen Schwankungen, die sich ganz der Persönlichkeit, bzw. deren Lebensstil einfügen. Denn jedes Erlebnis, und auch eine physiologische Einwirkung ist ein Erlebnis, wird im Sinn und im Dienste des individuellen Lebensstiles schöpferisch verarbeitet. Ein durch einen körperlichen Reiz hervorgerufenes Lust- oder Unlustgefühl kann nur dann meine Stimmung entscheidend beeinflussen, wenn ich kraft meines Lebensstiles zu dieser Beeinflussung bereit bin. Wenn ich stark unter Hunger gelitten habe, kann eine gute Mahlzeit meine Stimmung günstig beeinflussen. Stehe ich aber vor einer Entscheidung, die ich als Bedrohung meines Persönlichkeitsgefühles empfinde, dann ist der auf diese Situation gerichtete Vorstellungsinhalt und dessen Einfluß auf

---

[1]) Ich verweise auf den in dieser Zeitschrift, 8. Jg., Nummer 5, enthaltenen Aufsatz von *Martha Holub:* „Gespräche mit Eltern und Kindern", Fall Edith L., der den seelischen Mechanismus der Erzeugung einer Stimmung durch Erweckung eines Vorstellungsinhaltes bei sich selbst, auch mit Hilfe von Träumen, sehr gut beleuchtet.

meine Stimmung entscheidender als die gute Mahlzeit, auch wenn mein Hunger vorher noch so groß war, weil ich die Notwendigkeit, hier eine Erfolgsmöglichkeit zu suchen, zwingender empfinde. Wenn ich aber die Tendenz habe, den Erfolg in einer Aufgabe von äußeren Faktoren abhängig zu machen, wenn ich mich selbst erst ankurbeln muß, um reüssieren zu können, dann kann ich mir sagen, daß ich dieser Situation nur gewachsen bin, wenn ich etwa vorher eine gute Mahlzeit eingenommen habe, weil diese mich erst in die „richtige Stimmung“ versetzt. Manche Menschen lassen sich durch eine Krankheit auch bei Fehlen größerer Beschwerden seelisch niederdrücken, etwa weil sie sich selbst und der Umgebung ihre Hilflosigkeit besonders unterstreichen zu müssen glauben. Andere Menschen ertragen Schmerzen geradezu mit Stolz und gehobener Stimmung, etwa weil sie in sich den Vorstellungsinhalt erweckt haben, für eine gerechte Sache zu leiden oder weil sie gerade im Ertragen dieser Schmerzen eine Erhöhung ihres Persönlichkeitsgefühles erblicken. Die eingangs gebrachte Aufzählung der für die Entstehung einer Stimmung maßgebenden Faktoren ist also nicht als starre Einteilung zu werten, da eine Trennung von körperlichen und seelischen Faktoren praktisch unmöglich ist; denn die Persönlichkeit ist bekanntlich eine psychophysische Einheit. Der zur Entstehung einer Stimmung gehörige Vorstellungsinhalt entspricht wie die Stimmungslage selbst der individuellen seelischen Gangart. Nun begreifen wir auch diejenigen Menschen, deren Stimmung leicht von außen her dadurch beeinflußt werden kann, daß andere Personen auf ihre Stimmung einwirken; Menschen, die man, um sie für etwas zu gewinnen, in eine bestimmte Stimmung versetzen muß, sie „beim Ehrgeiz packen“, ihr Mitleid, ihren Zorn, ihre Furcht erregen etc. Auch das sind die früher beschriebenen Stimmungsmenschen, die ihr Verhalten nicht von der eigenen Verantwortung, von sozialen Gesichtspunkten leiten lassen, sondern den Schwerpunkt ihres Verhaltens auf eine höhere Gewalt, eben ihre Stimmung verlegen. Nun erweckt nicht der andere diese Stimmung, sondern er ist nur ein guter Menschenkenner. Er stellt denjenigen, den er beeinflussen soll, vor eine Situation, von der er weiß, wie dieser sich verhalten wird, welchen Vorstellungsinhalt er ungefähr bei sich selbst erwecken wird und welche Stimmung er dadurch produzieren wird. So ergibt sich, daß die anfangs als für die Entstehung einer Stimmung maßgebend aufgezählten Faktoren nur mit der Einschränkung zutreffen, daß sie, soweit sie von außen oder vom eigenen Körper kommen, im Sinne des individuellen Lebensstiles erlebt, gedeutet, schöpferisch verwertet werden und daß letzten Endes *der Mensch die jeweilige Stimmung im Dienste seines Lebensstiles selbst erzeugt.*

Nach diesen Ausführungen über die Stimmungsschwankungen noch wenige Worte über die *Grundstimmung*, jene mittlere Stimmungslage, von der anfangs gesagt wurde, daß sie individuell nüanciert jeden Menschen kennzeichnet. Diese Nüancierung ist wieder Motor und Manometer zugleich für den Grad der Aktivität, freilich Aktivität im Dienste des Lebensstiles. Zu jedem Lebensstil gehört eine Grundstimmung, die umso undeutlicher wird, je mehr Stimmungsschwankungen auftreten. Wenn wir uns einen häufigen Menschentyp vorstellen, etwa dick, behäbig, träge, gut-

mütig, aber gleichgültig gegen alle Vorgänge der Außenwelt allen Belastungen möglichst ausweichend, dabei stets bei gutem Humor, immer in bester Stimmung, durch nichts aus seiner heiteren Ruhe zu bringen, auch wenn die Welt in Trümmer ginge, so zeigt dieser Mensch eine geringe soziale Aktivität, einen Mangel an Gemeinschaftsgefühl, aber eine starke Aktivität im Dienste seines Lebensstiles, dem es entspricht, nicht lachend Hindernisse zu nehmen, sondern ihnen lachend auszuweichen, keine Prüfung an sich herankommen zu lassen. Dazu dient ihm seine gute Grundstimmung, die er durch Angelegenheiten, betreffend seine Mitmenschen, nicht beeinflussen läßt, denn sonst müßte er Stellung nehmen, aktiv eingreifen. Seine gute Stimmung schützt ihn vor sozialen Verpflichtungen wie ein gut geheiztes Zimmer vor der Kälte des Winters. Die Methode, diese Grundstimmung im einzelnen zu verstehen, ist also die gleiche, wie bei den Stimmungsschwankungen. Freilich gibt es keinen Menschen, dessen Stimmung stets die gleiche ist. So wie das ganze Seelenleben, ist die Stimmung ständig in Bewegung begriffen. Und da uns die Erforschung jener Bewegung psychologisch am aufschlußreichsten ist, haben wir auch die Bewegung, die in der Stimmung zum Ausdruck kommt, vor allem deutlich in den Stimmungsschwankungen verfolgen und erläutern können.

Zur Psychologie des primitiven Menschen.*)

Von Dr. phil. ALFRED ADLER (Wien).

Sind die Primitiven wirklich so primitiv? Die von Spencer und Gillen studierten Zentralaustralier, die Papuaner von Neu-Guinea (Insel Kiwai) in der Beschreibung *G. Landtmans*, die von holländischen Gelehrten, namentlich von *A. C. Kruyt* beschriebenen Indonesier, die aus den Studien von *H. A. Junod, Edwin W. Smith* genauer bekannten Pantustämme Südafrikas, endlich die uns von Knud Rasmussen vorgeführten Eskimos — stellen sie in ihrem Verhalten wirklich den für uns vorläufig nicht weiter ableitbaren psychologischen Ausgangspunkt dar, wie dies etwa L. Brunschwicg [1]) glaubt oder handelt es sich hier bereits um Degenerationserscheinungen [2])? Und eine zweite Frage: Ist die Einstellung dieser sogenannten Primitiven mit der Vernunft erfaßbar, im Sinne des common sense? Denn dies glaubten ja alle von *Lord Raglan* im ersten Teil seines Buches über das Tabu des Inzestes ad absurdum geführten Funktionalisten. Oder spielt etwa der Instinkt im Tun des Primitiven die große Rolle, so wie nach *L. T. Hobhouse* [3]) noch *R. H. Lowie* [4]) es annehmen zu müssen meinte? Oder sind die meisten Gebräuche der Eingeborenen ganz unvernünftig, nur aus sinnlosem Aberglauben her-

---

*) Vortrag, gehalten im Verein für Individualpsychologie, am 22. Juli 1935.

[1]) in 'Les Ages de l'Intelligence', Paris, Alcan 1934.

[2]) *R. Kreglinger:* La mentalité primitive in der Revue der Universität Brüssel, März 1921.

[3]) Mind in Evolution, London 1901.

[4]) Primitive Society, London 1921.

leitbar, vorwiegend mystisch und magischer Art und dabei nicht einmal erfunden, sondern nur imitiert, auf dem Wege der Kulturdifusion kritiklos übernommen? (*Raglan.*)

Das Interesse an der Entscheidung darüber, inwieweit der Primitive vernunftgemäß handle oder nicht, ist ja auch nicht nur theoretischer Art. Es ist praktisch bedeutsam für die mit Kolonien gesegneten Großmächte zu wissen, ob ihre Eingeborenen dem common sense zugänglich, und daher etwa von Missionären und Pädagogen beeinflußbar sind oder ob sie wegen ihrer irreduktibel irrationalen Einstellung gleichsam ein höheres Recht haben, ihre Eigenart ungestört und ungekränkt weiter zu entwickeln, wie dies denn auch ein unausgesprochener Grundgedanke in dem nun schon fünfbändigen, von edelsten sozialethischen Gefühlen inspiriertem Werk Lévy-Bruhls zu sein scheint[5]).

Dieser Gegensatz zwischen rationaler und irrationaler Deutung des psychischen Verhaltens primitiver Völker scheint unüberbrückbar; er ist es jedoch vielleicht nicht, wenn hier einmal versucht wird, dem der Individualpsychologie so wohl bekannten Begriff der Privatintelligenz einzuführen, wenn man sich erinnert, daß das oft ganz befremdlich anmutende Verhalten eines Menschen mit einem Schlage für denjenigen vernünftig erscheinen kann, der dieses Tun als eine auf ein ganz bestimmtes Ziel gerichtete Bewegung ansieht. Die Bewegung, die zu dem Ziele führt, kann dabei durchaus vernünftig und folgerichtig sein, das Ziel selbst ist vielleicht unvernünftig und nicht aus objektiven Gründen gesetzt, sondern nur weil der zielsetzende es privaten Bedürfnissen gemäß so setzen zu müssen glaubte. Primitive Mentalität und europäische Vernunft mögen schwer in Einklang zu bringen sein. Ist damit jedoch gesagt, daß der Primitive uns nicht doch noch verständlich werden kann, wenn wir darauf ausgehen zu verstehen, was am Europäer ‚primitiv‘ ist.

Es ist vielleicht zweckmäßig die Frage, wodurch der Primitive sich von uns eigentlich unterscheidet, noch etwas aufzuschieben. Er, der doch in viel höherem Maße als wir mit der oft so unnachsichtigen Natur verbunden ist — und mit den Tieren — wodurch unterscheidet er sich denn vom Tier? Nicht so sehr, wie man zu glauben pflegt, durch seine Überlegenheit. — Das Tier ist ein Spezialist. Es macht sich im allgemeinen nur an eine ganz bestimmte kleine Gruppe von Aufgaben heran, bei deren Lösung es sich resolut so ziemlich immer in derselben oder doch jedenfalls in sehr ähnlicher Weise verhält. Der Mensch ist zaghaft, denn die Art, wie er seine Aufgaben zu lösen hat, ist keineswegs so eindeutig festgelegt. Unsicherheit, Zaghaftigkeit, *Angst*, begleiten die Anfänge der menschlichen Tätigkeit. Der Mensch beginnt vielleicht dort, wo die Instinkte versagen. So sagt denn auch der nach der Art seiner Gläubigkeit von *Rasmussen* befragte Eskimo Schaman ... „Wir glauben nicht, wir haben *Angst*“[6]). Die Tiere scheinen in ihrem Vor-

[5]) *Lucien Lévy-Bruhl* (vom Institut de France): Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures. 1910. La mentalité primitive 1922, 1934[8]. L'âme primitive 1927. Le *surn*aturel et la nature dans la mentalité primitive 1931. La mythologie primitive 1935. Revue des Deux Mondes vom 1. Juli 1932 p. 187.

[6]) *Kn. Rasmussen*, Intellectual Culture of the Iglulik Eskimo, Report of the 5th. Thule Expedition, VII, 1, 1929; in Le surnaturel XXI.

gehen in lebenswichtigen Dingen um so vieles sicherer und daher überlegen und beneidenswert: „Zweifellos möchte sich der Eingeborene diese kostbaren Fähigkeiten, die er voll Neid begehrt, zu eigen machen, zuweilen glaubt er das zu erreichen, indem er sich mit dem Fleisch des betreffenden Tieres nährt. So wie der Krieger, der die Kraft und den Mut seines Feindes in sich aufzunehmen meint, während er dessen Herz, Leber oder Gehirn verzehrt. In mehr als einem Mythos sehen wir, daß der Held sich, um fliegen zu können, Flügel an die Schultern klebt oder eine Vogelfeder schluckt."[7]) Zu den Tieren, oder vielmehr zu einem ganz bestimmten Tier, das im Lebensraum eines primitiven Stammes häufig vorkommt, und sich daselbst daher gut zurechtzufinden scheint, sehen diese Menschen vielfach wie zu einem Ideal empor. Ein Mensch zu sein, der zugleich auch ein Tier ist, gilt daher, wie *Lévy Bruhl* in der Mythologie Primitive erschöpfend belegt hat, als Zuwachs von Macht. Daher erscheinen denn auch die in jedem Belangen ‚vorbildlichen' mythischen Ahnherren des Stammes, jene, die einst dem Stamme alle Satzungen festgelegt haben sollen, fast immer auch in Tiergestalt, und zwar als eine in dem jeweiligen totemistischen Zentrum, wo der Ahnherr rituell verehrt wird, besonders häufig vorkommende Tierart. Der mythische Ahnherr, der Legislator des Stammes, hat um so mehr Autorität, je mehr von ihm geglaubt wird, daß er als Tier eben alles das „könne" und „wisse", was das in der betreffenden Gegend häufig vorkommende Tier so beneidenswert gut kann und weiß. Alles, was der Ahnherr getan hat, ist mustergültig und muß, falls man erfolgreich sein will im Leben, *in allen Einzelheiten nachgeahmt werden.* In mehreren, streng geheim gehaltenen, nur wenigen Esoterikern zugänglichen Mythen wird erzählt, was der Ahnherr getan hat. Die Greise, die erfahrensten Mitglieder des Clans, wachen eifersüchtig darüber, daß nur wenig ganz Befähigte den Mythos erführen und namentlich die Einzelheiten der mythischen Handlung werden besonders schwer preisgegeben. „..... Aber die Einzelheiten darüber, was da vorgegangen ist ..... werden alle geheimgehalten.[8])

Individualpsychologisch gesehen, stellen sich uns diese so lebenswichtigen *Mythen* dar, *als ein Wissen um eine Erfolgsmöglichkeit.* Diese Menschen sind der Härte des Lebens viel mehr ausgesetzt als wir. Die Lebensbedingungen sind ungünstiger. Wenn da irgend jemand einmal irgendwie einen Weg zu einem Erfolg gefunden hat, so ist das Wissen darum überaus kostbar, und wir können verstehen, was sonst nicht verständlich ist, daß gerade die Details besonders wichtig sind. Denn in einer schwierigen Situation kommt es eben nicht nur auf allgemeine Richtlinien, sondern auf Detailangaben an.

Als ein Zeichen dafür, daß ein Mitglied des Clans reif ist den Mythos aufzunehmen, gilt der Umstand, das er *ohne den Mythos noch zu kennen, von diesem träumt!* Und je korrekter und detaillierter der Traum den Einzelheiten des Mythos entspricht, für desto befähigter gilt

[7]) La Myth. primitive 55.

[8]) *T. G. H. Strehlow:* Ankotarinja, an Aranda myth. Oceania IV. 1933, vgl. Myth. Pr. XX.

das Mitglied. „Rei einer bestimmen Gelegenheit hob *Joe Homer* die Bedeutung des Traumes als Mittel zum korrekten Erlernen eines Mythos hervor. Ein südkalifornischer Berichterstatter hatte einen Schöpfungsmythos ungenau mitgeteilt. *Joe Homer* sagte, daß diese Ungenauigkeit daher komme, weil der Berichterstatter ihn (den Mythos) nicht geträumt habe [9])." Es mag uns schwer fallen, da noch den Kontakt mit unserer Mentalität aufrecht erhalten zu wollen. Und wird doch vielleicht möglich durch den Hinweis auf die individualpsychologische Traumtheorie [10]), wonach „der Traum eigentlich den Zweck hat, nicht verstanden zu werden". Das heißt, der Traum ist eine uneingestandene Rechtfertigung unseres Verhaltens. Demütigendes wird ausgeschaltet, was das Selbstvertrauen erhöht, wird in das gehörige Licht gesetzt. Im Traum schafft sich der Träumende die Stimmung, die er braucht, um seinem Lebensstil gemäß vorgehen zu können. So träumt etwa ein von der Mutter verwöhntes, vom Vater rauher behandeltes zehnjähriges Mädchen, daß es mit dem Vater im Schrebergarten war, gefallen ist und sich einen Glassplitter eingezogen habe — und es will uns damit sagen: „Wenn die Mutter mich mit dem Vater allein läßt, geschieht mir etwas. Meine Mutter muß bei mir bleiben." Der Traum hat den Zweck dieses Kind darin zu bestärken, sich immer an die Mutter zu halten. Wenn wir nur in diesen Mythen insofern etwas Traumähnliches erblicken, als der Mythos das Vorgehen des Stammes in lebenswichtigen Situationen mit dem Hinweis darauf begründen soll, daß eben der Ahnherr so vorgegangen sei, so werden wir vielleicht verstehen, daß es dem Mitglied des Clans, das von den Interessen seiner Gruppe besonders durchdrungen ist, möglich sein wird, den Mythos zu träumen, ohne ihn noch zu kennen. Er wird eben selbst darauf gekommen sein, daß eine ganz bestimmte Art vorzugehen, für seinen Clan lebenswichtig ist. Wenn sich nun herausstellt, daß sein Traum mit dem Mythos übereinstimmt, so ersieht man ja daraus, daß er eigentlich den Weg wieder gefunden hat, den bereits der Ahnherr als erfolgreich bezeichnet hatte, und daher kann ein solches Mitglied des Clans als eine zu besonderen Hoffnungen berechtigende Leuchte seines Stammes angesehen werden. — Immer mehr nähern wir uns der Auffassung, daß das Bestreben den Mythos so ernst und genau zu nehmen, Analogien aufweist, mit der uns wohl bekannten Tendenz, psychisch Angegriffener, *niemals in ihrem Handeln den Kontakt mit der Kindheitssituation aufzugeben.* Diese Bedachtsamkeit, niemals den Kontakt mit der Originalsituation zu verlieren, immer so zu tun, als handle es sich nur darum, das zu tun, was einmal zum Erfolg führte, — erinnert sie uns nicht an das Verhalten der psychisch Angegriffenen, die, anstatt es mit der Wirklichkeit sachlich aufzunehmen, überall nur die Situationen ihrer Kindheit suchen, mit den ihnen aus dieser Kindheit geläufigen Erfolgsmöglichkeiten? Der Zweitgeborene, der sich erinnert, daß er um sich durchzusetzen, seinem älteren Bruder immer zuwiderhandelte, kann leicht dazu kom-

---

[9]) *E. W. Gifford:* Yuma dreams and omens. Journal of American Folklore XXXIX, 1926; vgl. Myth. Prim. XXV; vgl. auch Mentalité Primitive, III, p. 95—112.

[10]) So namentlich in Prof. *Adlers* „Vom Sinn des Lebens", Wien 1933.

men, zu glauben, es komme im Leben immer nur darauf an, einem Vorgesetzten, einem Chef, zu widersprechen. Und so ähnlich glauben eben die Fischer des Loango, daß es, um einen guten Fischfang zu tun, lediglich darauf ankomme, immer dieselben Netze zu benützen, auch wenn diese abgenützt und zerstückt sind. Denn in diesen Netzen haben sich einmal die Fische so gerne fangen lassen [11]). Diese, der Individualpsychologie ja schon seit der Studie über den nervösen Charakter bekannte Analogie erleichtert uns nun auch das Verständnis der primitiven Riten, die ja nach *Jare Harrinsons* nicht widerlegter Theorie, die in Szene gesetzten Mythen sind [12]). Der Zweck dieser rituellen Darstellungen des Mythos ist imitative Magie. Wenn man den Mythos in allen Einzelheiten darstellt, dann hat man eigentlich bewiesen, alles genau so tun zu können, wie der Ahnherr es getan hat. Dann ist man dem Ahnherrn gleichwertig und darf erwarten, erfolgreich zu sein, wie er es war. „Und jeder Darsteller, spielt einen Ahnherrn, der zugleich auch ein totemistisches Tier ist und so täuschend wahrheitsgetreu will der Schauspieler seine Rolle spielen, daß er sich einer Maske bedient, denn die Maske ist für den Kopf das, was die Haut für den übrigen Leib ist. Der Mann, der sich eine Maske aufsetzt, die einen Vogel darstellt, verwandelt sich zum Teil wenigstens in diesen Vogel, sowie derjenige, der sich in eine Bären- oder Wolfshaut einhüllt, ipso facto ein Bär oder ein Wolf wird [13]).“ Um Erfolg zu haben, muß man so tun, wie wenn man derjenige wäre, der einmal diesen Erfolg hatte. Wenn man darstellt, wie, dem Mythos zufolge, der Ahnherr sich einst beim Fischen anstellte, danen wird man mit einem Schlag ein guter Fischer sein.

Und es wäre ungerecht, hierin nicht auch etwas Positives sehen zu wollen. Empfiehlt nicht *Pascal* dem Skeptiker, der gläubig werden will, sich zunächst in ganz äußerlichen Dingen so zu verhalten, wie der bereits wahrhaft Fromme [14]). Und fühlen wir uns nicht an Ähnliches erinnert, wenn der individualpsychologische Therapeut einem gegen seine Familie aufgelehnten Patienten den Rat gibt: „Tun Sie so, als ob Sie freundlich und liebevoll wären, auch wenn Sie es in Wirklichkeit nicht sind.“ Wenn einer einmal *Freundlichkeit gespielt hat*, so getan hat als ob ...., dann ist ja seine Einstellung eine ganz andere. Dann kann er ja gar nicht mehr so sein wie früher (Prof. *Adler*, Wiener Vorlesung, Sommer 1934).

Die Riten scheinen also den Zweck zu haben, eine günstige Disposition zu erfolgreichem Tun herzustellen. Um so befremdlicher ist es, daß der utilitäre Charakter dieser Riten vielfach von den Eingeborenen in Abrede gestellt wird. Sie führen etwa Tänze auf, um die Wolken zum Regenspenden geneigt zu machen. Sie leugnen aber sehr oft strikte, diesen Zweck zu verfolgen. Befragt, warum sie denn diese komplizier-

---

[11]) Surnaturel 121.
[12]) Themis, Cambridge 1912.
[13]) Surnaturel 125.
[14]) Suivez la manière par où ils ont commencé: c'est en faisant tout comme s'ils crogaient, en prenant de l'eau bénite, en faisont dire des messes, etc. ..... (*Pascal:* Pensées, hrgb. v. *Brunschvieg*, 1897, III, 233).

ten Feierlichkeiten eigentlich veranstalten, antworten sie: „Weil es so Sitte ist! — Weil die Ahnen es befohlen haben!“ [15]) Diese etwas unverblümte Art, dem utilitär eingestellten Betrachter das Konzept zu verrücken — wird aber den Individualpsychologen nicht wundern. Denn dieser weiß, daß sich der Primitive ja erniedrigt fühlen muß, wenn er zugeben soll, daß ihm zur Erreichung eines Zwecks, etwa damit es regnet, diese oder jene Zeremonie nötig sei. Sollte es nach Absolvierung der Feierlichkeiten nicht regnen, dann müßte der Eingeborene ja zugeben, daß sein Bemühen zwecklos war, daß er hilflos ist. Stellt er sich aber darauf ein, den Erfolg nicht unbedingt zu erwarten, dann ficht ihn ja das Nichteintreffen des Erfolges nicht weiter an, denn er hat ja alles nur getan, „weil es die Sitte verlangt“.

Nur nie den Kontakt verlieren mit der Situation der Kindheit (des Mythos)! So erklärt sich uns denn auch, die z. B. von *Lord Raglan* [16]) so besonders scharf betonte Tatsache, daß der Primitive für Gesetzgebung nichts übrig habe. Im Bestreben, den Kontakt mit dem, was einmal erfolgreich war, nicht zu verlieren, erben sich seine Gesetz' und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Weit entfernt davon, an den Gesetzen etwas ändern zu wollen, begnügt er sich damit, Kommentare herzustellen und tut immer so, als ob es sich zu allen Zeiten immer nur um jene Situationen handelte, für die die alten Gesetze geschaffen waren. So hat denn ein so großer Legislator wie *Hammou-rabi* nur dem regionalen Recht eines kleines Territoriums für ein größeres Gebiet Geltung verschafft [17]). So ist auch das ganze römische Recht bekanntlich nur ein Kommentar zu dem Zwölftafelgesetz der Dezemvirn. So geht selbst noch aus einem das moderne französische Recht des 19. Jahrhundert behandelnden Werk hervor, wie sehr die „*Tatsachen* oft gegen das *Recht* protestieren, wie sehr die Rechtsexegese zu Konzessionen genötigt ist, zu versuchen, die Auslegung geschmeidiger zu machen — bis zur Kasuistik, bis zur Hypokrisie.“ Man will so die Kontinuität auf Kosten der Aufrichtigkeit gewahrt wissen [18]).

Es ist leichter, sich an das Gewohnte zu halten, als sich unvermittelt mit einer Tatsache in Beziehung zu setzen. Und so ist Vieles im Leben des Primitiven verständlich als ***Bestreben, es sich leichter zu machen.*** Wie unerträglich wäre ihm der Gedanke, gegen den Tod völlig hilflos zu sein. Viel leichter erträglich, wird ihm die Tatsache des Todes wenn er denken kann, „daß der Tod fast niemals normal ist.“ [19]) Wenn jemand stirbt, ist er verhext worden. Und es muß nun hochnotpeinlich gegen den Verdächtigen vorgegangen werden. Dies ist kostspielig, langwierig, qualvoll — doch viel erträglicher als der Gedanke, daß gegen den Tod der Mensch einfach machtlos ist. Auch Krankheit gilt zumeist als Verhexung, denn es ist doch erträglicher zu denken, daß man dem

---

[15]) *Lévy-Bruhl* passim.

[16]) Tabu d. Inzestes, London 193.

[17]) *C. L. Woolley*, The Sumerians, Oxford 1928.

[18]) *Bonnecase:* La pensé juridique française de 1804 à l'heure présente, vgl. *C. Bouglé*, Bilan de la Sociologie Française Contemporaine, 1935 (103).

[19]) *Lévy-Bruhl* passim.

bösen Zauber etwa durch Beschmieren des Kranken mit Blut[20]) durch Eintauchen in das reinigende Wasser[20]) bannen kann. Es ist doch leichter zu denken, daß der Kranke etwas ausrichten kann, durch eine Beichte[20]), durch das Darbringen von Erstlingsfrüchten oder durch das Austreiben eines Sündenbocks, als zugegeben, daß Krankheit eine vis major sei.

Wenn der Blitz einschlägt, dann ist es kein Zufall, daß er diesen oder jenen Platz getroffen habe. Der Platz muß z. B. durch die Opferung einer Anzahl von Rindern entsühnt werden[21]). Dann ist der Fluch gebannt. Das ist erträglicher, als der Gedanke, daß dieser Ort keine Ausnahmsstellung einnehme, und daß an jedem beliebigen Ort der Blitz einschlagen könne. Man denke an das „Bidental" der Römer. Auf der Jagd, wo man von Gefahren umgeben ist und wo das Vorgehen des Jägers doch so lebenswichtig ist, fällt es leichter zu denken, daß man nicht allein, alle Resolutionen zu treffen hat, daß z. B. die Jagdgeräte auch einen aktiven Anteil nehmen, daß etwa die Köcher mit ihren Perlmutteraugen das Wild erspähen[22]). Und wenn die Jagd nicht ergiebig ist, dann hat eben ein Hexenmeister die Augen des Köchers geblendet[22]). Man ist nicht so verantwortlich für das Tun, „wenn die Hacke selbst in den Wald geht, den Baum abhackt ohne Angst"[23]), — so ähnlich etwa wie Macbeth, der ja für sein Vorhaben, den König zu ermorden, auch nicht so ganz allein verantwortlich sein will und daher sagt, daß der Dolch ihm den Weg zeige. (Thon marshall'st me the way that I wasgsing II. 1.)

Nichts ist so gefährlich wie Schwäche, die uns unsere Ohnmacht ins Bewußtsein bringt. Daher gilt der aus irgendeinem Grunde Schwache als „unrein", muß etwa isoliert werden und ist somit gefeit ohne seine Schwäche eingestehen zu müssen[24]). Der siegreich aus der Schlacht heimkehrende Mann ist „unrein"[25]), also in einem Ausnahmszustand. Wer ihm in die Nähe kommt, setzt sich der Gefahr aus, selbst „unrein" zu werden. So ist er davor gefeit seine Erschöpfung einzugestehen. Blutverlust schwächt, daher ist Blutverlust auch harmlosester Art den Wilden ein Greuel. Wenn ein Tropfen Blutes vergossen worden ist, fängt man ihn auf einem Blatt, wie etwas Kostbares auf, als corpus delicti[26]). Professor *Lévy Bruhl* hält es für wahrscheinlich, daß die Vorstellung von der Wichtigkeit des Fleischgenusses auf die mystische Kraft zurückgehe, die man dem Blut als dem Prinzip des Lebens, zuerkenne. In diesem Zusammenhang sei uns auch der Hinweis gestattet, daß die von der Individualpsychologie so nachdrücklich als für unsere Kultur leider noch immer charakteristische, inferiore Stellung der Frau letzten Endes darauf zurückgehen könnte, daß der Wilde es nicht über

---

[20]) Surnaturel 434, 437, 442.

[21]) *H. Lichtenstein*, Reisen in Südafrika I, 420.

[22]) *Ed. Loeb*, Mentawei religious cult. Univ. of California. Publications in Archaeology and Ethnology XXV; vgl. Surnaturel 104.

[23]) *Mayor Leonard*, The lower Niger and its tribes 181, vgl. Surnaturel 107.

[24]) Der Primitive wird natürlich niemals zugeben, daß hier nur die Schwäche dissimuliert werden soll.

[25]) Surnaturel 349.

[26]) *W. H. Bentley*, Pioneering on the Congo, Surnaturel, 341.

sich bringt, der menstruierenden Frau den Blutverlust zu verzeihen. Unsäglich sind die Qualen die der Frau in diesem Zustand von den Satzungen auferlegt werden. Ja *Lord Raglan* hält das Katamentialtabu für den ältesten der in diesem Zusammenhang greifbaren Tatbestände. Schwäche ist Gefahr für den Clan, der ja ein Ganzes bildet. Es könnte sehr wohl sein, daß der Blutverlust der Frau als etwas wie Mangel an Solidarität empfunden und so die Ursache eines tiefen Ressentiments wurde, denn wir können es nicht oft genug sagen —, es ist erträglicher zu denken, daß an einer wie immer gearteten Schwäche irgend etwas „schuld" sei und daß man dagegen „etwas tun könne". Denn eine solche Anschauungsweise läßt manche Tatsachen, die in ihrer Schroffheit niederschmetternd wirken, *kleiner*, unansehnlicher erscheinen. So ist die Tatsache des Alterns viel kleiner, viel unbedeutender geworden, wenn man sich sagen kann, daß die Menschen nur deshalb altern und sterben, weil der dumme To Kavuvu weinte[27]), als er sah, daß seine Mutter sich gehäutet habe und nun wieder jung aussehe. Er weinte solange, bis sie wieder ihre alte Haut anlegte und wieder zur alten Frau wurde. Warum hat der dumme Junge nicht bedacht, daß alle seine Nachkommen nun altern und sterben müssen, während die Schlangen sich häuten und jung bleiben? To Kavuvu war sicherlich sehr unbedacht, doch fällt es leichter zu denken, daß der Tod eigentlich nur auf ein belangloses Versehen eines Jungen zurückzuführen ist. Die Menschen, die das denken können, fühlen sich vor der Majestät des Todes nicht mehr so unendlich klein, so ähnlich etwa wie der Delinquent im Zuchthaus die für ihn erniedrigende Tatsache, erwischt worden zu sein, zu verkleinern trachtet. Er habe eben irgendwo seinen Zwicker oder einen Knopf verloren und dieses Nichts habe seine Verfolger auf die Spur geführt. So ist mancher Held groß und unverwundbar und was ihn zu Fall gebracht, ist eine ganz belanglose „Achillesferse". — Wie grenzenlos müßte z. B. der Schmerz dieser jungen Mutter sein, deren Söhnchen vom Alligator geholt worden war[28]). Sie hatte das Unglück schon so oft vorausgesagt, und hatte endlich Recht behalten. Wie kommt die Frau zu diesen Vorahnungen? Kaum dürften wir fehlgehen, wenn wir auch hierin jene Tendenz, es sich *leichter* zu machen, feststellen. Oft und oft mag die Mutter ihr Söhnchen vor dem Alligator gewarnt haben[29]). Oft und oft mag sie von ihrer Arbeit (Zerreiben des Sago) davon gelaufen sein und die Freude gehabt haben zu sehen, daß ihr Kind lebt. Da triumphierte sie eben, weil das Kind am Leben war. Als ihre böse Ahnung Wirklichkeit wurde, — was war da die einzige Linderung, *Erleichterung* ihres Schmerzes? Das erhebende Bewußtsein, *es ja vorausgewußt zu haben.* Erinnert uns dies nicht ein wenig an den von Prof. *Adler* (1934) be-

[27]) *P. Josef Meier*, M. S. C. Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel 1909; vgl. Myth. Prim. 170. Die Einstellung des Primitiven ist sicherlich „mystisch". Für uns heißt das jedoch nur, daß er Zwecke verfolgt, ohne es sich einzugestehen, ohne den Zweckcharakter seines Handelns zu verstehen und zuzugeben.

[28]) *G. Landtman*, The Kivai Papuans p. 127; vgl. Surnaturel 34 ff.

[29]) Als Beispiel für unermüdliches Wiederholen einer Befürchtung vgl. *Bleek and Sloyd*, Specimes of Bushman folklore p. 201 ff. (apud Surnaturel 36).

schriebenen Fall des jungen Mannes, der plötzlich an der „Vorahnung“ litt, seine Mutter sei gestorben. Aufgefordert, ihr doch zu schreiben und sich so Gewißheit zu verschaffen, lehnte er ab. Natürlich, denn wenn er die Sache im Unklaren läßt, kann er auf jeden Fall nur gewinnen. Ist seine Mutter gestorben, dann hatte er ja Recht und ihr Tod ist Grund genug für die Unterbrechung der Beziehungen mit seiner Mutter. Ist sie aber nicht gestorben, dann hat er die Beziehungen eben abgebrochen, im „guten Glauben, daß sie tot sei. Und in keinem der beiden Fälle ist es daher für ihn demütigend, in jedem der beiden Fälle ist es *belangloser* geworden, von ihr etwa nicht mehr unterstützt zu werden, denn von einer verstorbenen Mutter kann man nicht unterstützt werden.

Wir versuchten zu zeigen, daß auch das scheinbar Unvernünftige, Mystische im Verhalten des Primitiven mit Hinblick auf sein ihm mehr oder weniger bewußtes Ziel sinnvoller erscheinen kann. So vorbereitet werden wir vielleicht auch manche, schier ganz unfaßbar erscheinende Berichte über das Verhältnis der Primitiven zu den Tieren individualpsychologisch verstehen. Die ‘Mythologie Primitive’ lehrt uns, daß die Bedeutung der Tiere im Leben der Wilden kaum hoch genug eingeschätzt werden kann. Immer das Ziel des Handelns im Auge behaltend, müssen wir uns nun fragen: Wozu kann es dem Primitiven dienen, etwa steif und fest zu behaupten, daß z. B. die Frau eines Buschmannes sich nötigenfalls auch ohne weiteres in eine Löwin verwandeln könne? Was will sich der Primitive mit solchen Behauptungen etwa leichter machen? Zunächst dürfen wir uns den Hinweis nicht ersparen, daß auch im Leben des Zivilisierten die Tiere zuweilen eine nicht ganz leicht einzugestehende Rolle spielen. So viele Schimpfwörter sind Tiernamen und haben doch offenbar den Zweck, nur in abgeschwächter Form, zum Ausdruck zu bringen, daß der Schimpfende geneigt ist, einen Mitmenschen nicht als Menschen sondern als ein Tier anzusehen. Wenn auch hierin nicht viel Aggession deutlich wird, so mag doch ein Beispiel zeigen, daß der Mensch der den andern mit einem Tiernamen belegt, unter Umständen dies deshalb tun kann, weil er geneigt ist, gewisse Konsequenzen daraus zu ziehen: Eine Gruppe ehrgeiziger Höflinge will den hochverdienten Lord Protektor aus dem Wege räumen. Es fällt nur schwer, ihm etwas vorzuwerfen. Da sagt sein Feind Suffolk: „Sterb’ er, sintemal ein Fuchs er ist, als Feind der Herde von Natur bewährt, eh purpurn Blut den Rachen ihm befleckt.“ [30]) Die Metapher „Fuchs“ hat den Zweck zum Vorgehen gegen den Protektor zu ermutigen. Wenn man die Sache so ansieht, als wäre er ein Fuchs, dann fühlt man sich besser berechtigt, zu einem Schritt, den man nüchtern gesehen, nicht eben so verantworten könnte. Aber ein Fuchs muß eben unbedingt getötet werden, *noch bevor* er schaden kann. — Der Lustmörder der immer als „Fuchs“ zeichnete und auch tatsächlich seine Opfer wie ein Fuchs zerfleischte, — wollte er damit nicht sagen: „Ich bin eben ein Fuchs. Und man kann von mir

---

[30]) .... let him die, in that he is a fox, By nature prov’d an enemy tho the flock, Before his chaps be stain’d with crimson blood (Shakespeare, Heinrich VI., 2. Teil, III, 1).

nicht verlangen, daß ich anders handle, als ein Fuchs."[31]) — Zur Zeit einer Hungersnot kommt es sehr oft vor, daß ein hungernder Mensch seinen Mitmenschen haluzinatorisch als etwas Eßbares, etwa als ein Huhn erblickt. Es ist dies im Grunde dasselbe, wie wenn er schimpft: „Du bist ein Huhn." Nur ist der Grad von Aktivität gesteigert, denn möglicherweise zieht er die Konsequenz und frißt den von ihm als Huhn Erblickten, auf. Seine Haluzination hat den Zweck, ihn zur Ausführung eines schwierigen Vorhabens *anzukurbeln.* Umso weniger wird es uns nun wundern, wenn von einer Frau des Buschmannes behauptet wird, sie verwandle sich in eine Löwin. — Da geht ein Buschmann mit einer seiner Frauen über Land[32]). Sie sind hungrig und da eine Zebraherde vorbeistreicht, fordert er seine Frau auf, doch als Löwin ein Zebra anzufallen. Er wird sich vor ihr fürchten, ja, doch lieber Furcht, als Hungers zu sterben! Sie verwandelt sich in eine Löwin. Schreckerfüllt klettert er auf einen Baum, sie stürzt sich auf ein Zebra, beißt es tot und wird wieder ein Mensch. Wir müssen dabei bedenken, daß es ja für beide tatsächlich das beste Mittel war, sich gegenseitig haluzinatorisch zu überzeugen, daß sie eine Löwin sei. So kommt der Mann über die peinliche Tatsache hinweg, daß die Frau unternehmender ist als er. (Vor einer Wunder wirkenden Frau braucht er sich ja nicht zu schämen!) Durch seine Angst, durch den Sprung auf den Baum, beweist er ihr immer überzeugender, daß sie eine Löwin ist und daher auch tun kann, was eine Löwin vermag. So gelingt es ihnen, sich zum Entschluß, sich zu kühnem Handeln anzukurbeln. So weit dieses Märchen[33]). Nun hören wir noch, was als Faktum, nicht einmal als Märchen erzählt wird[34]): Ein Verwaltungsbeamter im Togogebiet hatte unter seinem Bett eine Hundefamilie, die Mutetr und die Kleinen, einquartiert. Einmal ließ ihn das Geknurre der Hündin nicht einschlafen. Er stand auf, und entdeckte die Ursache ihrer Unruhe: eine Hyäne lag unter einer Bank. Er rief man solle ihm ein Gewehr bringen. Da bat die Hyäne, nicht zu schießen. Sie sei ja in Wirklichkeit eine Frau. Einige Eingeborene eilten herbei und wurden Zeugen, wie die Hyäne ihr Eindringen zu rechtfertigen suchte. Der Hunger hätte sie angetrieben sich zu verwandeln, auf die Hündchen Jagd zu machen. Man ließ sie laufen. Alle waren überzeugt davon, richtig gesehen und gehört zu haben. Nur ein Europäer behauptete, er habe nur eine nackte Frau gesehen. Allein damit bewies er, „daß ein Europäer eben nicht dasselbe sehen kann, wie ein Afrikaner". Wir hingegen glauben zwar, daß es dem Primitiven sicherlich leichter fallen mag als uns, Symptome, wie Haluzinationen, in sich zu entwickeln. Wir würden uns jedoch auch in diesem Falle bemühen, den Zweckcharakter der Erscheinung festzuhalten. Wir würden zunächst von dem Verwaltungsbeamten erfahren wollen, ob er vielleicht den Frauen nicht sehr gut gesinnt sei. Wir könnten dann verstehen, warum der sich einsam Fühlende Misogyn eine Hundefamilie bei sich

[31]) Prof. *Adler:* Wiener Vorlesung 1934.
[32]) *C. J. Andersson,* The lion and the elephant, vgl. Myth. Prim. 276.
[33]) Das von den Eingeborenen als Tatsache aufgefaßt wird.
[34]) *A. W. Cardinall,* Tales told in Togoland p. 13 ff.; Myth. Primit. 274.

beherbergte. Konnte er sich da nicht immer wieder sagen, „daß ein Hund eine bessere Mutter ist als ein Weib“. Konnte er nicht so halb und halb davon träumen, daß im Vergleich mit „dieser braven besorgten Hundemutter die Weiber einfach Hyänen seien, die man niederschießen sollte“. Wenn er nun tatsächlich die Frau als Hyäne sieht, so kurbelt ihn dieser haluzinatorische Eindruck zu einer Handlungsweise an, die seiner Animosität entspricht. Auch die offenbar hungrige Frau geht darauf ein, denn als Hyäne kann sie sich ja das Eindringen in die Behausung dieses Mannes gestatten. Als Frau könnte sie diesen Schritt nicht verantworten[35]. Es ist auch nicht weiter verwunderlich, daß die Umstehenden den Sachverhalt anerkennen, denn auch sie können ja stündlich in Situationen kommen, deren Schwierigkeit auf ähnlichem Wege gelöst werden möchte. Sie stellen sich darauf ein, in diesem Fall eine Hyäne zu sehen. Dies ist ihnen eine Übung im Halluzinieren für später.

Die primitive Mentalität zeichnet sich somit tatsächlich durch den Mangel an kritischem Sinn für reale Zusammenhänge aus. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß im Verhalten des Primitiven nicht sehr vieles sinnvoll wird, wenn man das den privaten Zwecken entsprechende, uneingestandene Ziel des Betreffenden immer festhält. Wozu braucht der Primitive diesen und jenen Aberglauben? So könnte man fragen. Und hier, so möchten wir mit aller Vorsicht vermuten, *ist vielleicht auch ein Weg zu ihrer pädagogischen Beeinflussung.* Der individualpsychologische Forscher würde nicht versuchen, diesen Verwaltungsbeamten davon abzubringen, daß eine Frau auch eine wirkliche Hyäne sein kann, er würde nicht auf das Symptom selbst eingehen, sondern ihm freundlich zu verstehen geben, daß die Frauen vielleicht doch nicht gar so schlecht sind, daß er, der Beamte, vielleicht persönlich schlechte Erfahrungen mit Frauen gemacht habe, und daher verbittert sei, daß er eines Tages schon noch die Frau finden würde, die keine Hyäne, sondern eine gute Frau und Mutter ist. Wir würden auch der Frau zunächst begreiflich machen, daß es uns ganz verständlich, ja verzeihlich erscheint, wenn man sich aus Hunger irgendwo einschleiche, daß ein solches Verhalten durchaus nicht nur von Hyänen, sondern auch von Menshen zu erwarten sei, denn so geben wir ihr zu verstehen, *daß sie es nicht nötig hat, eine Hyäne zu sein.*

Bei aller Verschiedenheit finden wir denn, das uns aus dem Studium der Neurosen und der Delinquenz sowohl bekannte Bestreben, sich die Lösung von Schwierigkeiten auf eine sozial nicht unanfechtbare Art leichter zu machen, beim Primitiven wieder. Es ist dies jedoch nicht nur mit Hinblick auf diesen selbst wichtig, es könnte ein individuelles Studium der primitiven Seele allmählich auch in unserer Zivilisation der Erkenntnis Raum schaffen, daß der Neurotiker in seiner Art, Schwierigkeiten aufzuweichen, sich oft wie ein primitiver Mensch verhält. Vielleicht würde dann, sowie dies erfreulicher Weise schon das Schicksal der Hysterie geworden ist, auch die Nervosität nicht mehr für etwas

[35]) So ist es den Frauen z. B. strengstens untersagt, den morung (die Männerstube) zu betreten (Surnaturel 298).

so Vornehmes gelten und somit an Beliebtheit verlieren. Doch wollen wir diese Betrachtung nicht schließen, ohne uns an einen kostbaren Hinweis zu erinnern, den Frau *Dr. L. Sicher* an dieser Stelle einmal gemacht hat: Wie befremdlich uns auch das Verhalten des Nervösen anmuten mag, irgendwie ist es doch so, daß wir alle, daß seine Umgebung zumindest, mit schuld ist. Irgendwie sind wir doch zu wenig verständnisvoll gewesen, sonst wäre dieser Mensch ja vielleicht gar nie dazu gekommen, diese seine Schutzvorrichtungen (die nervösen Symptome) für nötig zu halten. Es scheint uns nun beachtenswert, daß das Wissen hievon ganz elementar, ganz primitiv, ins Folklore mancher Wilden lebt. Es erscheint da immer wieder das Motiv von dem Menschen, der eigentlich ein Tier ist, sich aber bereits bei den Menschen zurecht gefunden hat. Aus irgend einem Anlaß ist jemand schonungslos genug, ihm sein früheres Tierleben vorzuwerfen. Und in dem Gefühl, verletzt und erniedrigt zu sein, verwandelt sich der Unglückliche wieder in das Tier, das er gewesen ist und verläßt die Gesellschaft der Menschen auf Nimmerwiedersehen [36]). Ist es nicht so, als hätten diese primitiven Menschen ein freilich ganz verworrenes, ganz ungeklärtes, aber doch ein Wissen davon, daß da einer zum Menschen werden wollte, daß es ihm fast gelungen wäre. Warum konnte er nicht vollends zum Menschen werden? — Weil die Menschen um ihn herum, die als Menschen Anerkannten — weil die nicht menschlich genug waren.

Schülerbesprechung bei den Kleinsten.

Von ANTHONY BROOK (Barcelona).

Die hier mitgeteilten Schülerbesprechungen stammen aus einer französischen Privatschule in Alexandrien, für Kinder von 6 bis 12 Jahren, mit angeschlossenem Kindergarten. Nachdem ich einige Monate als Schulpsychologe mit den zirka 200 Schülern der Schule gearbeitet und in der höchsten Klasse wöchentliche Schülerbesprechungen eingeführt hatte, kamen wir mit der Direktorin überein, daß wir den Versuch machen wollten, auch einmal in der niedrigsten Klasse Schülerbesprechungen zu veranstalten. Wir gingen nicht nach einem bestimmten Plan vor, sondern vertrauten der Inspiration des Augenblicks.

Einige der Kleinsten kannten mich aus den wöchentlichen Erziehungsberatungsstunden, und in der Klasse zirkulierte die Meinung, daß ich der Abgesandte eines Kinderschutzvereins sei; ein Ausdruck, der von einem größeren Kind gefunden wurde, als die Direktorin ihnen erzählte, ich hätte in New York bei der American Character Education Society gearbeitet und ich würde Schlimmheit, Faulheit, Angst usw. ebenso heilen wie die Ärzte die physischen Krankheiten. Außer mir war bei den Besprechungen nur noch die Direktorin der Schule anwesend. Als ausge-

---

[36]) *R. Neuhauss*, Deutsch-Neu-Guinea (Myth. Prim. 243).

zeichnete Pädagogin wurde sie von den Kindern nicht gefürchtet, sondern geliebt, so daß ich die übliche Befangenheit in Gegenwart der höchsten Schulinstanz nicht zu befürchten brauchte.

Erste Schülerbesprechung.

Von den 36 Kindern der Klasse sind nur 32 anwesend: 13 Knaben und 19 Mädchen. Beim Eintritt in die Klasse setze ich mich in die erste Bank, um meine freundschaftliche Zugehörigkeit zur Kindergemeinschaft zu dokumentieren. Die Direktorin sagt den Kindern, daß wir beide keinen Unterricht geben, sondern mit ihnen über irgend etwas sprechen wollen, was sie interessieren würde. Da von den Kindern kein Thema vorgeschlagen wird, fragt die Direktorin, wer zuletzt bestraft worden sei. Es meldet sich Simon und erzählt, er wäre bestraft worden, weil er das Bein aus der Bank herausgestreckt hätte. Auf die nächste Frage der Direktorin an Simon antwortet Roby aus einer anderen Bank: „Oui, Madame." Ich frage hierauf, was für Kinder denn die Gewohnheit hätten, dreinzureden, während andere miteinander sprechen. Vincent meint, er täte es auch. Wir untersuchen gemeinsam beider Familiensituation und finden, daß Vincent ein Waisenkind ist, das zu Hause zwei ungefähr gleichaltrige Vettern hat, denen gegenüber er sich zurückgesetzt fühlt, während Roby der Kleinste zu Hause ist, nicht mitreden darf, aber trotzdem, bzw. gerade darum, immer dreinredet. Wir besprechen mit der Klasse, wie das zusammenhängt, wie diejenigen, die sich vernachlässigt fühlen, ganz automatisch dazwischensprechen und auf Fragen antworten, die nicht an sie gerichtet sind.

Auf meine Frage, wer denn Grimassen schnitte, meldet sich Simon. Wir finden, daß er zwar der Vorletzte zu Hause ist, daß aber seine kleinere Schwester besser als er lernt, so daß er eigentlich als der Letzte zu Hause gilt. Wir besprechen, wie man in solch einer Situation leicht auf die „unnützliche Seite" gerät, und machen einen senkrechten Strich in die Mitte der Tafel. Dann überschreiben wir die beiden Hälften: „nützliche Seite" und „unnützliche Seite". Wir fragen die Kinder, wohin man „Dreinreden" schreiben solle. Einstimmig erfolgt die Antwort: „Auf die unnützliche Seite." Dasselbe bei „Grimassenschneiden" und „Beinrausstrecken".

Die Offenheit der Kinder ermutigt mich zur Aufforderung, die Schlimmsten der Klasse mögen sich melden. Es erheben sich sechs Jungen, deren Aufrichtigkeit ich anerkenne. Dann schreibe ich die Namen an die zweite Tafel und lasse die Kinder, nach Geschlechtern getrennt, abstimmen, ob die Selbstmelder wirklich schlimm seien. Dabei ergibt sich folgendes Bild:

Selbstmelder	*Verurteilende Knaben*	*Verurteilende Mädchen*
Max	—	—
Emile	4	—
Gaston	—	—
Edgard	1	10
Simon	1	5
Roby	4	—

Ich frage Samy, den einzigen Jungen, der seine Stimme gegen Edgard abgab, warum er Edgard verurteilt hätte. (Samy war früher der größte Raufer der Klasse und war kurze Zeit vor der Klassenbesprechung mit einem vollkommen geänderten Lebensstil aus der Behandlung in der Erziehungsberatung hervorgegangen.) Er meint, Edgard schlüge die Mädchen. Ich spreche die Vermutung aus, Edgard habe wohl eine Schwester zu Hause, mit der er sich schlecht verträgt. Dies erweist sich als richtig, denn Edgard (7½) hat eine Schwester, Adria, 1½ Jahre älter als er, mit der er sich ständig prügelt. Ich sage, er sei wohl der Ansicht, daß seine Mutter Adria lieber hätte, weil sie brav sei. Edgard bejaht dies. Hierauf setze ich in die Mitte der ersten Tafel, die schon vorher in eine „nützliche" und eine „unnützliche Seite" geteilt worden war, ein riesiges „M", das „Maman" repräsentieren soll, und versehe die beiden Seiten mit den Untertiteln „Seite des Bravseins" und „Seite des Schlimmseins". Die Tafel zeigt nun folgendes Bild:

UNNÜTZLICHE SEITE[1] *NÜTZLICHE SEITE*[1]

Dreinreden
Grimassenschneiden
Beinrausstrecken

SEITE DES SCHLIMMSEINS



SEITE DES BRAVSEINS

(Maman)

Ich sage dann zu den Kindern: „Ich werde Euch eine Geschichte erzählen" und fahre in erzählendem Tone fort:

„Ein Junge hatte eine Schwester, die von seiner Mutter viel mehr beachtet wurde als er. Darum schlug er sie; denn er war auf sie eifersüchtig. Damit stellte er sich immer wieder auf die Seite des Schlimmseins (hierbei setze ich ‚der Junge' auf die entsprechende Seite der Tafel), die sich hinter dem Rücken seiner Mutter befand. Denn sie schaute, genau so wie es jeder Mensch tut, lieber in die Richtung des Bravseins. Die Schwester wurde von ihrer Mutter nicht darum mehr beachtet als der Junge, weil die Mutter sie lieber hatte als ihren Jungen, sondern weil sich die Schwester eben auf der Seite des Bravseins befand (hierbei setze ich ‚die Schwester' auf die genannte Seite der Tafel). Wenn der Junge seine Schwester prügelte, so drehte sich zwar die Mutter nach ihm um, aber nur für kurze Zeit, gerade nur, um ihn zu strafen. Dann schaute sie wieder vorwärts. Als der Junge das verstanden hatte . . . . . Was machte er da, Edgard?"

Edgard: „Er sprang hinüber auf die Seite des Bravseins."

Brook: „Und wurde von da ab ebenso gut gesehen und beachtet wie seine Schwester."

---

[1]) In den individualpsychologischen graphischen Darstellungen pflegt die „unnützliche Seite" rechts von der „nützlichen" dargestellt zu sein. Ich habe dies geändert, denn eine Bewegung nach rechts entspricht im Empfinden der meisten Menschen einer Vorwärtsbewegung, während das „Abschwenken auf die unnützliche Seite" als eine Rückwärtsbewegung empfunden und darum besser als nach links gerichtet, dargestellt wird.

Ich frage dann noch, ob denn auch Mädchen schlimm wären. Die Klasse (Buben und Mädchen) meint, daß nur die Jungen schlimm seien. (Es ist an den Gesichtern zu erkennen, wie sie da zu einer Kollektiverkenntnis gekommen sind, die sie selbst überrascht.) Nur Edgard meldet sich — scheinbar sitzt die Erkenntnis, daß er seine Feindseligkeit gegen die Schwester auf die anderen Mädchen überträgt, nicht tief genug (er wird für die Erziehungsberatung vorgemerkt) — und beschuldigt einige seiner Nachbarinnen. Die ganze Klasse meint, diese Mädchen hätten sich immer nur gegen ihn verteidigt. Da läutet die Glocke, wir verabschieden uns von der Klasse mit der Aufforderung, die Jungens möchten während der folgenden Woche, bis zu unserem nächsten Klassengespräch, versuchen, sich gleichfalls auf die Seite der Bravheit zu stellen.

Zweite Schülerbesprechung.

Über diese Schülerbesprechung, die eine Woche später stattfand, liegt ein stenographisches Protokoll vor, das ich nun in Übersetzung mitteile:

Brook (beim Eintritt in die Klasse, bzw. nachdem er in „seiner“ Bank Platz genommen hatte): „Sag' einmal, Max, wie kommt das, daß Du dich das letzte Mal als schlimm gemeldet hast, während die Klasse Dich gar nicht schlimm findet?“

Max: „Ich war gegen die Lehrerin ungezogen.“

Brook: „Und Du, Gaston?“

Gaston: „Ich war schlimm während der Geographiestunde.“

Brook: „Über das Schlimmsein gegen die Lehrerinnen werden wir ein anderes Mal sprechen; Ihr seht, daß Eure Kameraden Euch aus diesem Grunde gar nicht verurteilt haben. Wir wollen diesmal wieder nur das Schlimmsein gegen die Mitschüler besprechen. Zwei kleine Vögel haben mir vor der Schultüre erzählt (ich gebrauchte diesen Ausdruck, um das Interesse der Schule an Bravheit nicht zu betonen und um den Kindern den Gedanken zu vermitteln, daß ihr Verhalten auch über die Schultür hinaus von Bedeutung sei), daß Edgard die ganze Woche lang den Mädchen gegenüber gar nicht schlimm war. Das freut uns sicherlich alle . . . . . Sag' einmal, bei welchen Gelegenheiten warst du schlimm gegen Mädchen?“

Edgard: „Wenn sie mich ärgerten.“

Brook: „Was machten sie da?“

Edgard: „Sie wollten nicht mit mir spielen; dann hab' ich sie gehauen.“

Brook: „Siehst Du, das war so: Erst hast Du die Mädchen immer gehauen, einfach weil sie Mädchen waren, wie Deine Schwester. Dann wollten sie natürlich nicht mit Dir spielen, weil Du sie immer gehauen hattest. Dann hast Du sie wieder gehauen, weil sie nicht spielen wollten. Du siehst, mit Hauen kann man niemanden zum Mitspielen zwingen . . . . Habt Ihr schon jemanden gesehen, der nach oben haut?“ (Ich zeige die entsprechende Bewegung.)

Die Klasse: „Nein.“

Brook: „Eben, man kann gar nicht nach oben hauen, man haut immer von oben nach unten. Gehaut werden tut nicht nur weh, es setzt auch

herab, und das erträgt keiner; genau so wie keiner immer unten sitzen bleiben will, wenn Ihr auf den Wippen im Hof spielt, während der andere oben sitzt. SCHLAGEN ist Obensein auf der Wippe, GESCHLAGEN WERDEN Untensein. Jungens pflegen zurückzuschlagen, damit setzen sie sich auf der Wippe wieder hinauf; Mädchen machen's anders. Sie verweigern das Mitspielen, und dann ist der, mit dem man nicht spielen will, unten auf der Wippe . . . . Wie muß die Wippe stehen zwischen zwei Kindern, damit Friede herrscht?"

Die Klasse: „Sie muß gerade stehen. Die beiden Seiten müssen gleich weit von der Erde sein. Beide müssen gleich hoch sitzen."

Brook: „Ich lade Emile, Simon und Roby ein, uns am Samstag Nachmittag hier in der Schule zu besuchen. (Zeit der Erziehungsberatung.) Jetzt wollen wir einmal sehen, wer die besten Jungens in der Klasse sind. Wir werden zuerst die Mädchen fragen und dann abstimmen, Buben und Mädchen separat. Wir schreiben alles an die Tafel." (Die Tafel zeigt dann:)

Die Ritter	*Mädchenstimmen für sie*	*Knabenstimmen für sie*	*Insgesamt*
Vincent	15	10	25
Samy	15	9	24
Gaston	13	8	21
Joseph I	17	11	28
Joseph II	17	10	27
Henry	10	5	15
Edwin	18	7	25
Max	17	10	27

Brook: „Wie ist das mit Vincent? Warum ist er so beliebt?"

Mädchenstimmen: „Er ist nett, er läßt immer mitspielen."

Brook: „Und wie steht es mit Samy?"

Mädchenstimmen: „Er ist gut. Er läßt mitspielen, wenn er Kapitän ist."

Brook: „Joseph I hat die meisten Knabenstimmen, warum ist er bei den Knaben so beliebt?"

Samy: „Er ist sehr gut, er teilt immer, wenn er etwas hat."

Joseph II: „Ich teile auch immer mit ihm, wenn ich etwas habe. Er ist gut; er will gern, daß man zu ihm ins Haus kommt."

Andere Jungen: „Joseph I ist nicht geizig. Er lädt immer ein, daß man zu ihm spielen komme."

Mädchen: „Er ist nett. Er läßt mitspielen. Wenn jemand keine Zehn-Uhr-Jause mitgebracht hat, gibt er ihm seine."

Brook (zur Direktorin): „Wie einfach hier das Leben ist! Es genügt, daß man mitspielen läßt bei den Gemeinschaftsspielen. Es wäre schön, wenn die erwachsenen Spielkapitäne die anderen auch so gleichberechtigt mitspielen ließen. (Zu den Kindern:) Am Jahresende werden wir eine neue Liste der beliebtesten Jungen der Klasse an die Tafel schreiben; hoffentlich kommen dann alle Jungens an die Tafel . . . . Wie kommt das, daß bei Joseph I 4 Stimmen fehlen, er hat nur 28 von 32?"

(Wir finden gemeinsam, daß der Junge für sich selbst nicht abgestimmt hat, daß Edwin ein Neuankömmling ist, der uns nicht versteht,

weil er noch kein Französisch kann; Mary und Dora erklären lakonisch: „Er ist ein Junge.“ Es scheint bei ihnen das umgekehrte Problem vorzuliegen als bei Edgard; ich merke es mir für eine spätere Besprechung vor. Diesmal möchte ich Roby, einem der Selbstmelder der ersten Besprechung, den ich in der Zwischenzeit in der Erziehungsberatung hatte, gern Geltung in der Gemeinschaft verschaffen und frage darum:)

Brook: „Wie viele Stimmen gibt es für Roby?“

(Man zählt 25 Stimmen; 16 Mädchen und 9 Knaben stimmen für Roby. Er ist ein schwächlicher Junge, der schlecht lernt und sehr entmutigt ist durch zwei besserlernende, größere Brüder, mit denen er in ständigem Kampfe liegt. In der ersten Besprechung haben wir ihn bereits als Dreinredner kennengelernt. Im Gegensatz zu Edgard, der zu Hause eine ältere Schwester hat, steht Roby, der zu Hause mit älteren Brüdern kämpft, mit den Mädchen sehr gut. Ihre Spiele entsprechen übrigens seiner Körperschwäche und Entmutigung mehr als die der Knaben. Seine Popularität bei den Mädchen drückt sich in der Abstimmung klar aus, er erhält 16 von den 19 „weiblichen“ Stimmen.)

Brook: „Wenn 25 Mitschüler für Roby stimmen, dann kann er doch nicht schlimm sein, wie er das letzte Mal gesagt hat.“

Stimmen: „Man spielt mit ihm, aber er ist schlimm. Auch macht er die Lehrerin immer böse.“

Brook: „Das ist eine andere Art Schlimmsein; aber wer möchte Roby gerne helfen, gegen die Lehrerin nicht schlimm zu sein? Wie könnte man das machen?“

Stimmen: „Wenn er etwas Schlechtes tut, wird man ihm sagen, daß er so etwas nicht tun soll. Man muß Roby sagen, daß er nur dann sprechen soll, wenn man ihn fragt.“

(„Man wird“, „man muß“ — „On dira“, “il faut dire” — keine der Stimmen sagt: „ich werde“, keines der Kinder scheint sich selbst allein bedeutungsvoll genug für die Aufgabe zu empfinden; der Gemeinschaft aber trauen sie diese zu.)

Brook: „Josef I, was wirst Du für Roby tun?“

Josef I: „Wenn er etwas Schlechtes tun will, werde ich ihm sagen, er soll es nicht tun.“

Roby: „Ich mache die Zeichenlehrerin immer böse.“ (Man bespricht, wie und warum er dies tut und wie er von nun ab sich anders verhalten könnte.)

Brook: „Warum sind die Mädchen artiger in der Schule als die Knaben?“

Samy: „Wenn die bösen Buben sprechen, dann hören die Mädchen nicht zu.“

Brook: „Ich bin überzeugt, daß Ihr im nächsten Schuljahr und der nächsten Klasse alle artig sein werdet. (Stimulierender Vertrauensvorschuß mit Schonzeit.) Wer war nicht brav zu Hause während der letzten Woche?“

Emile: „Ich habe meine kleine Schwester geschlagen.“

Brook: „Täglich?“

Emile: „Ja.“

Die Direktorin: „Seine kleine Schwester ist auch bei uns in der Schule, er ist immer sehr schlimm zu ihr."

Brook (zu Emile): „In welche Klasse geht Deine Schwester?"

Emile: „In den Kindergarten."

Brook (den automatisch auftauchenden Gedanken unterdrückend: „Und Du, großer Junge, schlägst so ein kleines Kind?"): „Sagt sie es Deinem Vater und Deiner Mutter?"

Emile: „Meiner Mutter."

Brook: „Und was tut Deine Mutter?"

Emile: „Sie haut mich."

Brook: „Ich werde eine Geschichte an die Tafel schreiben" (schreibt):

„Ein Junge haut seine kleine Schwester,
Die kleine Schwester sagt es Mama,
Mama haut den Jungen."

„Wir können auch eine andere Geschichte schreiben" (schreibt):

„Wenn der Junge die kleine Schwester nicht hauen würde,
dann hätte die kleine Schwester nichts zu klagen und
dann würde die Mutter den Jungen nicht hauen."

„Wie wär's Emile, wenn Du Deine Schwester heute nicht hauen würdest?"

Emile: „Sie macht mich lachen."

Brook: „Und dafür haust Du sie? Lachen ist doch etwas Angenehmes? Was tut sie sonst noch?"

Emile: „Nichts."

Brook: „Warum haust Du sie dann?"

Emile: „Sie reizt mich."

Brook: „Wie tut sie das?"

Emile: „Sie sagt dem Diener, er möge mich hauen."

(Emiles Fall scheint Spezialbehandlung zu erfordern, auch läutet die Glocke schon.)

Brook: „Wie wäre es, wenn Du am Samstag Nachmittag zu uns kämest und uns über Deine Schwester mehr erzählen würdest?"

*

Ich teile diese Besprechungen mit, um zu zeigen, auf welche Weise sich die Grundideen der Individualpsychologie — unter Zuhilfenahme der graphischen Darstellung — auch den Kleinsten vertraut machen lassen und zwanglos im Laufe der Gespräche mit ihnen auftauchen. Man wird, in einer den Kindern zugänglichen Form, die „nützliche" und „unnützliche Seite", den „Teufelskreis", die „Logik des menschlichen Zusammenlebens", die die gemeinschaftsfreundliche Attitude zur einzig glückbringenden macht, die „Flucht vor jeder Minderwertigkeitsposition" in unseren Gesprächen wiederfinden.

Auf Grund meiner Erfahrungen halte ich die Klassenbesprechung für die wichtigste Tätigkeit des Schulpsychologen oder des psychologisch in seiner Klasse arbeitenden Lehrers. Wenn auch schwierigere Fälle Einzelbehandlung erfordern, so habe ich doch immer wieder gesehen, daß auch die kleinsten Schulkinder fähig sind, in den Schülerbesprechungen Gehörtes, das sich auf Klassenkameraden oder auf in „Märchen" erwähnte Kin-

der bezog, auf sich anzuwenden und in ihrem eigenen Leben zu verwerten. Es ist auch häufig, daß Kinder einander vom „Schlimmsein“ mit dem Hinweis auf das eine oder andere Detail aus der Klassenbesprechung zurückhalten. Äußerst wichtig ist, wenn man solche Resultate erreichen will, die Bildhaftigkeit der Ausdrucksweise. So z. B. haben sich die Wippe zur Illustration des Kampfes zwischen Gegenspielern, die Aufteilung der Tafel in eine „nützliche“ und eine „unnützliche“ Seite, das riesige M (Maman) mit den Seiten des Bravseins und Schlimmseins, wobei Maman immer in die Richtung des Bravseins schaut, immer wieder als die besten Schlüssel zum Tor des kindlichen Verständnisses erwiesen.

Jim's Frankenstein.

Von LAWRENCE E. OPEDAL (New York).

Jim, neunzehn Jahre alt, kam zu mir, weil er ein verwirrter und unglücklicher Junge war. Seine Schwierigkeiten waren, so weit sich bei der ersten Besprechung herausstellte, die folgenden:

1. Jede Nacht vor dem Einschlafen lag er zwei bis drei Stunden wach und erwog, ob er aufstehen und die Mitglieder seiner Familie mit einem Küchenmesser töten solle.

2. Wenn er in einer Untergrundbahnstation war, hatte er einen starken Drang, Leute von der Plattform auf die Schienen des einfahrenden Zuges hinunter zu stoßen. Um dies nicht zu tun, mußte er sich in den Hintergrund der Plattform zurückziehen, von wo die Ausführung dieses Wunsches unmöglich gewesen wäre.

3. Eines Tages lagen er und ein anderer Junge bäuchlings auf einem Spielplatz. Jim spielte mit einem Taschenmesser, als er plötzlich das Messer in den Rücken des Freundes stoßen wollte. Er mußte das Messer schließen und in die Tasche stecken, um sich an der Ausübung zu verhindern.

4. Nicht lange danach war er mit einem Freund auf dem Dache eines Hauses und beide schauten über dessen Rand auf die Straße. Jim fühlte das Verlangen, seinen Freund vom Dach auf die tief unten liegende Straße hinunter zu stoßen. Er trat zurück vom Rand, um sich dies zu verwehren.

5. Vor einigen Monaten standen mehrere Jungen um ein großes Freudenfeuer auf der Straße vor seinem Hause. Er hatte ein solches Verlangen, einen der Jungen ins Feuer zu stoßen, daß er die Gruppe verlassen mußte. Er ging auf sein Zimmer und fiel erschöpft aufs Bett.

6. Seit zwei Jahren hatte er das Gefühl, daß die linke Seite seiner Nase sich über sein Gesicht ausbreite. Die ersten fünf Tage nachdem er dies bemerkt hatte, rieb er seine Nase mit Alkohol und anderen Medikamenten ein, aber seither hatte er dies, resignierend, aufgegeben. Er hätte gerne einen Unfall, bei dem seine Nase zerstört würde. Vielleicht, meinte er, könnten Ärzte sie wieder auf gleich bringen. (In Wirklichkeit hatte er eine wohlgeformte Nase.) Die Meinung, daß seine Nase derart

verunstaltet sei, hinderte ihn am Lesen, am Sehen auf die Schultafel, kurz, an jeder Arbeit in der oder für die Schule. Da er sein Gesicht als häßlich empfand, mied er Menschen so weit als möglich.

7. Seit ungefähr zwei Jahren verkehrte er mit Homosexuellen. Während dieser Besuche spielte er eine ausschließlich passive Rolle, obwohl er von den Männern gedrängt wurde, sie auf andere pervertierte Weise zu befriedigen. Er bekam gewöhnlich zwei Dollar für jeden Besuch, aber die Männer gaben ihm Geld, wann immer er es verlangte, auch wenn er sich nicht einem Verkehr unterwarf. Je schmerzlicher die Sache für ihn war, umso mehr, wußte er, freute es die Männer. Er gab das Geld hauptsächlich fürs Kino aus, hatte aber gegen zwanzig Dollar erspart und im Schornstein des Hauses, in dem er wohnte, versteckt.

8. Er war einigemale von zu Hause weggelaufen, diesmal aber wollte er weglaufen und nicht mehr zurückkommen.

9. Er stahl Geld aus der Handtasche seiner Mutter und bis zu fünfzig Bücher aus der Bibliothek. Die Bücher verkaufte er an verschiedene Buchhändler, nachdem er die Etiketten mittels eines von ihm selbst erfundenen Verfahrens entfernt hatte.

10. Jim meinte, er sei ein so sündiger Mensch, daß er Selbstmord begehen müsse.

Jim berichtete über seine homosexuellen Praktiken im Flüsterton, zögernd und sehr beschämt. Ebenso, als er von seiner Nase erzählte, die sich über sein Gesicht ausbreite. Er hatte niemals jemandem vorher von seinen Leiden erzählt, weil die Leute ihn für verrückt gehalten hätten. Tatsächlich hielt ihn seine Familie, trotzdem sie nichts von seinen sündhaften Praktiken und von dem seltsamen Nasenleiden wußte, für verrückt. Die Jungen, mit denen er zu spielen pflegte, hatten oft Bemerkungen über die tiefen Furchen in seiner Stirne gemacht und waren auch der Meinung, daß geistig etwas mit ihm nicht in Ordnung sei. Seit mehr als einem Jahr hörten sie auf mit ihm zusammen zu kommen. Er selbst war überzeugt, daß mit seinem Gehirn etwas nicht in Ordnung und, daß ich als Psychologe wüßte, daß er verrückt sei. Seine medizinische Krankengeschichte wies einen Herzfehler auf, aber auch nicht mehr als das. Ich versicherte ihm, daß ich ihn für einen intelligenten Jungen halte, dessen Gehirn bloß *mit einer unrichtigen Auffassung des Lebens* belastet sei.

So weit sich Jim zurückerinnern kann, begann das Leben in einer dunklen Nacht als er allein in seinem Schlafzimmer war. Das Zimmer war voller bösartiger, unmenschlicher Kreaturen. Kleine Männchen, nicht mehr als 15 bis 18 cm groß, spazierten am Plafond, saßen in der Luft und schwebten im Zimmer umher. Sie waren alle mit Mistgabeln bewaffnet und sprangen abwechselnd auf sein Bett hinunter, um ihn mit ihren Gabeln zu stechen. Er kann sich noch immer der Schmerzen erinnern, die er litt, besonders an seiner linken Seite, die weniger geschützt war. Er wollte ins Zimmer seiner Eltern laufen, wagte es aber nicht, weil ein Pferd mit entblößten Zähnen nur einige Meter von seinem Bett entfernt stand, bereit, ihn in Stücke zu reißen, sobald er sich nur ein wenig

bewegte. Hinter dem Pferd waren unscharfe Umrisse vieler Teufel, die auch auf eine Gelegenheit warteten, ihn zu zerschmettern.

Jim versicherte mir, dies sei seine früheste Erinnerung und nicht etwa ein Traum. Von den tausenden Ereignissen seines frühen Lebens wählte Jim dies zu seiner frühesten Erinnerung, oder wie wir auch sagen könnten, zu der ersten Tatsache, um darauf seine Lebensphilosophie aufzubauen. Wir wissen ferner, daß er diese und andere frühe Erinnerungen wählte, weil solche Erfahrungen seine Auslegung seines Verhältnisses zu seiner Umgebung darstellten.

Mit Hilfe der Erfahrung der Individualpsychologie sind wir in der Lage, weiter ins Leben Jim's zurückzuschauen, als er selbst sich zurückerinnern kann. Wir erkennen die Erinnerung als die eines verzärtelten Kindes und wissen, daß er vor der Zeit seiner Erinnerung Verzärtelungen empfangen hatte, die ihm in der Zeit seiner Erinnerung nicht zuteil wurden. Bei genauer Betrachtung dieser Erinnerung finden wir, daß das Wesentlichste an ihr ein starkes Streben ist, sich mit den Eltern zu verbinden. Dies wird klarer, wenn wir für den Moment alles andere in dieser Erinnerung außer acht lassen und bloß die *Bewegung* beobachten, die mit der Erinnerung verbunden ist. Da der Lebensstil von früher Kindheit an derselbe bleibt, soferne das Individuum die Fehler in der Auffassung seiner eigenen Person und seiner Beziehung zu den anderen nicht erkennt, müssen wir erwarten, durch Jim's ganzes Leben eine ungesunde Anlehnung an einen Elternteil oder beide Eltern zu finden. Doch fühlte er sich ihnen entfremdet und hatte Furcht, sich ihnen zu nähern.

Eine andere interessante Seite dieser Erinnerung ist die Logik, die Jim walten ließ, um seine krankhafte Anlehnung an seine Eltern intelligent erscheinen zu lassen. Er bediente sich nicht nur der im Leben tatsächlich vorhandenen Gefahren, sondern schuf neue Gefahren in riesiger Übertreibung der Wirklichkeit. Wir würden alle übereinstimmen, daß nichts intelligenter wäre, als sich an die Eltern anzuklammern, wäre die Umgebung tatsächlich so feindlich, wie Jim sie in seiner frühesten Erinnerung darstellte. Eine neue Tatsache also, die wir um Jim wissen, daß er scharfe Augen für die Gefahren im Leben haben wird und die Fähigkeit, Gefahren dazu zu erfinden, falls sie nicht in genügendem Maßstab vorhanden sind.

In einer zweiten Kindheitserinnerung war Jim wieder im Bett. Diesmal sah er in die Küche. In der Küche sah er sich selbst in einem hohen Kindersessel als einen sehr kranken Jungen (in dieser Erinnerung ist Jim zwei Personen) und sein Vater besprach mit seinem Onkel seine Krankheit. Er war sehr geschmeichelt, daß sie über ihn und seine Krankheit sprachen.

Hier sehen wir wieder den Wunsch, sich mit einem seiner Eltern zu verbinden, ausgedrückt und es wird uns ferner nahegelegt, daß Jim fand, daß Krankheit eine sehr praktische Methode sei, die Eltern an sich zu binden.

Eine dritte Erinnerung. Jim war auf dem Wege zum Kindergarten und hatte an einem hysterischen Frauenzimmer in der Halle vorüberzuge-

hen, bevor er das Haus verlassen konnte. Sie schrie und schwang die Arme und er erinnerte sich, wie erschreckt er war.

Zu dem bisher Gemutmaßten können wir annehmen, daß Jim die Schule wahrscheinlich nicht mochte. Sein Weg zur Schule erscheint gefährdet. Bei dem Lebensstil, wie er sich uns bisher geoffenbart hat, stellt ihn die Schule Problemen gegenüber, für die er nicht vorbereitet ist.

In seiner vierten Kindheitserinnerung ist Jim auf der Straße und *sein jüngerer Bruder* schlägt ihn mit einem Baseballschläger ins Auge.

Jim führt hier seinen jüngeren Bruder als eine Person ein, die sein Wohlergehen gefährdet. Dieser Punkt bedarf einer Untersuchung. Wir wollen also Jim's Stellung in der Geschwisterreihe einer Prüfung unterziehen.

Jim ist das sechste von neun Kindern. Das älteste Kind, ein Junge, ist Rechtsanwalt. Von seinen anderen älteren Geschwistern haben drei das College absolviert. Der Bruder, von dem in der vierten Erinnerung die Rede ist, ist zwei Jahre jünger als Jim. Das jüngste Kind ist ein Mädchen, das, wie Jim sagt, keine große Rolle in seinem Leben gespielt hat. Der Vater ist Maurer, der die Erziehung seiner Kinder bloß mit Hilfe seines Lohnes bewerkstelligen konnte. Die Mutter ist Hausfrau und früh gealtert.

Als ich ihn bat, mir von seinem jüngeren Bruder zu erzählen, sagte Jim, er erinnere sich, daß sein Vater und seine Mutter sowie andere Leute oft bemerkten, daß sein jüngerer Bruder so ein „fescher“ Junge sei und so gut entwickelt für sein Alter. Ihre Bemerkungen über Jim hingegen waren, daß er schwach und klein sei. Jim erinnert sich, daß diese Bemerkungen ihm weh taten. Seine Mutter verteidigte ihn, indem sie sagte, er sei ein kränkliches Kind und er erinnert sich, ein gewisses Wohlgefühl bei diesen Worten empfunden zu haben. Später hatte sein jüngerer Bruder mehr Freunde, wurde von den Eltern mehr gelobt und war für die Mädchen anziehender. Jim ist im letzten Jahr der Highschool, während sein jüngerer Bruder schon das dritte Jahr ins College geht.

Eine Großmutter lebt auch in der Familie. Jim sagt, sie beherrsche die ganze Familie und kritisiere ihn immer.

Jim hat eine normale Figur, aber er wollte immer wie ein Fußballspieler gebaut sein. Auch möchte er gerne ein besserer Schüler sein als sein Bruder, aber das war natürlich außer Frage, „*weil* sich seine Nase über sein Gesicht ausgebreitet hatte und ihm selbst das Leben unmöglich machte.“

Über andere Krankheiten ausgefragt, erzählt er, daß er jahrelang bevor er von seinem Herzfehler erfuhr, seinen Freunden vorgelogen hatte, ein Arzt hätte ihn untersucht und einen Herzfehler konstatiert. Infolgedessen führten sie ihn ins Kino aus und ließen ihn Eiskreme und Soda genießen. Auch bei Spielen genoß er Privilegien. Lange vor der Untersuchung schon hatte er oft die Hand aufs Herz gelegt und seiner Mutter über Schmerzen geklagt. Damit erreichte er, daß sie ihn mehr berücksichtigte.

Befragt, was er für Zukunftspläne habe, sagte Jim, er würde einen Bankraub begehen und in einer einsamen Gegend ein Schloß erbauen.

Wilde Hunde, ein tiefer Graben und Falltüren würden sein Eigentum vor Eindringlingen bewahren; besonders vor der Polizei. Der Zweck des Schlosses wäre, eine Reihe von Folterkammern dort unterzubringen. Chirurgische Operationstische würden die Mitte des Raumes einnehmen. An den Seiten würden Streckfoltern und andere Marterinstrumente von historischer Bedeutung angebracht sein. Nur schöne Mädchen würden als Opfer Verwendung finden. Eine typische Szene wäre, wenn er viele schöne Mädchen der Wand entlang angekettet hätte, während er eine von ihnen am Operationstisch unter Martern töten würde. Je mehr das Opfer und die Zeugen schreien und um Gnade bitten würden, um so mehr Schmerzen würde er dem Opfer zufügen. Den an der Wand Angeketteten würde er mitteilen, in welcher Reihenfolge sie darankämen, so daß sie in schrecklicher Angst um ihr zukünftiges Schicksal wären.

Wenn es ihm gelänge, seine Familie ins Schloß zu bringen, würde er eine spezielle Zeremonie ausarbeiten, wobei alle zum Tode verurteilt würden. Sein jüngerer Bruder würde der erste sein. Seine Mutter und seinen Vater würde er verschonen, um sie auf eigene Art zu martern. Er würde sie anketten, so daß sie Zeugen der Martern einiger seiner schönen Mädchen wären Je mehr seine Mutter schreien und Gott anrufen würde und je mehr sein Vater ihm befehlen würde aufzuhören, um so mehr würde es ihn freuen. Dann würde er seinen Vater und die Mutter in separierte Zimmer bringen und ihnen glühende Eisen nähern. Er wolle keinen von den beiden töten, sondern sie nur solange martern, bis sie das Bewußtsein verlören.

Jim sagte, er würde wünschen, daß ich seine ganze Persönlichkeit ummodle, mit Ausnahme seines Planes, solch eine Folterkammer zu haben. Wenn ich ihn dieses Zieles berauben würde, wäre das Leben für ihn ganz ziellos. Jim hatte Phantasien um dieses Lebensziel, solange er sich zurückerinnern kann.

Da wir nun wissen, daß Jim die Welt, in der er lebt, als überaus feindlich empfunden hat, so müssen wir finden, daß die sadistische Note in seinem Lebensziel dem gerecht wird und um es zu wiederholen, intelligent ist.

Auf die Frage, warum er seinen jüngeren Bruder vor allen anderen Mitgliedern seiner Familie zum Tode verurteilen wolle, antwortete Jim, daß das Leben so viel leichter sein würde, wenn sein jüngerer Bruder einmal aus dem Wege sei. Auf die Frage, warum er nur schöne Mädchen als seine Opfer haben wolle, sagte er, daß die schönen Mädchen ihn unbeachtet lassen, aber die Gesellschaft seines Bruders lieben.

Ich fragte Jim, ob er jemals Tiere gemartert habe. Vor ungefähr drei Jahren, als er allein zu Hause war, nahm er die Katze ins Badezimmer, wo ihre Schreie nicht gehört werden konnten. Er schlug die Katze bis sie sich nur mehr mühsam bewegte. Dann band er sie an die Lehne eines Sessels und zog den Strick fest. Wenn die Katze schrie, zog er noch fester; wenn sie weniger schrie, lockerte er den Strick. Als die Katze das Bewußtsein verlor, band er sie los, nahm sie bei den Füßen und schlug ihren Kopf gegen den Boden. Er empfand ein *sexuelles Lustgefühl* als er dies tat.

Weiterhin berichtete Jim, daß ihn sein Vater zu schlagen pflegte und ihm verbot zu schreien. Wenn Jim schrie, befahl ihm sein Vater aufzuhören und wenn er das nicht konnte, schlug ihn sein Vater noch mehr, weil er nicht folge.

Jim berichtet auch, seinen jüngeren Bruder und die jüngere Schwester einmal verhauen zu haben als die drei allein zu Hause gelassen worden waren. Er war damals sehr jung und erinnert sich nicht, was geschah, als seine Eltern nach Hause kamen. Mit Ausnahme dieser zwei berichteten Vorfälle, hatte Jim seine sadistischen Vergnügungen ins Reich der Phantasie gebannt.

Jim hatte mehr Respekt vor seinem Vater als vor seiner Mutter. Wenn sein Vater krank war, tat dieser alles, um wieder gesund zu werden. Wenn seine Mutter dagegen krank war, weigerte sich diese, irgendetwas dagegen zu unternehmen und es schien Jim, als freue sie die Aufmerksamkeit, die die Krankheit ihr verschaffte.

Wir sehen, daß Jim, trotzdem er einen gewissen Haß gegen seinen Vater hegte, doch auch einen gewissen Respekt und Bewunderung für ihn hatte. Sein Vater marterte ihn, indem er ihm befahl, mit dem Schreien aufzuhören, wenn dies unmöglich war und schlug ihn kräftiger, je mehr er schrie. Das Prinzip dieser Züchtigung erscheint wiederholt in Jim's phantastischem Lebensziel, das er sich schon sehr früh im Leben selbst gesetzt hatte und zeigt den lange bestehenden Wunsch, sich so zu benehmen wie sein Vater, zumindest fast so. Aus seinem Bericht über die Mutter, ersehen wir wenig Respekt und wenn Jim sich, wie wir schon erwähnt haben, einen Lebensstil zurecht gelegt hat, geeignet für sein Leben in einer feindlichen Umwelt, müssen wir annehmen, daß er viel getan hat, um seine Mutter zu seinem Vorteil auszunützen sowie auch, daß er gerne Krankheit vorschützen wird.

Nach seinem jüngsten Traum gefragt, erzählt Jim:

„Ich war in einer Gruppe von Menschen, die alle über meine Nase lachten. Ich begann zu laufen und lief bis ich an einen dunklen Fluß kam. Ich fürchtete mich, weil er so schwarz war und weil ich nicht schwimmen konnte. Dann besann ich mich der Menschen und sprang trotzdem hinein."

Bei der Besprechung dieses Traumes sagte er, als kleines Kind sei er einmal von zwei älteren Jungen, die ihn begleitet hatten, weggegangen und sei in einen Fluß gefallen. Er konnte nicht schwimmen und ertrank beinahe. Er hat *noch immer nicht schwimmen gelernt* und hat Furcht vor dem Wasser. Bezüglich der Leute, die über ihn lachten, sagte er, daß seine Familie sich oft über ihn lustig mache. Und immer wenn er in der Untergrundbahn fahre, würden die Leute auf seine Nase schauen und sich wundern, was mit ihm los sei. Er habe sich angewöhnt, seine Hand über seine Nase zu halten, sei aber sicher, die Leute wüßten, daß er seine mißgestaltete Nase verdecke.

In diesem Traum kämpft er mit seinem gewöhnlichen Problem einer feindlichen Welt voller feindlicher Menschen und wenn wir die Methode betrachten, mit der er dieser seiner Schwierigkeit gerecht zu werden trachtet, sehen wir, daß er eine Methode anwendet, die dieses Problem niemals wird lösen können.

Der Traum regt Selbstmord an (das Todesproblem tritt immer dann auf, wenn kein Weg zum Erfolg zu sehen ist [*Adler*]) und da Selbstmord eine heftige Anklage gegen eine Person oder eine Gruppe ist, wäre es interessant zu wissen, wer am meisten darunter leiden würde, wenn Jim tatsächlich Selbstmord begehen würde. Er sagte, daß seine Mutter am schmerzlichsten berührt wäre in einem solchen Falle.

Der nächste Traum, den er berichtet, war:

„Ich hatte ein Paar Handschuhe gestohlen. Sie waren mir zu groß und ich hatte sie verkehrt an — den linken an der rechten Hand und den rechten an der linken Hand. Ich wechselte sie und zog sie richtig an. Dann war ich in der Schulklasse und die Lehrerin rief mich beim Namen und sagte vor der ganzen Klasse, daß ich die Handschuhe gestohlen hätte. Ich glaube, sie sagte dann, daß meine Eltern gerufen worden seien und sie im Zimmer des Direktors auf mich warten. Dann war ich in seinem Zimmer und wurde in eine Besserungsanstalt geschickt. Meine Mutter weinte, als man mich wegbrachte."

Jim sagte, das Stehlen erinnere ihn an das Geld, das er seiner Mutter und an die Bücher, die er aus der Schulbibliothek gestohlen hatte.

Die Handschuhe erinnern ihn an die richtige und falsche Auffassung vom Leben, die bei seinem letzten Besuch bei mir besprochen worden war. Die Handschuhe verkehrt anhaben, mache ihn daran denken, daß er die falsche Auffassung habe. Er hätte gerne die richtige. Die Lehrerin, die ihn vor der ganzen Klasse bloßstellte, erinnere ihn daran, daß ich die Meinung geäußert hätte, daß das Leben jeden Menschen unfreundlich behandle, der seine Probleme nicht auf einem sozial nützlichen Wege löse. Wahrscheinlich fürchtete er sich auch, daß ich als der Lehrer ihn bloßstellen könnte.

Jim entdeckte mit der Zeit, daß alle seine Gefühle, Wünsche und Handlungen intelligent seien, sobald man in Erwägung zog, daß er sich eine so unheimliche Lebensauffassung zurechtgelegt hatte. Diese Erkenntnis, sagte er, gäbe ihm Vertrauen und mache ihn hoffnungsfroh.

Er sagte: „Also ist mit mir alles in Ordnung, außer daß ich eine falsche Auffassung vom Leben für mich geschaffen habe — eine Art Frankenstein — als ich nicht viel mehr als ein Baby war und diese Auffassung hat einen Sklaven aus mir gemacht?"

Er sprach von der Möglichkeit, daß es Frankenstein gewesen sei, der seine Nase über sein Gesicht ausgebreitet habe, der ihn veranlaßt habe, die Bibliothek und seine Mutter zu bestehlen, Selbstmord begehen zu wollen, Homosexuelle zu besuchen und andere Dinge zu tun. Es wurde späterhin offenbar, daß Frankenstein ein sehr intelligenter Bursche sein müsse, der nur ein einziges Ziel im Auge habe und der Jim zwinge, alles Notwendige zu tun, um dieses Ziel zu erreichen. Jim frug mich, ob es in diesem Frankenstein-Konzept vorgesehen ist, daß Frankenstein immer sein Herr sein würde, und ich äußerte die Ansicht, daß er es so lange sein würde, bis er verstünde, warum er seinen Frankenstein geschaffen hat und solange er nicht Frankenstein's Ziel verstehe.

Auf die Frage, was er tun würde, wenn er von seinen Leiden völlig frei wäre, antwortete er:

Erstens würde er aufhören seiner Mutter unfolgsam zu sein, sie weinen zu machen und sie bei den Haaren zu ziehen.

Zweitens würde er regelmäßig in die Schule gehen und ein guter Schüler sein.

Drittens würde er Freunde gewinnen und bei allem mittun.

Viertens würde er nicht von zu Hause weglaufen.

Ich sagte ihm, daß die Chance, seinen Frankenstein zu überwinden, gekommen sei und alles, was er zu machen hätte, wäre, zu verstehen, daß er soeben den ganzen Sinn und Zweck seines Frankenstein in seinen vier Antworten dargelegt habe.

Jim dachte eine Weile nach und sagte, er fühle sich schwach. Dann frug er, „habe ich wirklich mein ganzes Leben damit verbracht, meine Mutter unglücklich zu machen?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte ich, „glaubst Gu, daß Du das getan hast?“

„Ja“, sagte er, „denn, wenn ich sie so weit brachte, sich ins Gesicht zu schlagen und Gott anzurufen, er solle doch etwas tun, hatte ich ein angenehmes Gefühl und wußte, daß sie mehr an mich dachte als an irgend jemanden anderen.“

„Verstehst Du den Zweck, warum Du Deine Nase über Dein Gesicht ausbreiten ließest?“ frug ich ihn.

„Tat ich das, damit ich nicht studieren könne, damit ich in der Schule durchfalle, damit meine Mutter bei dem Gedanken, was für ein Fehlschlag ich sei, weine und für mich bete; oder auch, um eine Ausrede für meine Minderwertigkeit meinem Bruder gegenüber zu haben?“ frug er mich.

„Ich weiß nicht“, sagte ich, „glaubst Du, daß es so ist?“

„Ich bemerkte, daß meine Nase sich ausbreite, zum ersten Mal in der Schule“, erwiderte er. „Das ist die Erklärung, es kann nicht anders sein.“

Plötzlich teilte er mir mit, daß seine Nase normal sei. Er konnte es nicht glauben. Er hatte sich noch niemals im Leben so glücklich gefühlt. Er hatte Lust zu schreien und zu singen. Sein Gesicht war eine Zeitlang ganz aufgehellt. Dann verdüsterte es sich wieder. Seine Nase hatte wieder begonnen, sich auszubreiten wie zuvor.

Ich sagte ihm, es sei selbstverständlich, daß sie sich wieder ausbreite. Wenn seine Nase sich nicht über sein Gesicht ausbreiten würde, verlöre er seine beste Ausrede nicht zu studieren und seine Mutter unglücklich zu machen. Seine mißgestaltete Nase sei ihm bei seinem Lebensstil weit mehr wert, als eine normale Nase.

Als Jim das nächste Mal wiederkam, brachte er eine Skizze, die er über sein Leben gemacht hatte. Sie zeigte, sein Ziel im Leben sei, seine Mutter unglücklich zu machen und dabei ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, mehr als sonst jemand in der Familie, selbst mehr als sein jüngerer Bruder. Dann zählte er alle die Handlungen auf, von denen er immer schon gewußt hatte, daß sie zu diesem Zwecke bestimmt seien und unterstrich sie mit Pfeilen, die zum Lebensziel wiesen:

1. Ihr immer erzählen, daß ich einen Raub begehen würde.
2. In ihrer Gegenwart rauchen.
3. Mich absonderlich benehmen — sie glauben machen, daß mit meinem Gehirn etwas nicht in Ordnung sei

4. Den ganzen Tag im Bett liegen und ihr erzählen, daß ich gelähmt sei.

5. Ihr von meinen Schmerzen in der Herzgegend erzählen.

6. Mich weigern, zu essen.

7. Von der Marterkammer erzählen, die ich später haben würde und auf welche Art ich meine Opfer quälen würde.

8. Ihr von meinen Spielen erzählen.

9. Mein von-zu-Hause-Weglaufen und das Drohen damit.

10. Nicht in die Schule gehen.

11. Schlechte Noten nach Hause bringen, wenn ich ging.

Der letzte Teil der Skizze enthielt die Handlungen, von denen er nicht gewußt hatte, daß sie auf *das selbe Ziel* eingestellt seien. Auch diese Liste war mit Pfeilen unterstrichen, die zum Ziel hinwiesen.

1. Daß ich meine Nase veranlaßte, sich über mein Gesicht zu verbreiten, sodaß ich nicht studieren oder es zu etwas bringen konnte.

2. Mein Besuch bei Homosexuellen. Ich erinnere mich, daß ich daran dachte, was geschehen würde, wenn sie eines Tages daraufkäme.

3. Mein Unglücklich-Dreinschauen.

4. Mein Nervössein.

Jim sagte, er hätte sich noch nie in seinem Leben besser gefühlt als in der Woche seit seinem letzten Besuch. Er hatte beinahe eine ganze Zeitung gelesen. Der Hauptgrund für sein Glücklichsein, sagt er, sei, daß sich für ihn das Leben aus Verwirrung und Ungewißheit zu einem verständlichen, einheitlichen System von Gedankengängen gewandelt habe. Seine Nase sei normal, außer wenn er zu Hause sei oder jemand ihn anstarre. Er frug, was er tun solle, um sein Leiden mit seiner Nase völlig zu überwinden und ich riet ihm, er solle ununterbrochen daran denken und auch Grund und Zweck im Auge behalten.

Wie in allen Fällen von homosexuellen Praktiken, müssen wir auch hier erwarten, eine herrschsüchtige und aggressive Person des anderen Geschlechtes in enger Verbindung mit der pervertierten Person zu finden und wir können beinahe sicher sein, daß seine Stellung zur Großmutter in seinem Protest gegen Frauen eine Rolle gespielt hat.

Jim berichtete den Traum, den er hatte, nachdem er diese Skizze seines Lebens gemacht hatte. Er war in einer Hütte in den Tropen und kämpfte mit einer Mistgabel gegen Tiger, die ihre Klauen durch die Pfosten der Türe der Hütte steckten. Sie zogen an seinen Kleidern und rissen lange Wunden in seine Arme. Das Blut rann aus den Armen am Griff seiner Mistgabel hinunter. Dann bemerkte er eine andere Hütte, nur wenige Schritte weit weg und die Leute in der Hütte riefen ihm zu und baten ihn aufzuhören, die Tiger mit der Mistgabel zu reizen. Sie sagten, sie hätten keine Gabeln und wenn er fortfahren würde zu kämpfen, würden die Tiger sich bald auch gegen sie wenden. Jim legte die Gabel nieder und die Tiger gingen fort.

Jim deutete diesen Traum ohne jede Hilfe. Er sagte, die Tiger seien die anderen Menschen in dieser Welt. Er hatte immer geglaubt, daß sie ihm gegenüber feindlich gesinnt wären und folglich den Wunsch gehegt, sich an ihnen zu rächen — sie mit Mistgabeln zu stechen, gerade so wie

die Zwerge in seiner frühesten Erinnerung ihn gemartert hätten. Jetzt hingegen wäre ihm gesagt worden, daß die Menschen ihm gegenüber nur deshalb feindlich seien, weil er eine Last und Plage sei und er beginne zu verstehen, daß die Welt nicht mehr feindlich sein würde, wenn er sein Benehmen ändere. Die Verlegung seines Traumes in die Tropen zeige, daß er seinen Wunsch wegzulaufen, noch immer nicht überwunden habe.

Seit mehr als zwei Jahren hatte Jim täglich mit Eifer Turnübungen gemacht, um körperlich in guter Form zu sein, für den Fall, daß ihn jemand angreifen sollte. Damit hatte er jetzt aufgehört, da die Welt ja nicht so feindlich wäre, wie er geglaubt hatte. Ich erwähnte, daß man auch deshalb seinen Körper in gutem Zustand erhalten müsse, um ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein zu können.

In der Woche, die dem Traum folgte, bekam er eine Stellung als Laufbursche, hatte diese aber nach vier Tagen aufzugeben, da er krank wurde. Er sagte von selbst, daß er nur krank geworden sei, um eine Ausrede zu haben, seine Stellung aufzugeben, aber er fühlte sich sehr ermutigt, da er bisher noch niemals eine Stellung so lange gehalten hatte. Er hatte seine homosexuellen Freunde aufgegeben und zwei Tage die Schule besucht.

Das nächste Mal gab er zu, seine homosexuellen Freunde besucht zu haben und berichtete folgenden Traum:

„Eine Frau, die mir fremd war, sagte mir, daß sie größer sei als ein Freund von mir. Sie lud mich ein, in ihr Zimmer zu kommen und als wir im Bett lagen, entdeckte ich, daß sie männliche Geschlechtsorgane habe. Es widerte mich an und ich verließ sie. Dann begann ich mich nach einer langen Holzlatte umzusehen, die ich draußen gelassen hatte. Die Latte war viele hundert Meter lang und ich hatte sie die Woodburn Avenue entlang gelegt, damit sie mir den richtigen Weg weise. Die Latte war weg und ich sah auf, um die Straßentafel zu lesen. Da stand „139. Straße.“ Das war da, wo ich begonnen hatte und ich war sehr verwirrt und traurig, weil die Latte weg war. Ich frug einige Straßenarbeiter, ob sie sie gesehen hätten. Sie hatten sie nicht gesehen. Dann verlor ich mich in der Menge und hatte Mühe, mich vom Weinen zurückzuhalten.“

Er interpretierte den Traum, indem er sagte, daß er sich noch immer minderwertig fühle, weil er nicht groß sei. Mit der Frau im Bett zu sein, die sich dann als Mann entpuppe, erinnere ihn an die Homosexuellen. Er hatte Abscheu empfunden, als er letzthin seinen homosexuellen Freund besuchte. Die lange Holzlatte sei die richtige Lebensauffassung, eine Art Lebenslinie, die er als eine Richtschnur niedergelegt hatte. „139. Straße“ sei der Ort, wo er zum ersten Mal Interesse für Psychologie bekommen hatte. Während der letzten Wochen hatte er die üblichen Dinge nicht mehr getan, weil er Angst hatte, er könnte die richtige Lebensauffassung aus dem Auge verlieren. Als er frug, ob er aufhören solle, seine homosexuellen Freunde zu besuchen, sagte ich ihm, er solle fortfahren, aber verstehen, warum er diese Besuche mache.

In einem anderen Traum ging Jim in eine Holzhandlung, wo Männer lange reine Bretter austeilten. Auf der anderen Seite der Straße wurde ein neues Haus gebaut aus eben diesem Holz und Jim wünschte, auch ein solches bauen zu können. Als er sie um das Holz bat, sagten sie ihm, er

müsse ins Büro zurückgehen und dort gewisse Papiere ausfüllen. Jim sah ein anziehendes Mädchen im Büro, die sich ein Stück Kuchen abschnitt. Er hatte diese Art Kuchen vor vielen Jahren gegessen und sehr gern gehabt. Das Mädchen lud ihn ein, sich auch ein Stück abzuschneiden und dann aß sie ihren Kuchen und trank Kaffee. Jim schnitt sich ein Stück ab, aber als er es kostete, bemerkte er, daß ihm dieser Kuchen nicht mehr schmecke. Er sah, daß das Mädchen sexuell anziehend sei und fand sich erregt, als er aufwachte.

Er sagte, die Holzhandlung erinnere ihn an die Schule, die langen reinen Bretter hingegen an Wissen. Das Haus beweise, daß man aus Büchern etwas Wirkliches lernen könne. Als man ihm das Holz verweigerte, hatte er dasselbe Gefühl, wie neulich als der Geschichtsprofessor ihn die Prüfung nicht machen lassen wollte, weil er zu oft gefehlt hatte. Damals wurde ihm gesagt, er müsse zum Direktor ins Büro gehen, um fürs nächste Jahr einzureichen. Der Kuchen erinnere ihn an seine früheren sadistischen Vergnügungen. Er sagte, es sei unglaublich, daß er so verrückte Ideen gehabt habe. Dann als er den Kuchen zurückwies, der seinen alten Lebensstil symbolisiere, fand er, daß er Interesse an den Reizen eines Mädchens nahm und die sexuelle Erregung war ihm angenehm.

Eines Nachts träumte Jim, daß er zu einem Feind hinaufging, der ihn wie sein jüngerer Bruder in allem, was er tat, überholt hatte. Jim sprach freundlich mit dem Jungen und dieser erwiderte sein freundliches Interesse. Beide waren glücklich, wieder Freunde zu sein.

Bei seinem letzten Besuch bei mir, fünfeinhalb Monate nachdem die Behandlung begonnen hatte, sagte Jim, die Jungen aus der Nachbarschaft kämen, um ihn abzuholen, genau so oft wie die Freunde seines jüngeren Bruders.

Er war seit einem Monat nicht ein einziges Mal von der Schule weggeblieben und fand sich viel intelligenter als früher.

Ein Arzt, für den er vier Stunden im Tag als Bürobursch arbeitet, ist zufrieden mit ihm und Jim erscheint dort seit drei Wochen regelmäßig.

Jim war mit einer Freundin ausgegangen und fand ihre Gesellschaft anregend und lustig.

Seine Nase empfindet er als normal mit Ausnahme von kurzen Perioden und da kann er sie auf ihre normale Form zurückbringen, indem er daran denkt, daß seine ungestalte Nase seinerzeit eine wichtige Rolle gespielt hat, sie aber in seinem jetzigen Lebensstil keine Daseinsberechtigung habe. Wenn er in der Untergrundbahn fährt, denkt er nicht, was die Leute von ihm denken, außer einmal, als ein sehr eitler Mensch hereinkam und alle Leute im Wagen betrachtete und dann entschied, daß er selbst die wichtigste Person sei. Wenn so ein Mensch hereinkommt, sagt Jim, findet er Trost, indem er sich sagt, „dieser Mensch ist genau so unnütz und verrückt, wie ich es einmal war“.

Schlußfolgerungen:

Wir haben hier die Lebensgeschichte eines Jungen mit einem verzärtelten Lebensstil, der zur Zeit der Geburt eines jüngeren Bruders entthront worden war. Da er keinen hohen Grad von Aktivität hatte, wählte

er eine Mischung von neurotischen Tricks und Delinquenz in seinem Kampf um die Zurückeroberung seiner früheren Stellung.

Der Fehler in Jim's Leben kann auf die Meinung, die er sich geschaffen hat, zurückgeführt werden, daß er immer der Erste in der Einschätzung seiner Familie und besonders seiner Mutter sein müsse. Als sein jüngerer Bruder geboren wurde und ihm die ganze Aufmerksamkeit zugewandt wurde, fand Jim sein Konzept umgeworfen und er war nicht imstande, sich mit den Umständen abzufinden. Statt sich einzufügen, versuchte er starrsinnig das Leben seiner Meinung, seiner ursprünglichen Auffassung seines Verhältnisses zu den Mitmenchen anzugleichen. Dazu benützte er alle Feindseligkeiten, die vorhanden waren und schuf noch andere hinzu, um seinen Eltern zu beweisen, daß man sich um ihn kümmern und ihn beschützen müsse. Als dies nicht genügte, entdeckte er, daß er, wenn er seine Mutter mit Drohungen, Krankheiten und wirren Geschichten quälte, diese zwang, ihm mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als den anderen Familienmitgliedern. Sie hatte ihm oft gesagt, sie wäre willens, für ihn zu sterben, wenn er dadurch nur ein normaler Junge würde und sie fügte hinzu, sie würde das für niemand anderen in der Familie tun. Wir können nur sagen, daß Jim erfolgreich in der Erreichung seines Zieles war und können die Intelligenz seiner Methoden nicht leugnen. Sein einziger Fehler war, daß seine Auffassung von seiner Beziehung zu den Mitmenschen des Gemeinschaftsgefühles ermangelte und mit den Forderungen des Lebens nicht vereinbar war.

Buchbesprechungen.

MADELAINE GANZ: *La Psychologie d'Alfred Adler et le développement de l'Enfant.* (Collection d'Actualités Pédagogiques.) Delachaux & Niestlé, Neuchâtel-Paris (s. a. / 1935 /). Genfer Philos. Diss. in-8⁰, 186 S., Sfr. 4,50.

Dieses von der Univ. Genf preisgekrönte Werk verdient aus zwei Gründen unser Interesse: es ist das erste Werk, das in französischer Sprache der Individualpsychologie gewidmet ist, und es stammt aus dem Institut J. J. Rousseau aus Genf, dem heutigen Mekka der Pädagogik. Genf bringt der Individualpsychologie in den letzten zehn Jahren großes Interesse entgegen, wobei nicht vergessen werden soll, daß eben einer der Leiter des genannten Instituts, Verf. des Vorworts des hier referierten Werkes, Prof. *Pierre Bovet*, wohl als der erste französische Autor auf die Tätigkeit *Alfred Adlers* hingewiesen hat (1913).

Diese wahrhaft vorbildliche Studie enthält außerdem eine gute Zusammenstellung einer Anzahl praktischer Fälle, die unserer Zeitschrift entnommen sind; sie wird sowohl in ihrem Inhalt als auch in der straffen Gliederung der Kapitel trotz ihrer Knappheit der Individualpsychologie gerecht und kann zu propädeutischen Zwecken selbst dem in der Individualpsychologie bereits bewanderten aufs wärmste empfohlen werden.

Verf. ist im Wintersemester 1932/33 „ein großes und schönes Erlebnis" zuteil geworden, das des „bewundernswerten Werkes von Menschen, die sich bis zum Heroismus ihrer erzieherischen Aufgabe widmen" . . . „Es obliegt uns, dieses Erlebnis all denjenigen mitzuteilen, die durch ihr Leben in täglichem Kontakt mit dem Kinde stehen . . ." So hebt das Werk an, um das Lob der Individualpsychologie zu singen und allen namhaften Wiener Individualpsychologen, die alle beim Namen genannt werden, mit *Alfred Adler* an der Spitze, den heißesten Dank der Verf. zu übermitteln. Dann werden die wichtigsten Grundbegriffe der individual-

psychologischen Theorie mit großer Klarheit dargestellt, um der Reihe nach den Fragen des Kindergartenkindes, der individualpsychologischen Versuchsschule, der individualpsychologischen Erziehungsberatung je ein ausführliches Kapitel zu widmen. Unter dem irreführenden Titel des letzten Kapitels: „Kritische Bemerkungen“ verbirgt sich eine geradezu panegyrische Huldigung an *Adler*; Verf. erweist sich eben durch ihre ausgezeichneten Repliken an gewissen „kritischen“ Bemerkungen als eine leidenschaftliche Vorkämpferin unserer Wissenschaft. „Jeder, der *Adler* nur ein einziges Mal zu einem verzweifelten Vater oder einer verzweifelten Mutter oder zu einem entmutigten Kind sprechen hörte, wird überzeugt sein, daß er eine tiefe Wahrheit verkörpert. Und es wohnt auch ein großes Gefühl in ihm: Nächstenliebe. Diese geistige Attitüde, gepaart mit einer sehr sicheren Menschenkenntnis, ermöglicht ihm, die Leiden jedes einzelnen mit einem Male zu erfassen, der ihn um Hilfe oder Rat angeht. Es hat noch niemand umsonst an seiner Pforte geklopft. Seine Sympathie, bereit für jedermann, macht ihn zu einem wirklichen Freund des Volkes.“ (S. 169.)

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Doktorarbeit — die weit über das Niveau der sonstigen Dissertationen hinausragt: nicht umsonst erhielt sie den Lucien Cellérier-Preis 1935 — eine Liste trefflicher Übersetzungen der sonst in den romanischen Sprachen nicht so leicht übertragbaren individualpsychologischen Begriffe beigegeben ist. Wie bereits Ref. seit langen Jahren, übersetzt auch Verf. „Individualpsychologie“ — um Mißverständnissen vorzubeugen — mit *psychologie adlérienne.*

Dr. *F. Oliver Brachfeld* (Barcelona).

BRAUN: *Krankheit und Tod im Schicksal bedeutender Menschen.* Verlag F. Enke, Stuttgart, 1934.

Das Buch wird manchem als Übersicht und eine Art Grundriß vielleicht seinen Dienst leisten können; der Psychologe aber darf sich nicht zufrieden geben, solche Daten rein äußerlich verknüpft vorzufinden, er muß eine sinnvolle Vertiefung in das Schicksal der behandelten Menschen, in deren Tun und Lassen verlangen, und dieses Postulat zu erfüllen, ist in diesem Buche bis auf einige schüchterne Anlaufe nicht gelungen, da die Ergebnisse moderner Psychologie nicht genügend gewürdigt wurden. *Arthur Holub* (Wien).

Priv.-Dozent DR. ADOLF HEIDENHAIN (Tübingen): *Über den Menschenhaß. Eine pathographische Untersuchung über Jonathan Swift.* Verlag F. Enke, Stuttgart 1934.

Der Autor sagt zum Schluß seiner inhaltsreichen Studie: „Durch die dem Akte des Hasses innewohnende Richtung auf einen möglichst niedrigen Wert ist eine Herabsetzung der Umwelt gegeben, der Umwelt, die Swift nun einmal nicht bewältigen und nach seinem Willen gestalten konnte. Der Menschenhaß gewährt nach bestimmten Mechanismen eine Sicherung des bei Swift sehr heftig übersteigerten und durch seine Niederlagen stark gefährdeten Selbstwertbewußtseins. Im Menschenhaß erfährt der Hasser der Mitwelt gegenüber das Bewußtsein einer überlegenen Stellung trotz aller Niederlagen und eine Entschuldigung für das Versagen.“

Der Verfasser stellt sich somit ganz auf den individualpsychologischen Standpunkt; daß er diese Lehre als solche im Gegensatz zu anderen Doktrinen und Auffassungen vergißt zu zitieren, ist eine andere Angelegenheit, die mit dem Thema nichts zu tun hat. Er ist in seiner Studie allen Quellen gewissenhaft nachgegangen, die frühe Kindheit Swifts bedeckt allerdings ein Schleier, den zu lüften nicht ganz gelang, so daß manches dunkel bleibt, was der Autor mit Hilfe triebpsychologischer Richtungen zu erklären glaubt; z. B. Swifts Koprophilie. Ob dieser an einer Organminderwertigkeit des Darmes litt, die ihn zu dieser Waffe greifen ließ, ob die Darmtätigkeit in den so wichtigen ersten Jahren überschätzt wurde, wie das Verhältnis zu den Geschwistern sich gestaltete, das alles wäre wichtig gewesen zu erfahren und hätte vielleicht zur Klärung beitragen können.

Alles in allem: Ein äußerst wertvolles Buch, das Psychologen und Literaten gleichmäßig interessieren muß und weitestgehende Verbreitung in allen interessierten Leserkreisen verdient, zumal mit wissenschaftlichem Ernst ein klarer, fesselnder Stil sich paart. Dr. *Arthur Holub* (Wien).

GEORG SCHLIEBE: *Reifejahre im Internat. Das Chroniktagebuch einer Internatsklasse aus den Jahren 1915 bis 1922.* Julius Klinckhardt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Spranger schrieb: „Das Internat ist nicht mehr zu beleben; es fällt als Opfer seiner Sünden." Dieser Meinung ist *Schliebe* nicht; er hält den Aufbau eines pädagogisch wertvollen Seminars nicht für unmöglich. Allerdings müsse es anders sein als jenes, das er untersucht hat. Die Untersuchung selbst ist mit größter Sorgfalt durchgeführt und kann schon durch die Reichhaltigkeit des Materiales größtes Interesse beanspruchen. Der Tenor der Ausführungen besteht in der Erkenntnis, daß in diesem geschilderten Internatsleben von Gemeinschaft im pädagogischen Sinne keine Rede sein kann; wo aber Spuren von sozialer Haltung zu finden sind, dann sind sie aus der Opposition gegen das Internat erwachsen! Allerdings war eine kleine Gruppe bemüht, zu einer Gemeinschaft vorzudringen, und zwar auf dem Wege, daß sie sich selbst in einem eigenen Klassenbuch den Wunschtraum der Gemeinschaft als erfüllt vortäuschte. Aber es blieb auch hier beim Wunschtraum. Diese „Kaba"-(Klassenbuch-)Gruppe „übersah, daß sie ein Bild anbetete, das sie eigens für ihren Zweck erst geschaffen hatte: Das Klassenbuch." Dieses Klassenbuch zeigt nun aber erst recht, wie ungesund die Atmosphäre war, in der die Zöglinge aufwuchsen. Wo immer man in diesen Aufzeichnungen blättert, immer stößt man höchstens auf eine Pseudogemeinschaft, eine „Notgemeinschaft" der „Internatshäftlinge". (Es handelt sich um ein Lehrerseminar!) Dabei kann von einem eigentlichen Verschulden der Lehrer nicht geredet werden; der Fehler liegt in dem Gefängnischarakter des Internats selbst, dem der einzelne nur durch Übertretungen der Anstaltsordnung zu entrinnen vermochte.

Das Buch verdient von allen gelesen zu werden, die sich jenseits aller pädagogischen Maximen für die Erziehungswirklichkeit interessieren. Uns Individualpsychologen sagt man allerdings nichts Neues, wenn man dem bloßen Beisammensein und der Ermahnung zum sozialen Handeln keinen besonderen Wert zumißt. Wir wissen allzugut, daß die Erziehung an dem Wesentlichsten vorbeigeht, wenn sie sich *um die Verarbeitung der Erlebnisse* nicht kümmert, sondern nur mit Bildungsstoff und autoritärer Zucht arbeitet. Dieses Buch könnte wie ein Fanal wirken, wenn man den Mut hätte zu sehen, was ist. Aber wir sind abgehärtet genug, um einzusehen, daß es noch vieler ähnlicher Bücher bedarf, ehe man daraus Konsequenzen zieht. Bis dahin wird man dem Eindringen der individualpsychologischen Erkenntnis noch manchen Damm entgegensetzen. Aber wir wissen, daß die Zeit mit uns arbeitet.

F. Birnbaum (Wien).

OLGA FREIIN VON KOENIG-FACHSENFELD: *Wanderungen des Traumproblems von der Romantik bis zur Gegenwart.* Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart, 1935.

Als wissenschaftsgeschichtliche Arbeit ist dieses Buch aufs lebhafteste zu begrüßen. Es war in der Tat längst eine Arbeit fällig, welche den Traumtheorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung nachging. Daß es gerade die Romantik gewesen ist, welche das Traumproblem in seiner ganzen Bedeutung erfaßte, ist aus der Struktur dieser Geistesrichtung verständlich. Da die Verfasserin der *Jung*schen Psychoanalyse zuzuzählen ist, so ist das Bild, das sie von der Geschichte der Traumtheorien entwirft, ein zyklisches: am Anfang und am Ende steht die metaphysische Deutung. Nur, daß *Jung* selbstverständlich genötigt ist, neben dem metaphysischen Moment auch jene anderen Momente anzuerkennen, die durch die Forschungsarbeit eines Jahrhunderts am Traumphänomen erkannt worden sind.

Den Individualpsychologen interessiert vor allem, worin der Fortschritt bestehen soll, den *Jung* nach der Verfasserin über *Adler* hinaus gemacht haben soll. Sie weist auf zwei, von *Adler* übersehene Elemente hin: 1. Der Traum verweise nicht nur auf individuelle Erlebnisse des Träumers, sondern auch auf überindividuelle, vermöge einer Identifikation mit Personen, mit denen der Träumer in seiner Kindheit in engen Beziehungen gestanden ist. Hier wird die „participation mystique" von *Levy-Brühl* herangezogen. 2. Der Traum verweise außerdem auf Erlebnisse der Kollektivpsyche; in den Träumen spricht die Vergangenheit unserer Rasse zu uns. — Bedeutet der Traum für *Adler* einen Voranschlag, eine

Selbstermutigung, so ist er für *Jung* in vielen Fällen eine Offenbarung einer versunkenen geistigen Welt in uns. — Und das konnten *Freud* und *Adler* nicht erkennen, sie mußten im Rationalismus stecken bleiben, weil ihnen „der Kontakt mit dem ureigenen Boden im physischen und psychischen Sinne versagt ist"!

Dazu ist zu bemerken: 1. Der Begriff der mystischen Partizipation stammt von *Levy-Brühl*. Die Rasse muß also nicht in allen Fällen hinderlich sein, um solche Zusammenhänge irrationaler Art zu erkennen. 2. Die animistische Welt, die sich in den Träumen ausspricht, ist, wie exakt völkerkundlich feststeht, durchaus keine Urwelt, sondern eine recht späte Entwicklungsstufe, vor der es keine mythische, magische Zauberwelt gab. Aber selbst dann noch können wir einen Schritt weitergehen: Der animistische Kulturkreis, in dem *Jungs* Kollektivpsyche wurzelt, ist nur sekundär in die Entwicklung der Indogermanen hineingeraten. Eine Versenkung in ihn kann also den Indogermanen nur soweit bereichern, wie die Versenkung in einen beliebigen Kulturkreis überhaupt. Der Schritt, den *Jung* über *Adler* hinaus gemacht haben soll, ist ein Schritt ins Ethnologische, *aber gerade von der Ethnologie aus muß er zurückgewiesen werden* — genau so wie der „pantotemistische" Schritt *Freuds!* Es handelt sich um eine unzureichend gesicherte Metabasis eis allos genos, und die große Kennerschaft der chinesischen Hochkultur hat *Jung* nicht davor bewahrt, beim Übergang vom Psychologischen ins Ethnologische (Prähistorische) in sachliche Irrtümer hineinzugeraten.

F. Birnbaum (Wien).

STEPHAN KRAUSS: *Der seelische Konflikt. Psychologie und existentiale Bedeutung.* Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, 1933.

An der Hand eines reichen Materials (Aussagen von Versuchspersonen und Selbstzeugnisse von *Augustinus*, *Amiel* und *Kierkegaard*) wird das Wesen des seelischen Konfliktes sowohl in seiner philosophischen (existentialen) als auch in seiner psychologischen Bedeutung entwickelt und der positive Wert des Konfliktes in der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit aufgezeigt. Es handelt sich bei *Krauss* — das sei vorweg bemerkt — nicht etwa um Triebkonflikte im Sinne der Psychoanalyse oder um Gruppenkonflikte, sondern um den geistigen Konflikt allein. Den Ausdruck „seelischer Konflikt" verwendet der Verfasser wohl deshalb, um damit auszudrücken, daß an der geistigen Auseinandersetzung die ganze Seele beteiligt ist. Kein Wunder, daß der Individualpsychologe aufhorcht, denn so ist ihm der Konflikt immer erschienen. *Krauss* definiert den seelischen Konflikt als „ein tätiges Prinzip, eine innere Bemühung um die Wiederherstellung und Umlagerung der Einheit", das seinem Prinzip nach nicht destruktiv, sondern vielmehr „ein Organon der Selbstverwirklichung ist".

Im Hinblick auf die Individualpsychologie meint der Verfasser, sie habe zwar wertvolle Aufschlüsse „insbesondere über die Zusammenhänge von Konflikt und Handlung" gebracht, aber die positive Bedeutung des Konfliktes verkannt. Daß ein Konflikt destruktiv ausgehe, sei nicht dem Konflikt als solchem anzulasten, sondern der Konstitution des Menschen, der den Konflikt erlebt. „Sie läßt den Selbstwertkonflikt, den sie ‚Minderwertigkeitsgefühl' nennt, so allgemein, schon von Kindheit an, vorwalten, daß eine scharfe Abgrenzung zwischen Konflikt und Nichtkonflikthaftem nicht besteht."

Wir meinen zunächst mit *J. Neumann*, daß es nicht angängig sei, das Minderwertigkeitsgefühl seines Gefühlscharakters zu entkleiden; wir sind aber gerne bereit, dieses Gefühl als Ausdruck eines Konfliktes zu fassen. Dann aber weisen wir darauf hin, daß doch die ganze Individualpsychologie von dem Gedanken der schöpferischen, d. h. doch positiven Bedeutung dieses Konfliktes durchzogen ist! Sie behauptet nur, daß *die positive Lösung an die Bedingung genügenden Gemeinschaftsgefühles gebunden ist.* Aber auch *Krauss* kann doch nicht umhin, auf Bedingungen der positiven Lösung hinzuweisen. Also ist auch bei ihm der Konflikt nicht eo ipso positiv, sondern nur, wenn er richtig gelöst wird.

Von diesem Mißverständnis abgesehen, haben wir allen Grund, dem Verfasser für seine Arbeit dankbar zu sein. Vor allem für eine Feststellung: Daß der Konflikt des Neurotikers *mit genau denselben Prinzipien* erklärt werden könne, „die wir für das normale See-

lenleben aufgestellt haben". Und auch für die andere, daß sich im Werten, das dem Konflikt zugrunde liegt, ein *Überbiologisches* kund gebe.

Es handelt sich um eine überaus wertvolle und tiefgehende Untersuchung, die unsere größte Aufmerksamkeit verdient.

F. Birnbaum (Wien).

PROF. HERMANN F. HOFFMANN: *Die Schichttheorie. Eine Anschauung von Natur und Leben.* Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, 1935.

Der Verfasser gründet seine Schichttheorie auf die *Klages*sche Trias von Leib-Seele-Geist, aber er wendet sich darin von *Klages* ab, daß er den Geist nicht als Wiedersacher der Seele betrachtet, sondern „als eine Schicht des Lebens, die nur der Mensch erreichte". Er findet so den Anschluß an die phylogenetische Betrachtung des Organismus als einer sinnvollen Integration älterer und neuerer Apparate. Durchgängig kennzeichnend ist für *Hoffmann* wie für *Klages* der Antagonismus von Selbstbehauptung und Selbsthingabe; dieser zeigt sich in allen Schichten, aber nicht überall in gleicher Weise. Die Schichttheorie bildet daher für *Hoffmann* ein Mittel, um menschliche Persönlichkeitsformen besser kennzeichnen zu können, weil sich nun angeben läßt, in welcher Schicht irgendein Defekt sitzt. Dazu kommt noch, daß *Hoffmann* — wie aus seinen früheren Arbeiten wohlbekannt — zwischen ursprünglichen und kompensierenden Eigenschaften unterscheidet.

Das psychographische Instrument, das sich der berühmte Gießener Psychiater aus Antagonismus-, Kompensations- und Schichttheorie aufgebaut hat, wird in seiner Leistungsfähigkeit bei der Darstellung psychopathischer Persönlichkeitsbilder gezeigt. Damit stellt sich *Hoffmann* in bewußten Gegensatz zu *Schneider*, der mit einer strukturlosen, intuitiv-empiristischen Typenlehre arbeitet.

Der Individualpsycholge steht einer solchen Psychographie mit einigem Befremden gegenüber, wenn er auch in der grundlegenden Antithesis von Selbstbehauptungs- und Hingabestreben die ihm wohlbekannte Dualität von Geltungsstreben und Gemeinschaftsgefühl wiedererkennt, und wenn er auch die Verwertung der *Adler*schen Kompensationslehre mit Befriedigung zur Kenntnis nimmt. Die Schichttheorie selbst, die in diesem Werk vorgelegt wird, betrachtet er mit zwiespältigen Gefühlen. Soll sie nur heuristischen Wert haben, so erscheint sie ihm nicht unakzeptabel; aber er kennt die Gefahren solcher Schemata zur Genüge: sie verführen den, der sie handhabt, dazu, bei der wohlgelungenen Differenzierung stehen zu bleiben, sich mit der Theorie zu begnügen, und die Therapie praktisch beiseite zu lassen. Es fragt sich, ob die durch die Schichttheorie verführerisch nahegelegte Entfernung von der Einheit der Persönlichkeit nicht den Weg zu dieser Einheit verbaut. Tut sie dies, so müßte sie der Individualpsychologe entschieden ablehnen. Aber sie muß es nicht tun; in diesem Fall kann der Weg von *Schneider* zu *Hoffmann* einen großen Fortschritt bedeuten.

F. Birnbaum (Wien).

VÁCLAV PŘIHODA: *Rationalisierung des Schulwesens. Funktionelle Organisation des Schulsystems.* Übersetzt von *Rudolf Fischer.* — Deutscher Verlag für Jugend und Volk, G. m. b. H., Wien-Leipzig, 1935.

Příhoda ist ein moderner Schulorganisator, auf dessen Bedeutsamkeit nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann. Er baut seine Anschauungen über die organische Einheitsschule auf die Ergebnisse der modernen Psychologie und der für die neuzeitliche Erziehung unentbehrlichen Wissenschaften auf und macht beachtenswerte Vorschläge zur Durchführung. Die praktischen Ausführungen zeigen meist die Haltlosigkeit vieler Einwände der interessierten privat- und staatswirtschaftlichen Kreise auf.

Litten fast alle zur neuzeitlichen Ausgestaltung des Schulwesens bisher erschienenen Bücher an dem Mangel einer fachmännischen Darstellung ihrer Durchführbarkeit, so ist gerade das die besondere Bedeutung des Buches *Příhodas.*

In den 13 Abschnitten der deutschen Übersetzung des tschechischen Buches wird ausführlich, klar, nüchtern und sachlich über die „Rationelle Organisation des Schulwesens, Die Schulsterblichkeit, Sonderung im Schulwesen, Quantitative Differenzierung in der Schule, Vorbedingungen der qualitativen Differenzierung, Differenzierung

des Lehrplans, Elektivsystem, Praktische Verwirklichungsformen der qualitativen Differenzierung, Konsolidierung des Lernens, Produktionsschule, Individuelle Arbeitsschule, Kollektiverziehung, Rationalisierung der einheitlichen und sozialen Arbeitsschule" gehandelt. Man fühlt als Schulmann vor allem den Wunsch, daß sich die für das Schulwesen maßgeblichen Bürokraten von der psychologischen Richtigkeit und von der Durchführbarkeit der Vorschläge des Buches überzeugen mögen. So manchen Lehrer geht das auch an.

Über manches kann man wohl verschiedener Meinung sein, je nach Lebenshaltung und Weltanschauung (z. B. Testprüfungen, Schülerauslese und Schüleraufstieg, Wahlfächer u. a. m.). So scheint mir z. B. die Erklärung der Bildung einfach als „Anpassung an wirtschaftliche, soziale und kulturelle Lebensbedingungen" unzulänglich. Zur Bildung gehört auch *der persönliche Entschluß*, das Leben im Geiste besserer Einsichten zu überwinden. Also muß schon die Erziehung — Erziehung und Bildung sind begrifflich zu scheiden! — im Bildling diese Entschlußreife erzeugen.

Damit ergeben sich einige Einwände gegen *Přihodas* Auffassung des Bildungsgutes und seiner Organisation im Lehrplan. Bildung hebt über Alltag, Beruf und bloße Nützlichkeit hinaus und muß den Atem des Kämpfers haben. So versteht jedenfalls unsere Zeit den Begriff der Lebenstüchtigkeit. Darnach erscheint es mir auch bedenklich, das heutige Menschenideal erfaßt zu glauben in der Formel „der arbeitende Mensch, der die Natur den Zielen der Gesamtheit unterwirft".

Diese Einwände können in einer kurzen Besprechung nur angedeutet werden. Sie sind gegen eine weitgehende Verdinglichung des schulischen Bildungswesens im Sinne (amerikanistischer) Nützlichkeit gerichtet. Man vermißt in dem Buche die unerbittliche Kritik an den „modernen" sozialen Seinsformen, soweit ihnen nur ein relativer Wert im kulturgeschichtlichen Ablauf des Lebens als Ganzem zukommt, so daß die Bildungstheorie wissenschaftlich nicht einwandfrei erfaßt erscheint. Die Rationalisierung des Schulwesens darf nicht allein auf die zeitbedingten methodisch-didaktischen Forderungen ausgerichtet sein, sie muß darüber hinausweisen, sonst ist sie nur eben für ihre Zeit maßgeblich.

Přihodas Buch behält seinen Wert, soweit es psychologisch begründet ist. Die Forderung nach der organisatorischen Auflockerung des gesamten Schulapparates und nach seiner Anpassung an die jeweils vorteilhaften Entfaltungsmöglichkeiten und an die psychische Bereitschaft der Schüler ist psycholgisch restlos begründet. Sie ist aber auch individual- und sozialpädagogisch damit begründet, daß es den Schülern bewußt wird, daß sie über selbstschöpferische Kräfte verfügen und daraus erst zu einer selbstverständlichen Arbeits- und Verantwortungsbereitschaft kommen können. Dadurch erst kann bei einwandfreier Führung die Möglichkeit geschaffen werden, daß der einzelne überindividuelle Werte (d. h. echte Bildungswerte) erkennt, anerkennt und sich zu ihnen hinauf entwickelt.

Dr. *Walter Schuster* (Aussig).

AMALIE KÖRPERTH - TIPPEL: *Kind und Bild.* Künstlerisch wertvolle und wertlose Bilder im Urteil von Drei- bis Vierzehnjährigen. Mit 16 Abbildungen und 19 Tabellen. Deutscher Verlag für Jugend und Volk G. m. b. H., Wien Leipzig o. J.

Dieses ergebnisreiche Buch gibt für die Frage der Kunsterziehung wertvolle Hinweise. Daß endlich einmal die Frage vom Standpunkt des Kindes aufgeworfen und die psychologischen Ursachen der Einstellung zur Kunst bei Kindern und Jugendlichen deutlich aufgezeigt werden, sei als besonderes Verdienst hingestellt. Vielleicht ist die sehr begrenzte Auswahl des Bildmaterials (je 8 Kunst- und Kitschbilder), das leider nicht farbig wiedergegeben ist, und die verhältnismäßig geringe Zahl der Versuchspersonen aus nur einer Stadt (Wien) geeignet, die Ergebnisse anzuzweifeln. Darum mögen die Versuche durch andere und anderswo ergänzt werden. Dabei würde es sich empfehlen, die genauen Untersuchungen zu benützen, die in der Tübinger Schule (*Kroh*, *Pfahler*, *Dieter* usw.) zu ähnlichen Fragen, ausgehend von der *Kretschmer*schen Typenlehre, angestellt worden sind (Farbseher, Formseher usw.), damit die Übereinstimmung der Kunsturteile mit der individuellen charakterlichen Eigenart schärfer herausgearbeitet werden kann (z. B. ob es für die einen Hin-

gabe an das Kunstwerk oder Rettung zu ihm ist, weil es etwas Schöneres und Angenehmeres als die Wirklichkeit zeigt). Bei einer Wiederholung der Versuche wäre es angezeigt zu berücksichtigen, daß sich das Interessengebiet unserer heutigen Jugend stark verschoben hat und man demnach diesen neuzeitlichen Kinder- und Jugendinteressen entsprechendere Bilder wählen müßte (Spiel, Sport, Abenteuer usw.), um die Aktivität besser anzuregen. Jedenfalls würden sich da mehr Urteile der Versuchsperson ermitteln lassen.

Dr. *Walter Schuster* (Aussig).

KARL MANNHEIM: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus.* Leiden, 1935.

Den wissenschaftlichen Gehalt aus zeitgenössischen Ereignissen zu holen, ohne die Wissenschaft zu politisieren, ist Grundidee dieses Werkes.

Die Krise der Kultur ist hervorgerufen durch Disproportionalität unserer Fähigkeiten auf technischem Gebiet und unserer rationalen und moralischen Kräfte.

Wurzel der Konflikte ist das Nebeneinander von laissez faire und Regulierungsversuchen. Dieser Zustand mußte zur Krise führen infolge der Verflochtenheit und wechselseitigen Abhängigkeit (Interdependenz) aller wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren in der industrialisierten Welt und infolge Aktivierung früher indifferenter Gruppen der Bevölkerung.

Die steigende Industrialisierung fördert die Einfügung des Menschen in vernünftige Handlungsreihen, aber nicht die selbständige Denkarbeit. Gleichzeitig werden durch Entstehung einer Massengesellschaft, die nicht aufgeklärt ist, irrationelle Kräfte gefördert. Daß die Tradition der Gewalt in der Geschichte eine große Rolle spielt, ist von größtem Gewicht. Der Mangel an selbständigem Denken birgt in sich die Gefahr der Verschüttung der Kultur. Wird nämlich die Vernunft der Einfügung, die funktionelle Ratio, an einer Stelle erschüttert, so entsteht Ratlosigkeit, es erhebt sich der Ruf nach Führung. Demokratie kann, wie auch andere Mittel, positiv und negativ wirken. Schwierigkeiten entstanden durch den Übergang von einer Minoritäten- zur Massendemokratie. Aus der bisherigen intellektuellen Entwicklung der Menschheit ist der Beweis zu nehmen, daß große positive Umstellungen möglich sind. Als Beispiel diene der Schritt von der instinktiven Gruppenintelligenz zur individuellen Ratio. Höchste Stufe der gesellschaftlichen Ratio und Moral ist die Planung. Eine Erziehung zur Planung geht durch die Geschichte. Es erhebt sich die Frage: Wer plant die Planenden?

Die Einheit von Kultur und Gesellschaft hat ihren Ausdruck im freien gesellschaftlichen Leben und in den Institutionen. Von Bedeutung ist hier die Wirkung der Eliten, welche die Sublimierung gesellschaftlicher Kräfte in Wissenschaft, Kunst, Religion gestalten. Diese Eliten sind aus Adel, Besitz und Intelligenzschichten nach und nach hervorgegangen. In ihrer Zusammensetzung erfolgte ein Wandel, als, um die Träger internationalen Geistes zu verdrängen, das Leistungsprinzip für die großen Massen fallen gelassen wurde. Die alte Gesellschaft erlitt einen Schock durch die Massendemokratie. Die Vermassung der Kultur, die eintrat, förderte die Diktatur. In der liberal-demokratischen Gesellschaft konnte Meinungsbildung sich entfalten. Auch in der neugeordneten Gesellschaft muß die Kritik Raum finden. Denn nicht Untergang der Kultur, sondern Planung ist nötig.

Am wichtigsten ist der Umbau des Willens und der Denkfähigkeit, um bewußt, die Welt beobachtend und experimentierend, in die Geschichte einzugreifen. Auch das Denken ist einer bestimmten historischen Situation zugeordnet. Die verschiedenen Denkstufen, Finden, Erfinden, Planen haben sich auseinander entwickelt, bestehen aber nebeneinander. Planen ist das Erfassen der Ganzheit. Das entsprechende Handeln strebt danach, die ganze Struktur von Schlüsselstellungen her zu verändern. Je weiter die Planung fortschreitet, desto mehr wird der Freiraum der Konkurrenz eingeschränkt. Im Mittelalter ist in der Zunft, die alle Lebenssphären beherrschte, totalitäre Planung verwirklicht. Der Liberalismus rief eine Trennung der Sphären hervor bis zu einer großen Diskrepanz.

So scheint die Wissenschaft nicht mehr mit dem Leben verknüpft. Der Einzelfall in seiner besonderen Situation wird nicht von ihr erfaßt. Als nötig erweist sich eine Untersuchung der regulierenden Sondergesetze (principia me-

dia) in einer besonderen historischen Situation, die den Einzelfall hervorbringen. Sie werden vom Wirklichkeitsmenschen mit Notwendigkeit erfaßt, noch nicht von der Wissenschaft. Es enthält aber jedes Geschehen das Gesamtgefüge in sich, so daß bei guter Analyse, Projektionen von Psychologie, Politik, Wirtschaft etc. in spezieller Form nachweisbar sind. Es kommt auf die Problemzusammenhänge, nicht auf die Mathematisierbarkeit an. Die Methoden dieser neuen Wissenschaftlichkeit sind abweichend. Es handelt sich um Erkenntnis des Sich-Gestaltenden. So enthält die Post-mortem-Sicht des Historikers und die prophetische Einstellung politischer Gruppen bedeutende Fehlerquellen. Die Erkenntnis des Sich-Gestaltenden ist zum Teil schon Planung. Der Kampf um diese ist zunächst ein Machtkampf, der zur Vernichtung, aber auch zur Planung im Interesse aller führen kann. Es ist möglich, daß in der Krise bereits ein Klärungsprozeß des politischen Willens der Massen sich zeigt.

Die Aufgaben der Psychologie kann eine statische Psychologie, die den Menschen in abstracto betrachtet, nicht erfüllen. Umbau des ganzen Menschen muß versucht werden, die Planung des Charakters. Psychologische und philosophische Schulen sind von da aus zu beurteilen. Der Pragmatismus begeht den Fehler, vom Tun des Einzelnen auszugehen. Die Idee der Einheit besteht zurecht für Gruppendenken—Gruppenhandeln. Der Behaviourismus erfaßt das äußere Verhalten des Menschen. In der Tiefenpsychologie ist der planende Wille am Werk, wenn auch die Grenzen der Umformbarkeit unkenntlich sind. Sie sucht das gesellschaftliche Optimum mit dem seelischen Gleichgewicht des Einzelnen zu verbinden. Es fragt sich, ob eine Umformung durch Strategie von außen oder durch Psychologie von innen her erfolgen kann. Die Strategie kann nicht den ganzen Menschen erfassen. Die Psychologie kann in ihrer Art nur Eliten erfassen. Vielleicht ist kombinierte Wirksamkeit möglich. Planung darf nicht in Dogmatismus verfallen. Elastisch muß sie, mit noch nicht völlig Bewältigtem rechnend, die Welt rechtzeitig gestalten.

Die Verwandtschaft der Ideen des Autors mit der Individualpsychologie tritt mannigfach hervor. Der Begriff der Planung ist ihr umso näher, als sie selbst nicht nur Psychologie, sondern auch Strategie ist.

Dr. *Alice Friedmann* (Wien).

FORSCHUNGEN ZUR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE. Herausgegeben von *Richard Thurnwald.* Band X, 1. Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie. Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig, 1931.

Der Band enthält vier Arbeiten:

H. Legewie (Aachen) behandelt unter dem Titel „Organismus und Umwelt“ in zwei großen Kapiteln („Die Bedeutung der Tiersoziologie für die Gesellschaftswissenschaft“) den festen Zusammenhang zwischen dem Vegetativen und der Umwelt vermittels des Zentralnervensystems und („Die Grundlagen der Leib-Seelen-Kunde; Zusammenhang Leib-Psyche-Umwelt“) die Möglichkeiten, aus der Tiersoziologie Anhaltspunkte für eine menschliche Soziologie zu gewinnen, und versucht, die Beziehungen zwischen dem Vegetativen, dem Umwelthirn und der Innenumwelt klarzulegen. Die Arbeit schließt mit einer Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen der Psychoanalyse.

Th. Geiger (Braunschweig) sucht („Das Tier als geselliges Subjekt“) die Bedingungen der sozialen Kontakte des Menschen zum Tier, wobei die Erfassung des Tieres als Subjekt gefordert wird, was einer Überwindung der Spannung des psychischen Strukturniveaus gleichkommt. Wesentlich an der Arbeit erscheint die Ansicht *Geigers*, daß „erst die *Zunahme einfühlender Haltung*, d. h. des Versuches, das fremde Subjekt nicht *aus uns*, sondern *aus ihm zu begreifen* ...“, bezüglich der Verständigung, der Vermittlung der „Du-Evidenz“ Möglichkeiten schafft und auch die Kontaktfähigkeit verständlich macht, die der naive Mensch dem Tier gegenüber hat, während der intellektuell-reflektierende Mensch sich Tieren und auch Kindern gegenüber erst kontaktfähig machen muß.

Erich Wasman (Aachen) behandelt in „Die Demokratie in den Staaten der Ameisen und der Termiten“ die verschiedenen Formen der Staatsführung, die aus der verschiedenen Gehirnausbildung und Kastenbildung bei den Insekten sich ergibt.

Eugen Schwiedland (Wien) setzt

sich in „Triebanlage und Umwelt als soziale Gestalter“ mit den Problemen der Mneme, des Bewußten und Unbewußten, der sozialen und individualistischen Verhaltungsweisen, den Einwirkungen der Umwelt auf die Menschen (den zufälligen Geschicken und den Dauerwirkungen der Außenwelt) auseinander, schließlich mit den Einflüssen der Instinkte, Gefühle, Vorstellungen und Interessen. Seiner Meinung nach entstehen die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens aus einer Reihe zusammenwirkender Ursachen: und zwar aus seelischen Antrieben, geistigen Fähigkeiten, aus Erlebnissen und erfahrenen Schicksalen, sowie aus Tatsachen der Umwelt, alles Umstände, von denen manche von bestimmender Wirkung, keiner allein entscheidend ist. „Alles Werdende entsteht eben aus *zufälligen* Voraussetzungen, Bedingungen, Einwirkungen und aus einer *schöpferischen Selbstverwirklichung*“. Liest man diesen letzten Satz, so könnte man sogar vermuten, daß *Schwiedland* von der Existenz der Individualpsychologie wüßte, die aber in der ganzen Arbeit nicht erwähnt ist.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Dr. ERNST ARLT (Feldhof bei Graz): *Pflege und Behandlung entlassener Geisteskranker.* Ein Ratgeber für Angehörige. Mit einem Geleitwort von Hofrat Prof. Dr. *J. Wagner-Jauregg*, Wien. Verlag von Wilhelm Maudrich, Wien, 1933. 51 Seiten.

Ein kurzer, aber recht brauchbarer Leitfaden für Laien, der umso sympathischer wirkt, als Verfasser ausdrücklich hervorhebt, wie entlassene Geisteskranke durch die vollkommene Verständnislosigkeit der Umgebung in ihrer Wiedereinordnung ins Leben gehindert werden.

Eine kursorische Behandlung der wichtigsten Formen der geistigen Störungen; Schwachsinn, Epilepsie, Gemütserkrankungen, krankhafte seelische Anlagen, Spaltungsirresein, Paralyse, Alkoholismus und sonstige Giftsüchtige, geistige Erkrankungen des Rückbildungsalters — schaffen dem Laien wenigstens ein bißchen Klarheit über den vorliegenden Fall. Anweisungen über die Behandlung solcher Menschen in der Familie dürften, wenn sie richtig verstanden und auch befolgt werden, sicherlich dem Irren das Leben erleichtern. Begrüßenswert ist die Tatsache, daß Arlt in der Internierung allein nicht das Um und Auf der Anstaltstherapie erblickt.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

M. SCHAECHTER (Bukarest): *Les sévices moraux.* (Moralische Mißhandlungen.) L'Hygiène Mentale, 1932, Heft 8.

Verfasser bespricht den schädlichen Einfluß, den nicht nur körperliche, sondern auch seelische Mißhandlungen auf Kinder ausüben können, die dadurch in Minderwertigkeitsgefühlen bestärkt, von der nützlichen Seite des Lebens abweichen. Wenn Verfasser hierbei sich auf *Adler* beruft, ist nicht einzusehen, warum er für die schädlichen Folgen der Verzärtelung, die z. B. ältesten, oder kranken Kindern zuteil wird, sich auf amerikanische Autoren beziehen muß, die gerade diese Ursache für Fehlschläge hervorgehoben haben sollen.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

R. et Y. ALLENDY: *Capitalisme et Sexualité. Le conflit des instincts et les problèmes actels.* Les Editions Denoël et Steele, Paris, 1932, 287 Seiten.

Ein auf kommunistisch-psychoanalytischer Basis aufgebautes Bild, das sich aus folgenden Teilerscheinungen zusammensetzt: Die Schwierigkeiten; Die in Betracht kommenden Instinkte; Biologische Entwicklung und allgemeine Konflikte; Individuelle Entwicklung und neurotische Konflikte; Heirat; Prostitution und Konkubinat; Nachkommenschaft; Zukünftige Lösungen.

Interessant ist an der Sache lediglich, daß *R.* und *Y. Allendy* sich weitgehend individualpsychologischer Gedankengänge bedienen, z. B. wenn steht, daß in der Sexualität soziale Instinkte eine Rolle spielen, was die Verfasser allerdings als ihre eigene Auffassung gegen die *Freuds* auszuspielen glauben, — oder wenn sie schreiben: „Das Studium der Instinkte hat uns gezeigt, wie die Strebungen vom digestiven, zentripetalen, individualistischen, kämpferischen, egoistischen Stadium zúm sozialen Stadium der Kooperation und der Solidarität hinzielen; hier liegt zweifellos der Schlüssel der wünschenswerten Lösung.“

Dies und ungezählte andere Beispiele aus dem Buche beweisen, daß die Verfasser die Individualpsychologie

gut kennen, wobei sie allerdings es vorgezogen haben, in dem ganzen Buche den Namen *Adlers* sorgfältig zu vermeiden. Nur an einer Stelle ist kursorisch von Freudscher und Adlerscher Psychotherapie die Rede. Was jede weitere Kritik überflüssig macht.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Chronik.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

5. Okt. 1936: Dr. med. Rudolf *Dreikurs:* Liebe und Ehe.

12. Okt.: Dr. med. Franz *Plewa:* Zur Problematik des jugendlichen Alters.

19. Okt.: Dr. med. Hilde *Krampflitschek:* Von der philosophischen zur medizinischen Psychologie.

26. Okt.: Dr. med Rudolf *Dreikurs:* Was geschieht morgen?

9. Nov.: Dr. med. Margret *Hilferding:* Pünktlichkeit.

16. Nov.: Dr. phil. Alice *Friedmann:* Pädagogik und Heilpädagogik.

23. Nov.: Fachlehrer Oskar *Spiel:* Die ersten Eindrücke von Kindern in der Schule.

30. Nov.: Dr. med. et phil. Lydia *Sicher:* Gescheiterte Ehen.

7. Dez.: Dr. med. Hilde *Krampflitschek:* Die Angst im Kindesalter.

14. Dez.: Lehrer Paul *Brodsky:* Lernschwierigkeiten im Jugendalter.

11. Jan. 1937: Dr. med. Franz *Plewa:* Verbrecher und Neurose.

18. Jan.: Dr. med. Ignaz *Weitz:* Arzt und Patient.

25. Jan.: Fachlehrer Oskar *Spiel:* Die Grenzen der Unterrichtsmethodik.

Nachrichten und kleine Mitteilungen.

Im nächsten Sommer wird in *England* eine *individualpsychologische Sommerschule* für Ärzte, Psychologen, Lehrer und Erzieher veranstaltet.

Näheres bei *Mr. Ernan Forbes Dennis*, 19 Emperors Gate, London SW. 7. England.

*

Unsere Mitarbeiterin Dr. *Alice Friedmann* hält einen, vom Wiener Stadtschulrat bewilligten *Erzieherkurs* über *Heilpädagogik, Individualpsychologie*, mit praktischen Übungen. Anmeldung und Auskunft: Wien VIII., Lammgasse 8 (Telephon: A-28-2-93).

*

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit der Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4*, zu beziehen.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6*, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

*

Erneuerung des Abonnements.

Die Administration bittet um ehebaldigste Überweisung der Abonnementbeträge für 1936, sowie der etwaigen Rückstände, an die Adresse der Zeitschrift: Wien, VI., Joanelligasse 6.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie

Verein Wien: IX., Alserbachstraße 15. (Dr. Heinz Sternberg.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Sir Walter Langdon Brown, M. D., F. R. C. P., Regius Professor of Physic, University Cambridge; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Benno Stein.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Barcelona: Barcelona, Apartado 5016. (Dr. Oliver Brachfeld. Adresse: Barcelona, Rambla Catalunya, 84, 4º.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Arbeitsgemeinschaft Ödemis (Türkei): Ödemis, Türkei (Prof. Eyüp Hamdi Bey).

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Wetzikon, Kanton Zürich. (Frau Inès Spring-Zürcher, Telephon: 978.494.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Monemwassias 22, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, Frans van Mierisstraat 59. (Sekretärin: Frau Paula Allmayer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Hallinglaan 4. (Fräulein M. J. A. M. van Geelen.)

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. E. B. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Heinz Sternberg, Wien, I., Seilerstätte 15.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6.